Kriegszeit, Betrachtungen eines Deutschen

Willy Pastor

·Ex·libris·

+ Wolfgang +
Fürst zu Isenburg
· und Büdingen ·

Digitized by Google

D
515
.P29

Digitized by Google

Digitized by Google

Willy Pastor:

Kriegszeit

Betrachtungen eines Deutschen

Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase, Leipzig
1916

Digitized by Google

Refer. - St.
Moorthamer
1-23-26
11831

American Copyright 1916 by
Schulwissenschaftlicher Verlag
A. Haase, Leipzig – Druck von
Fr. Richter, G. m. b. H., Leipzig

Digitized by Google

Es ist nicht viel Vorworts zu machen von diesen Betrachtungen. Mancher Gedankenreihe, die sich hier in die knappe Form des Kriegsaufsatzes schicken mußte, war wohl ursprünglich eine andere Gestaltung zugedacht. „So gehts in der Welt, weiß kein Mensch, was aus den Dingen werden kann“, sagt Götzens Lerse, als er das Blei der Scheibenfassung zerbricht und zu Kugeln gießt. Eine schlichte Kugel ist eben unter Umständen mehr wert als das schönste Stück Kunstgewerbe, und ein kurzer Aufsatz, der sich auch im Schützengraben lesen läßt, mehr als das gelehrteste und weitest ausladende Buch. Das hat mir manch liebes Wort bestätigt von denen in Feld und auf See, Bekannten und Unbekannten. Und da so viele darunter waren, die gern die losen Blätter in einem Stammbuch der Erinnerung beisammen haben wollten, so wurde eben dieses Buch. Es gilt von ihm als Ganzem, was vorher für jede einzelne Arbeit galt. Ist etwas dran, so ist es, weil unser Aller Leben und Denken, wie Schleiermacher sagt, eingewurzelt ist in deutsche Freiheit und deutsche Gesinnung.

Aus dieser Gesinnung heraus zu schaffen, alles noch Unentschlossene und Halbe in sie hineinzuerziehen, ist unser, der Geschichtsschreiber gemessene Pflicht.

Berlin, im November 1915.

Willy Pastor.

Digitized by Google

Heimkehr zur Mobilmachungszeit.

Am letzten Julisonnabend hatte die „Hohenzollern" mit dem Kaiser an Bord Balholm verlassen. Die Lage war ernst, das wußte nun jeder. Aber noch immer mochte man an einen Krieg nicht glauben. Vielleicht war diese so unerwartete Abreise nur ein politischer Schachzug, dazu bestimmt, mehr Tempo in die Friedensverhandlung zu bringen. „Ihr Kaiser ist ein Friedenskaiser" — mit seltsamer Wärme wurde das alte Wort von den Ausländern verschiedenster Gesellschaftsschichten abgewandelt. Man atmete auf bei den Nachrichten über die Verhandlungen, in denen der Kaiser tatsächlich noch einmal eine friedliche Lösung versuchte. Dann kam Europas große Stunde. Als das gerade und offene, das in jeder Faser so kerndeutsche Wesen des Kaisers wieder einmal einer Politik der Hinterlist begegnete, da sollte es die Welt einsehen, daß es bei Gott keine Schwäche war, die den Kaiser durch ein Menschenalter hatte Frieden halten lassen. Mit Meuchelmördern verhandelte er nicht, und elende Buschkosaken sollten ihn nicht überrumpeln. Seine einzige Antwort auf das hinterhältige Ansinnen eines wenn auch noch so geringen Zugeständnisses des in Treue Verbündeten war: das Ultimatum.

Nie vorher, auch zu den Zeiten des ersten Napoleon nicht, mag Europa ein Ultimatum erlebt haben, das so jäh in alle Fernen wirkte. Die Norweger glaubten sich weitab vom Schuß, und gerieten doch in eine Stimmung, als seien sie selbst das unmittelbare Ziel des Krieges. In wenigen Wochen, berechneten sie, müsse Hungersnot im Lande sein. Die Kunde, daß ein aus Stettin mit deutschem Getreide auslaufender norwegischer Dampfer wieder eingeholt wurde, brachte sie vollends außer Fassung. Die Brotpreise stiegen wie Flugzeuge bei einer Höhenwettfahrt. Die Banken wurden bestürmt, große Betriebe eingestellt, und die sonst so ruhigen Nordländer gestikulierten wie die Italiener. In Christiania kam es bis zur Plünderung einiger Lebensmittelläden durch das Volk, und noch wildere Dinge wurden aus Christiansand gemeldet.

In unserm entlegenen Fjordnest blieb man besonnener. Vorsichtige Naturen rieten mir, der ich dort doch ein Heim habe, in Ruhe auszuhalten, bis der erste Sturm vorüber sei. In Ruhe aushalten, während in Deutschland Mann für Mann an seinen Posten eilte — der Gedanke war eines Engländers würdig! Die Zeit drängte. Von Stunde zu Stunde konnten die Dampferlinien abbrechen. Die Kohlen wurden knapp, und nicht weniger die Mannschaften, die hier gleichfalls eingezogen werden sollten. In aller Eile packe ich das Nötigste zusammen (nur Handgepäck kann man jetzt wagen) und nehme Abschied.

An Backbord gleitet Bangsnäs vorüber. Der ruhige Umriß der Frithjofsstatue hebt sich klar vom Himmel ab. Ein Norweger redet mich an: „Das ist nun ein Jahr,

Digitized by Google

daß Ihr Kaiser uns die Statue schenkte." — „Ja, ein Jahr. Erinnern Sie sich, was er damals gesagt hat? Ein Sinnbild sollte die Gestalt dort sein für unsere gemeinsame Rasse, eine Mahnung zur Einigkeit in einer Rassenpolitik, in der wir uns doch einmal finden müssen." — „Das ist nun anders gekommen." — „Allerdings, aber den Kaiser und uns trifft keine Schuld. England hat es anders gewollt. England, und vielleicht nicht England allein, hat den Kaiser bis heute nicht voll nehmen wollen. Sie sind da drüben nur Rechner, im Kaiser ist ihnen zuviel Romantik. Aber ein gut Teil Romantik lebt in jedem richtigen Deutschen, und der Herrgott soll nun entscheiden, wer recht hat, der Romantiker oder der Rechner. Für uns ist dieser Krieg ein Gottesgericht."

Am Abend des ersten Tages ist Bergen erreicht, am Abend des zweiten Christiania. Man mag die Fahrt noch so gut kennen, man wird doch sonst nicht müde der wechselnden Bilder, die wie eine Beethovensche Symphonie immer neue Schönheiten enthüllen. Heute zum erstenmal achtet man kaum auf die Szene. Die Menschen und ihr verändertes Wesen lassen einem nicht Zeit dazu. Der Krieg kann Erziehung geben, und er kann Erziehung nehmen; für beides finden sich Beispiele von Schritt zu Schritt.

Was ist bloß aus den Norwegern geworden und ihrer stoischen Gelassenheit! Und dann meine lieben Landsleute auf Reisen — wie unglaublich haben sie sich verändert! Es ist nichts Fahriges mehr in ihrem Gebahren, nichts herausfordernd Lautes in ihrer Rede. Mit der ruhigen Sicherheit von Menschen, die einen großen Entschluß gefaßt haben, ziehen sie hin und erledigen die hundert kleinen Zwischenfälle, die nun unvermeidlich sind. In keinem Abteil fehlt es an Dienstpflichtigen. Sie sind herausgerissen worden aus sicheren Stellungen, sie haben zum Teil Weib und Kind verlassen müssen. Aber nicht einer von ihnen klagt, ihre Mienen sind verschlossen, und wenn sie sich ja einmal äußern, dann fühlt man die verbissene Wut über eine Welt von Feinden, die uns nicht gönnen wollen, was uns zukommt.

Auf den größeren Haltestellen drängt man sich um die Zeitungsstände. Noch haben die Engländer den Krieg nicht erklärt, und in rührender Harmlosigkeit verkünden die größeren Blätter, daß die einzig verläßlichen Nachrichten die über London sind. Und über London wird Schauerliches gemeldet. Der Kreuzer „Augsburg" muß zur Strafe für sein taktloses Vorgehen bei Libau bald auf eine Mine stoßen, bald sich von einem russischen Torpedoboot in Grund und Boden schießen lassen, bald explodieren ihm die Kessel.

Die beunruhigendste aller Nachrichten sucht es wahrscheinlich zu machen, daß wir außer dem Krieg nun auch noch die Revolution bekommen. Mit großer Bestimmtheit berichten mehrere Blätter übereinstimmend, daß der Kaiser die sozialdemokratische Parteikasse beschlagnahmen ließ, daß fünfzehn Sozialistenführer — sie werden einzeln genannt — verhaftet wurden und neue Verhaftungen bevorstehen. Sollte das wirklich Wahrheit sein?

Digitized by Google

Da springt ein Deutscher auf, der die neueste „Ostenpost" erwischt hat und liest vor: „Einstimmig und ohne Debatte, unter stürmischem Beifall bewilligte der Reichstag eine Fünfmilliardenforderung des Kanzlers. **Beim Kaiserhoch erhoben sich alle Abgeordneten, auch die Sozialdemokraten.**" Es war das einzigemal während der ganzen Fahrt durch Skandinavien, daß die Deutschen ihre Ruhe verloren und ein Hurra ausbrachten, daß die Wände dröhnten.

In später Nacht kommen wir in Trelleborg an. Wir haben uns zu kleinen Trupps zusammengeschlossen und gehen abteilungsweise auf die Suche nach Quartieren. Die Fähre wird, wenn überhaupt, erst in zehn Stunden gehen. In einem entlegenen Stadtteil finden wir endlich Unterkunft, finden gar zu Kriegspreisen etwas zu essen und trinken.

Eine wunderliche Schlafgesellschaft brachte die Not da wieder zusammen. Ich sitze zwischen einem Hamburger Schiffsmakler und einem kleinen sächsischen Schuster, gegenüber einem Heizer, einem Arzt und einem Tischlergesellen. Die einen werden als Offiziere eintreten, andere als Mannschaften. Aber es gibt da keine Unterschiede, und keiner ist so übergebildet, daß er nicht seine herzliche Freude hätte an den derben Scherzen des kleinen Sachsen, des richtigen Kompagniespaßmachers. Als wir zu Bette gehen, immer mehrere im selben Zimmer, wird der Sachse plötzlich ernst. Das sei doch merkwürdig: wenn wirklich einmal Not an den Mann komme, dann glaube man schließlich doch wieder an den lieben Gott.

Endlich, endlich an der Saßnitzer Fähre auf deutschem Boden! Einen Paß hatte ich mir in der Eile nicht besorgen können, und so bin ich darauf gefaßt, einstweilen zurückgehalten zu werden. Der Beamte im grünen Rock sieht mir scharf ins Gesicht: „Sind Sie Deutscher?" — „Jawohl!" Ein breites Lachen geht über sein Soldatengesicht. „Wer Jawohl sagt, kann passieren!"

Den Krieg in seinen Schrecken ahnt man bei einem stummen, langen Zug, der abends in Saßnitz einläuft. Er führt abgeschobene Russen mit sich, mehr als tausend an Zahl. Es sind viele gepflegte und wohlgekleidete Gestalten drunter, dann wieder kleine Kinder und müde Alte. Der Krieg hat ihnen alles genommen, und nun rollen sie weiter ins Elend. Es ist hart. Aber das ist der Krieg; zum Sondern und Richten blieb uns nicht Zeit, und schließlich: über Roheiten können die Leute nicht klagen. So viele Deutsche auch den Zug einlaufen sehen: nicht ein böses Wort wird laut, doch manch ein Blick des Mitleids geht hinüber. Ein junger graugekleideter Russe, die richtige Dostojewskigestalt, steht breit da mit verschränkten Armen. Herausfordernd höhnisch mißt er die Menge — nicht einer geht darauf ein. Er bleckt die Zähne vor einem deutschen Soldaten, der mit geschultertem Gewehr den Zug abschreitet. Die blauen Kinderaugen des Deutschen fangen die Miene auf, und gleichmütig wenden sie sich ab. —

Zum Abendessen kommt wieder ein Teil der Reisegesellschaft zusammen. Auch der kleine Sachse ist dabei. Während der Fahrt durch Schweden hat ihn wie eine leuchtende Fata Morgana eine einzige große Sehnsucht beherrscht: die nach dem

Digitized by Google

ersten deutschen Glas Bier. Mit innigem Behagen verlangt er vom Kellner eine „Lage Bier". Er bekommt die ruhige Antwort: „Bier gibt es nicht." Entrüstet will er aufstehen. „Ach so, Sie sind alkoholfrei." — „Nein, im ganzen Deutschen Reich gibt es während der Mobilmachungszeit kein Bier." Verblüfft schaut einer den anderen an. Der Sachse findet das befreiende Wort: „Großartig!!"

Wahrhaftig, dieses Alkoholverbot während einer Zeit, in der sonst, und in der in anderen Ländern heute noch der Alkohol in Strömen fließt, war in all seinem Puritanertum ein großartiger Erlaß. Das neue Geschlecht zieht herauf in solchen Entschlüssen. Eine schwere Zeit liegt vor uns. Mit ruhigen Nerven, nicht aber taumelnden Sinnes sollen wir ihr entgegengehen, auf daß wir ihrer Meister werden. Es ist ein heiliger Krieg, der uns aufgezwungen wurde, und niemand soll ihn entwürdigen, auch nicht im kleinen.

In der zweiten Nachtstunde treten wir an zum letzten Teil der Fahrt. Für uns Spätgekommene ist nur noch Platz in Transportwagen. Behaglich sehen sie nicht aus, aber in solchen Wagen ziehen die Mannschaften an die Front — ein Schuft, wer es besser haben will!

Als es im Osten dämmert, stimmt einer das Lied der Weihe an. Alle Häupter entblößten sich, von Wagen zu Wagen wird die Weise aufgenommen, und tausendstimmig hallt es hinaus wie ein Gebet vor der Schlacht, der steigenden Sonne entgegen: „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!"

Den 10. August 1914.

Digitized by Google

Unser heiliger Krieg.

Das ist das Große, das anbetungswürdig Große, das der Krieg uns heute schon gegeben hat: wir lernten es wieder, uns unserer selbst entäußern. Unser kleines Ich ist aufgegangen in einer weiteren Einheit, es sind Schranken gefallen, die uns einer vom andern, und die uns allesamt von einem Höheren absperrten. Heimat und Vaterland waren für Abertausende von Menschen abgemagert zu blutleeren Worten. Nun sind es wieder Wesenheiten, wirklicher als das eigene fühlbare Ich. Was gilt gegen sie noch das einzelne Menschenleben! Tausende von Deutschen sind schon gefallen, Tausende andere grausig zerschossen, und abermals Tausende sehen ein mühsam im Frieden aufgebautes Dasein zerfallen in Nichts. Was gilt's! Mögen wir sterben oder verderben: Deutschland lebt, Deutschland gesundet — wir dürfen nicht klagen.

Die Aussicht ward frei nach jenseits der Horizonte Heimat und Vaterland. Die Gottheit selbst hat sich uns wieder offenbart. Es war eine einzelne Stimme, die in die Schwüle der von Ost und West heraufziehenden Gewitter das Wort hineinsprach: „Geht in die Kirche, kniet vor Gott!" Als dann aber der Blitz auf uns niederfuhr, der den ersten Kriegsdonner brachte, da waren es Tausende, die einig wurden in dem Lied: „Nun danket alle Gott!" Unter freiem Himmel hielten sie Gottesdienst, und die hehren Klänge des Lutherliedes stiegen auf wie steile Opferflammen. Zur gleichen Stunde durchgellte Paris die Attackenmusik der Marseillaise, und in Petersburg brüllten sie mit geschwungenem Säbel „Nach Berlin, nach Berlin!" Laß sie angehen, die verzerrten Janitscharenweisen gegen die festgefügten Akkorde unserer Choräle — sie müssen an ihnen zerschellen wie Brandungsschaum.

Selbstentäußerung: was ist aus den Mauern und Mäuerchen geworden, die im Reichstag Partei von Partei gesondert hielten! Wo sind in den Zeitungen all die alten Unterschiede geblieben, daß man kaum noch erkennt: hat man ein Arbeiterblatt in den Händen oder ein junkerliches? Um ein Jahrhundert, wurde immer gesagt, sind uns die Engländer politisch voraus mit ihrem Parlament und ihrer Presse. Und in zwei Tagen hat Deutschland den großen Abstand nicht nur aufgeholt, nein, es hat ihn weit, weit übersprungen. Gottesfriede ward angesagt, und der Gottesfriede wird gehalten. Wenn das belogene Ausland erst zu hören bekommt, wie es in Wahrheit um uns steht, dann wird es auch begreifen, was das heißt, das deutsche Wesen, das wieder erwacht ist, und an dem nun eine Welt heil werden mag.

Wir haben ihn nicht gewollt, diesen Krieg. Nun aber, da er uns aufgezwungen ist, fühlen wir ihn als den Tag des Gerichtes, und heute schon wissen wir, daß seine Flammen uns nicht verzehren werden, sondern läutern. Das deutsche Wesen war

Digitized by Google

von Gefahren umdrängt, um so schlimmer, je reicher Deutschland wurde. Die Ichsucht drohte unsere besten Kräfte zu zerfressen, Üppigkeit und Luxus verdarben das Volk in Höhen und Tiefen, was noch an gesunden Kräften lebte in unserer Kunst, war nahe daran, erstickt und verschüttet zu werden. Geheime Machenschaften unserer Widersacher und eigene Unbedachtsamkeit sollen den Krieg verschuldet haben? Nach Art alttestamentarischer Stammtafeln will man vermeintliche Sündenregister aufstellen, die mit Agadir anheben, und klug errechnen, wie ein Böses das andere erzeugte? Aber alle diese Namen sind nur Schall und Rauch vor der Größe des Gottesgerichtes, das über uns verhängt ward, und dessen Erhabenheit wir uns würdig zeigen wollen.

Ein reicher Amerikaner hat es ausgesprochen, aus diesem Kriege müsse „ein neues, herrliches, friedfertiges Europa unter Deutschlands Führung" hervorgehen. Das Weltgericht mag es entscheiden. Nicht mit dem Übermut von Weltreichsgründern schreiten wir der Zukunft entgegen, sondern in der sich selbst entäußernden Demut und dem Hingegebensein an eine Aufgabe, die durchzuführen unsere Pflicht ward. Europa muß einig werden in sich, wenn es Herr werden will der unabsehbaren Rudel grinsender Schakale, die aufgestört zu haben das fluchwürdigste Verbrechen des Jahrhunderts bleibt.

Sie werden losbrechen als ein zweiter, gewaltiger Hunnenschreck, und um Europas heiligste Güter geht das Ringen dann. Gebe es der Himmel, daß auch das mißtönige Schlachtgeheul der Schlitzäugigen zerschellen möge vor dem wuchtigen Schritt unserer geweihten Lieder. Deren Geist zu erhalten, mit ihm über Deutschlands Grenzen hinaus das ganze Kultureuropa zu durchdringen, das ist die Schicksalsaufgabe des kommenden Friedens, zu der wir uns schon jetzt bereiten müssen.

Den 27. August 1914.

Digitized by Google

Piratenpolitik.

Als ein Volk von Seefahrern brüstet sich England gern vor der Welt, aber ein Piratenvolk ist es von Anfang an gewesen und ist es noch heute. Es ist keine Voreingenommenheit, das auszusprechen, es ist nur die ruhige Feststellung einer geschichtlichen Tatsache. „Seefahrt und Seeraub", sagt E. Heyck, „sind Zwillingsgeschwister, die in der Frühgeschichte der Meervölker kaum voneinander zu unterscheiden sind." Während inzwischen alle anderen Großmächte, soweit sie an der Kulturarbeit der Menschheit wirken, eine starke innere Entwicklung durchmachten, hat der Engländer sich damit begnügt, nur die Maske der neuen Zeit zu tragen. Seefahrt und Seeraub sind ihm noch immer dasselbe. Er ist großzügiger geworden, gibt sich mit Kleinigkeiten nicht mehr ab. Erst wenn Wesentliches für ihn auf dem Spiele steht, hebt er die Maske und zeigt der Welt sein wirkliches Gesicht.

Das Wesen der Seeräuberei trägt einen anderen Charakter für die Kulturen jenseits des Christentums als für die modernen Völker. Seeräuber waren auch die Wikinger, und die stolze Romantik ihres Wesens verliert nichts, wenn wir ihre Geschichte in Vergleich stellen mit derjenigen der sie umgebenden Völker. Aber in dem Jahrtausend seither wurde Nordeuropa christlich. England hat das Bekenntnis des Christentums äußerlich wohl anerkannt, ja seine Formen noch stärker betont als alle anderen. *Gleichwohl ist es als politische Macht vorchristlich geblieben*, und dieses verhängnisvolle Doppelspiel hat Europa bis zur Stunde nicht zur Ruhe kommen lassen. Die letzten Ursachen des heute tobenden Krieges wurzeln hier.

Die verwegensten Überfälle, von England immer wieder gerechtfertigt mit dem alten „Recht oder Unrecht — mein Land", sind wohlbekannt. Die Zertrümmerung der Hansa unter Ausnutzung der Wirren der Religionskriege war eine Form des Krieges, die sich von einem gewöhnlichen Flibustierstreich nur durch ihren Umfang unterscheidet. Mit gutem Recht verehren die Engländer brutale Seeräubernaturen wie Franz Drake und Walter Raleigh, der Königin Elisabeth anerkannte Piraten, als nationale Helden. Die unglaubliche Zerstörung der abgetakelten und völlig wehrlosen dänischen Flotte mitten im Frieden im Jahre 1809 hat nicht ihresgleichen in der neueren Geschichte. Wie etwas Selbstverständliches nahm man drüben Palmerstons freche Drohung auf, er werde die deutsche Seeflagge als Seeräuberflagge behandeln. Die Drohung wiederholte sich noch in jüngster Zeit in dem bekannten Wort, Deutschland werde eines Morgens aufwachen und sich überzeugen, daß es keine Flotte mehr habe. Die neueste englische Heldentat, ein vor Anker liegendes Schiff in einem neutralen Gewässer niederzuschießen, kann den Kenner der englischen Geschichte wirklich nicht überraschen.

Digitized by Google

Es entspricht solchen Piratenstreichen ein politisches System der Tücke und des Egoismus, an dem die Jahrhunderte christlichen Bekenntnisses nicht das Geringste haben ändern können. Friedrich der Große hat es erfahren müssen, als ihn England zum Dank für seine geleisteten Dienste während des Siebenjährigen Krieges treulos im Stich ließ. Nach der Napoleonzeit nutzte England seinen ganzen politischen Einfluß, um den germanischen Staaten des Festlandes zu nehmen, was ihnen zukam. Im siebziger Kriege wurde Frankreich von England aus mit Waffen gegen uns versorgt. Im Hottentottenaufstand erkannte man sogar die Schwarzen als kriegführende Macht an und verschaffte ihnen Waffen und Lebensmittel. Bis herunter zum Japanbündnis war eben kein Rassenverrat diesen Entarteten gemein genug, den sie nicht unbedenklich durchgeführt hätten.

Von der Unverfrorenheit der Engländer, die sich von der ganzen Welt als die Herren aller Meere, ja aller Küsten anerkannt sehen wollten, sagt Thibaudeau: „Mit Neid sehen sie, daß wir unsere Häfen ausbauen, daß wir unsere Marine instand setzen. Sie beklagen sich darüber und *verlangen Bürgschaften.*" Unsere Kolonialgeschichte weiß ein Lied von dieser Unverfrorenheit. Mit der edlen Miene des Tartüffe klagte England vor der Welt uns an als Störenfriede, weil wir eine Flotte bauten, die unseres Reiches würdig war, indessen doch nur England das Recht haben sollte zu einer starken Flotte. Als diese Flotte dann trotzdem zustande kam dank der Stetigkeit Wilhelm II., da war ihr 1911 ein ähnlicher Schurkenstreich zugedacht wie der dänischen im Jahre 1809. Es ist nicht dazu gekommen, so wenig als sich erfüllt hat, was der „Saturday Review" androhte mit den Worten: „England ist die einzige Großmacht, die mit Deutschland ohne schwere Gefahr und ohne Zweifel über den Ausgang kämpfen kann. *Wenige Tage, und Deutschlands Kriegsschiffe würden auf dem Meeresgrunde liegen oder unter Geleit nach englischen Häfen fahren.*" Es ist inzwischen einige Zeit verstrichen; wo stecken diese fürchterlichen englischen Schiffe, die uns wegfegen wollten?

Deutschland hat seine Flotte, es ist mit ihr eine Weltmacht geworden, *und es ist eine christliche Weltmacht.* Wäre es das nicht, so hätte es nach Piratenart England während des Buren- und Rußland während des Japankrieges überfallen. Es hat dies nicht getan, es hat mit übermenschlicher Geduld Beleidigungen und Tücken hingekommen, die England ihm mittel- und unmittelbar bereitete. Bis dieser verbrecherische Krieg uns aufgenötigt wurde, der alles, was deutsch ist, in den Boden stampfen sollte. Wir werden ihn zu Ende führen, und wenn erst England etwas Ähnliches erlebt hat wie die ihm wesensverwandten Vitalienbrüder vor 500 Jahren bei Helgoland, dann wird es zu Ende sein mit allem vorchristlichen Piratentum. Ein auch in seiner Politik christlich gewordenes Europa wird endlich dann gesunden können an Deutschland und seiner hehren Nibelungentreue.

Den 3. September 1914.

Digitized by Google

Die Saga der Gegenwart.

Vom furor teutonicus ist jetzt viel die Rede, den man längst abgestorben wähnte, und der nun plötzlich losbrach wie der Lavastrom aus einem scheinbar erloschenen Krater. Die Welt hat es erfahren müssen, daß die germanische Rasse noch lebt, und daß die ihr innewohnenden Kräfte in einem langen Schlummer nur ausgeruht und nicht erschlafft sind. Der furor teutonicus ist es nicht allein. Auch in anderen Anzeichen meldet es sich wie das Erwachen aus einem langen Kyffhäuserschlaf.

Auf eine der edelsten uns unvermutet wiedererstandenen Gaben soll diesmal hingewiesen sein. Sie lebt in der Sprache des deutschen Generalstabs. In ihrer knappen Sachlichkeit, ihrem Vermeiden jeglicher Ruhmredigkeit, ihrer absichtlichen Nüchternheit läßt sie sich vergleichen nur mit einer Erscheinung des Weltschrifttums: der altnordischen Saga. Die Ähnlichkeit in Ton und Stil ist so stark, daß kommende Geschlechter die zusammengestellten Berichte des Generalquartiermeisters kaum anders empfinden können als wir heute die schlichte Erzählungsart des alten Islands. Beeinflussung irgendwelcher Art kommt nicht in Frage, und so bleibt zur Deutung des Gemeinsamen nur die Erklärung einer alten Rasseneigenschaft, die, lange verschüttet, nun sich wieder durcharbeiten konnte.

Im schärfsten Umriß zieht die Bilderschrift der Sagas an uns vorüber. Vermieden ist alles, was irgend der Stimmung dienen könnte. Mit keinem Wort wird die Landschaft beschrieben in der die Ereignisse sich vollziehen, es sei denn, daß ihre Andeutung nötig wäre zum Verständnis der Geschehnisse. Aber auch dann wird ein wichtiger Felsen oder ein Gehölz, eine sternlose Nacht oder eine schlimme See nur eben erwähnt. Und wie mit der Natur draußen macht man kein Wesens mit den guten oder schlechten Eigenschaften der Menschen selbst. Ob eine Tat heldenhaft gewesen sei oder schurkig, das zu beurteilen steht dem Sagamann nicht an. Er läßt die Dinge reden, deren einfacher Dolmetsch er ist, und an den Zuhörern liegt es, das geheime Lied aus den Tatsachen herauszuhören und ihm Widerhall zu geben.

Ist, was sich zur Kennzeichnung der alten Sagas anmerken läßt, nicht Wort für Wort auch eine Kennzeichnung der jüngsten Art Geschichte zu schreiben, wie sie sich darstellt in den Berichten des Generalquartiermeisters v. Stein? Da heißt es etwa in der Meldung vom 27. August: „Das deutsche Westheer ist neun Tage nach Beendigung seines Aufmarsches unter fortgesetzten siegreichen Kämpfen in französisches Gebiet, von Cambray bis zu den Südvogesen eingedrungen. Der Feind ist überall geschlagen und befindet sich in vollem Rückzuge. Die Größe seiner Verluste an Gefallenen, Gefangenen und Trophäen läßt sich bei der gewaltigen Ausdehnung der Schlachtfelder in zum Teil unübersichtlichem Wald- und Gebirgs-

Digitized by Google

gelände noch nicht annähernd übersehen. — Die Armee des Generaloberſten von Kluck hat die engliſche Armee bei Maubeuge geworfen und ſie heute ſüdweſtlich Maubeuge unter Umfaſſung erneut angegriffen. — Die Armeen des Generaloberſten von Bülow und des Generaloberſten Freiherrn von Hauſen haben etwa acht Armeekorps franzöſiſcher und belgiſcher Truppen zwiſchen Sambre, Namur und Maas in mehrtägigen Kämpfen vollſtändig geſchlagen und verfolgen ſie jetzt öſtlich Maubeuge vorbei."

Man nimmt die Karte zur Hand und folgt den ungeheueren hier angedeuteten Bewegungen; man macht ſich klar, was das heißen will, „acht Armeekorps", die ſo nebenher als geſchlagen erwähnt werden; man erinnert ſich endlich, was man weiß von der zum Teil oft unrühmlichen Haltung der drei hier in einem erſten Ringen überwundenen Völker: wie der breit ausholende Geſang eines mächtigen Epos ſteigt das empor aus dem einfachen Bericht. In keiner Völkerwanderung bisher ſind planetare Maſſen von ſolcher Mächtigkeit aufeinander geſtoßen, in keinem Volk der Erde hat man noch heroiſcher zu ſterben gewußt als in dem unter Waffen ſtehenden Volk der deutſchen Gegenwart. Nichts von alledem weiß der Bericht. Wie ein Beobachter von einem fremden Stern die Dinge ſehen würde, ſo ruhig und gelaſſen ſchildert ſie einer, der mitten inne ſteht im Weltenlärm. Es iſt der Geiſt der alten Sagas, der Geiſt der germaniſchen Raſſe, der um ſo ruhiger wird, je wilder es zugeht um ihn her.

Ein Fremder könnte wohl meinen, es ſei nur ein einzelner, der ſo kühl und ſachlich die Dinge nähme und von ihnen ſpräche. Das iſt ein Irrtum. Kein anderer Vertreter des deutſchen Generalſtabes würde anders geſprochen haben. Die erſte Tat des deutſchen Heeres, bewundert vom geſamten Ausland, auch dem feindlichen, war die Mobilmachung. Unzählige Dinge, Größtes und Kleinſtes, waren vorher zu berechnen, nichts ließ ſich in Friedenszeiten lang erkunden, die einzige Probe auf die Rechnung war die Tat. Und als dann alles gelungen war in einer Art, daß man ſich wirklich ihrer hätte rühmen dürfen, erſtattete der verantwortliche Hellmuth von Moltke Bericht in dem einzigen Satz, „bisher ſei an den Generalſtab keine Rückfrage gekommen". Sagaton, Sagageiſt auch hier.

Wie allgemein und wie bewußt dieſer Geiſt in der ganzen Heeresleitung lebt, zeigte in klaren Worten ein Offizier des Generalſtabs, als er in einer Preſſeanſprache äußerte, auch die Berichterſtattung müſſe „ſo ſolide, zuverläſſig, muſterhaft ſein wie unſere Mobilmachung, wie unſer Aufmarſch". Und weiter: „Phantaſievoll aufgeputzte Stimmungsbilder zuſammenzuſtellen, die ſenſationell zu leſen ſind, lehnt die Heeresleitung ab, wie es die ernſte Preſſe ablehnen würde, ſie zu empfangen." Alles, was überhaupt geſagt werden kann über die nordiſchen Sagas, faßte der nämliche Offizier zuſammen in den einen Satz: „Das Wort muß zurücktreten hinter die Tat."

Eine neue Kultur ſteigt vor uns auf, in den großen und ruhigen Umriſſen eines ſich nahenden Gebirgszuges; eine deutſche Kultur der Sachlichkeit, von deren

Digitized by Google

Innerstem wir etwas spüren in des Freiherrn von Bissing Wort: „Eiserne Pflichterfüllung ist ein Ausfluß hoher Kultur." Das ist das deutsche Wesen, das manch einem schmucklos und barbarisch scheinen mag. Aber wie unsere Waffen um so tüchtiger wurden, je weniger sie von außen Kunstwerken glichen, wie gerade die edelsten Musikinstrumente keine Ornamenteinlage und keinen Bildschmuck mehr kennen, so auch wird die neue deutsche Kultur, Herr geworden über Europa, gerade in ihrer Schmucklosigkeit alles Gewesene übertreffen. Als einen ersten Ausdruck ihres Wesens dürfen wir den Sagastil der Sachlichkeit hinnehmen, in dem das Heer jetzt seine eigene Geschichte schreibt.

Den 8. September 1914.

Digitized by Google

Das Ende der Kunstapachen.

Wenn es einen Humor gibt, einen grimmig behaglichen Humor in einer todernsten Zeit, dann haben wir ihn in der unvergleichlichen Würde, mit der der Kriegsminister der Dumdum-Soldaten, der erste Vertreter des angelsächsischen Piratentums und die weiße Weste von Monako einstimmig versichern, es sei ein Krieg der Kultur gegen die Barberei, den sie jetzt mit Hilfe von Kosaken, Japanern und afrikanischen Eingeborenen gegen Deutschland führen. Wir deutschen Barbaren wissen nun, was man ringsum unter Kultur versteht. Niedergemetzelte Wehrlose, Grausamkeiten, wie sie kaum ein mittelalterlicher Henkersknecht ersonnen, ein über das halbe Erdreich verbreiteter Pestdunst der Lüge und der Heuchelei, das alles ist Kultur. Und barbarisch ist der in unserem Volksheer lebende Idealismus, barbarisch unser Pflichtgefühl und der Mut zum Sterben, barbarisch ist es im höchsten Grade, wenn deutsche Truppen, aus irgendwelchem malerischen Stadtwinkel heraus beschossen, nicht erst im Bädeker nachschlagen, ob sie wiederschießen dürfen.

Der Kaiser hat einmal ein Bild entworfen: „Niemand zu Liebe, niemand zu Leide." Zu den Füßen eines geharnischten Ritters am Eingang eines Heiligtums windet sich da ein Gewürm teuflischer Fratzen. Wie schwelender Höllenbrand drängt es herauf und wälzt sich züngelnd gegen den Tempel. Aber dessen Wacht ist stärker und hält die Stufen frei. — Wir heute erleben das Gesicht als Wirklichkeit. Ringsum steigt es empor aus den abgründigsten Tiefen, von allen Seiten wird der Höllenbrand geschürt. Die Welt wird es Deutschland noch einmal Dank wissen, daß auch die Wirklichkeit eine gewappnete Macht auf ihrem Posten fand, die das tückische Gewühl nicht Herr werden ließ über ein Heiligtum.

Eines nur will Unzähligen, deren Augen nun erst sehend wurden, nicht in den Sinn: wie war es möglich, daß so viel dunkle Mächte in der Runde sich bilden und sich sammeln konnten? Wie war es insonderheit möglich, daß im Westen, in Ländern „uralter Kultur" sich alles das so jäh entwickelte, was nun in düsterer Bereitschaft steht?

Aber der furchtbare Rassenverfall im Westen, heute aller Welt offenbar, kam ganz gewiß nicht plötzlich. Durch viele Jahre hindurch hat er sich angekündigt in all seinen Stufen der Entwicklung. Weniger in Worten (die für die drüben immer noch da zu sein scheinen, um Tatsachen zu verbergen) als in anderen Dingen. Wer Kunst zu lesen verstand, der sah das Unheil kommen, Schritt um Schritt.

In der Pariser Ungefährmalerei, der Kunst eines unstet gewordenen, nervösen Blickes, hatten wir das erste Zeichen der Entartung. Schärfere Gegensätze gab es nie als zwischen dieser Pariser Ungefährkunst und der deutschen Malerei des festen Auges. Was aber taten wir, um ein Hinübergreifen des Leidens zu ver-

Digitized by Google

meiden? Weniger als nichts. Die willige Bewunderung gedankenloser Deutscher vor allem, was „weit her" ist, wurde von einem rassengleichgültigen Kunsthandel ausgenutzt, und das als Fortschritt darzustellen, was doch sittlich nur Entartung war. So weit ging das verbrecherische Spiel, daß man selbst bei dem gemalten Wahnsinn eines van Gogh noch zu behaupten wagte, genau wie dieser arme Kranke müßten unsere Künstler sehen lernen, wenn sie richtig sehen wollten. Und daß eine ganze Gruppe unserer Künstler darauf einging, daß es Kunstschreiber und Galerieleiter in Fülle gab, die das mit Wort und Tat guthießen, das konnte einen an Deutschland fast verzweifeln lassen.

Dann kam das Ende. In Paris, das mit seinen wirklichen Apachen nicht mehr fertig werden konnte, in dem allerorten die schlimme Saat aufging, die unser gutes Heer nun niedertreten muß, im selben Paris kam es zu einem Apachentum auch in der Kunst. Expressionismus nannte man's. Künftige Kulturhistoriker werden es kaum fassen können, wie diese gemalten Scheußlichkeiten in Form und Inhalt je Anerkennung finden konnten. Aber sie wurden anerkannt, in Paris und draußen. Derselbe Kunsthandel, der mit den französischen Ungefährbildern Geschäfte machte, trat nun auch dafür ein und ermunterte die Künstler, hier fortzufahren. Und wieder gab es sogenannte Kunstgelehrte, die auch für diesen Wahnsinn gute Gründe hatten, und ein ganzer Ring von Museumsdirektoren tat ihnen nach.

Lang, lang ist's her, ganze anderthalb Monate, daß die Schreckensherrschaft dauerte. Der heilige Krieg hat ihr ein Ende gesetzt. „Dieser Krieg hat uns alle besser gemacht," sagt Fürst Bülow. Sogar den Kunsthandel und seine Verbündeten. Mit jener Virtuosität der Entwicklung, die wir an ihnen gewohnt sind, setzen sie sich urplötzlich ein für deutsche Art und deutsche Kunst. Es fällt schwer, nicht bitter zu werden und bei dieser jähen Ableugnung des noch gestern Vergötterten nicht an die Fabel vom sterbenden Löwen zu erinnern. Das Mildeste, was sich noch zur Kennzeichnung sagen läßt, findet sich in Reuters „Stromtid". „Das Volk steht auf, was sollen wir tun?" „Was sollen wir tun — wir werden Volk!"

Sei's wie es sei, wir wollen Burgfrieden halten auch hier, wenn die neue Sinnesart nur wirklich vorhält bis zu den letzten Folgerungen. Es wird sich zeigen müssen, ob unser Kunsthandel über den Drang der Stunde hinaus willens ist, nun deutsche Art in unserer Kunst zu pflegen und ihr über die Grenzen weg die Geltung zu verschaffen, die ihr zukommt.

Den 15. September 1914.

Digitized by Google

Krieg und Theater.

Zu den zahllosen stillen Helden, von denen die große Zeit ihre Opfer einfordert, können auch die Bühnenkünstler sich zählen, soweit sie sich klaglos schicken in die so hart gewordenen Bedingungen des Daseins. Es war ein wackerer Entschluß, ihre Not mindestens so weit zu mildern, daß man die Theater offen hielt. Eines nur muß das Volk in dieser Zeit unmeßbarer Opfer an Blut und Gut gebieterisch verlangen: *Schillers Forderung von der Schaubühne als einer moralischen Anstalt ist das Selbstverständliche für alle Theater, die heute zu spielen wagen.*

Nicht anders war es auch gedacht von allen ernst zu nehmenden Persönlichkeiten, die ohne die Aussicht auf eigenen Gewinn eintraten für die offene Bühne (besonders zu nennen wäre unter den ersten Anregern der Generalintendant Georg von Hülsen). Es ist kein Söldnerheer, das draußen für uns bei Tage und bei Nacht sein Leben einsetzt. Wir alle haben Nah- und Nächststehende im Feld und auf See. Diese unsere Besten in Not und Entbehrung zu wissen, während wir selbst, und sei es auch nur für Stunden, uns dem Genuß einer aus Üppigkeit und Schwelgerei geborenen „Kunst" hingeben, das wäre Verrat. Ließen wir das wieder aufkommen in der Stimmung unserer großen Städte, so wären wir nicht weniger verächtlich als das Land, das bezahlte Leute in die Front schickt und sich derweilen nichts entgehen läßt von seinen Klub- und Sportgenüssen.

Der Krieg, heißt es, kann nicht zu Ende gehen, wenn wir nicht fertig werden mit den Engländern. Das ist richtig. Aber wir haben auch ein England bei uns selbst, einen Krämer- und Schachergeist, dem die heilige Sache nur eine neue Handelslage bedeutet. *Dieses England daheim muß niedergerungen werden, erbarmungslos und mit jeglichen Mitteln.* Gelingt uns das nicht, so haben wir zu Haus so gut wie nichts geleistet. Wir mögen siegen über alle Gegner, wir mögen das Reichsgebiet erweitern nach Ost und West und mögen ihm Milliarden zuströmen lassen: wird der faulige Großstadtgeist von ehedem wieder Herr über Deutschland, dann wird uns alles das zum Fluch. Dann haben wir Verrat geübt am größten Volk der Erde, und der schwerere Krieg der Zukunft, der vom Osten dämmernd aufzieht, wird uns wehrlos finden.

In der Operettenindustrie, wie sie bis in den Sommer hinein die besuchtesten Bühnen beherrschte, zeigte sich der ganze Tiefstand moderner Großstadtzivilisation. Wie ein Sammelbecken war diese Operette für alle Abwässer heruntergekommener Kunst. Die vertrottelte alte Posse und das blöde gewordene Überbrettl durften hier sich wieder zeigen. Den an sich schon bedauernswert armseligen Walzerliedern wurden nach englischem Vorbild getanzte Kehrreime angehängt. Vor allen Dingen

Digitized by Google

bezog man aus Paris schlüpfrige Texte; aus den nämlichen Pariser Theatern, deren ganze sogenannte Kunstbetätigung schließlich nur noch eine verhüllte Kuppelei war. Der großstädtischen Operette blieb es vorbehalten, die noch verhüllte und mehr oder minder anmutige Kuppelei immer aufdringlicher und frecher werden zu lassen. Es ist nur die Wahrheit, wenn man von den Operetten der letzten Jahre gesagt hat, sie seien Fleischausstellungen mit Musik geworden. Und wie eine Zusammenfassung all des Entarteten und Fetten waren die in Wort und Ton gleich schamlosen Kehrreimlieder, die dann draußen, vom Grammophongewerbe überallhin verbreitet, der Operettenkuppelei nur allzu willig Werbedienste leisteten.

Noch keine zwei Monate sind es her, daß der über Deutschland hinfegende reinigende Gewittersturm all dieses Schwüle von uns nahm. Noch keine zwei Monate — und soll heute bereits die geistige Luft sich wieder anfüllen dürfen mit den üblen Dünsten und Krankheitskeimen? Sollen die kaum eröffneten Theater es gar wagen dürfen, die großen Toten unseres Heeres auf dieselbe Weise zu entehren, wie sie früher gute Elemente der Kunst geschändet haben?

Da werden in einer Operette bezechte Kosaken auf die Bühne gebracht, und Ruchlosigkeiten, die uns zittern machen vor Wut, scheinen den Coupletdichtern ein willkommener Stoff für neue Witzeleien. In einem sogenannten Volksstück wird ein Lied abgesungen mit dem Kehrreim „Französchen, Französchen, wir ziehn dir stramm das Höschen", und dem Kehrreim schließt sich eine Marschübung an, die noch nicht ganz die Gliederschau von ehedem ist, die aber ein Wiederaufleben dieser Gliederschau ganz offensichtlich vorbereiten hilft. Die komischen Szenen arbeiten mit Anspielungen auf die absolute Minderwertigkeit unserer Gegner, und je felddienstunfähiger solch ein Zuschauerraum sich darstellt, um so lauter der Beifall.

Und all dies elendige Gründertreiben sollen wir uns ruhig bieten lassen? Wir sollen ruhig zusehen, wie die Größe der Zeit mißbraucht wird, ein volkzersetzendes Getriebe, kaum eben abgewehrt, aufs neue wuchern lassen? Noch stehen wir am Anfang. Aber diesen Anfängen sich mit ganzer Kraft zu widersetzen ist die Pflicht aller derer, die es ehrlich meinen mit der Kunst und ehrlich vor allem mit dem deutschen Volk. Der gesunde Teil der Berliner Bevölkerung hat es eingesehen, daß es nicht angeht, Straßen, auf denen sich Flüchtlinge vom Osten und vom Felde heimkehrende Halbsieche bewegen, unter Dauerbeflaggung zu stellen. Die Taktlosigkeit der Dauerflagge aber ist ein Nichts gegen die sich wieder vorwagenden Versuche, aus unserer Schaubühne eine Stätte der Verflachung und schlimmerer Dinge zu machen.

Den 21. September 1914.

Digitized by Google

Der Dom zu Reims.

Den beiden Türmen zur Seite des Haupttors fehlt die gotisch-steile Bedachung. Die Werke der Gotik sind ja alle „so kolossal geplant, daß sie beinahe nie zur Vollendung kamen". Im vollen Licht des Tages mag man bei solchen Turmstrünken wie auch an anderen Domen das Unvollendete bedauern. Im gotischen Bauwerk drängt und sprudelt alles empor wie bei einer tausendstrahligen Wasserkunst. Je gewaltiger der Hochdruck, der die Massen emporwirft, um so störender das plötzliche Abbrechen, die jähe Versteinerung gerade da, wo die Formen am leichtesten aufschnellen sollten, um dann wieder herabzusinken in sich selbst. Und beim Wunderwerk von Reims ist der unsichtbare Hochdruck so ungeheuer, daß es bei den Strahlenmassen schon dicht über dem Boden absprüht in einem übermütig reizvollen Spiel. Als ob man ein schönes Bildwerk sähe mit abgeschlagenen Armen, so beinahe schmerzhaft wirkt die unvermutete Hemmung dort, wo die gelockerten Kräfte am leichtesten spielen konnten und sollten.

Die Kathedrale von Reims teilt das Schicksal mancher anderen Kathedrale, und wie bei den anderen, so mag es auch in Reims Stunden des Tages geben, in denen das sonst Störende schwindet, ja fast selbstverständlich wirkt. Wenn die Dämmerung zahllose Einzelheiten erlöschen läßt, oder wenn in heller Mondnacht die Massen sich zusammenballen, dann gewinnt der Umriß mit der abgekämpften Höhe etwas ungeahnt Wuchtiges, und in dieser Wucht ist es, als der Dom sich seiner eigenen Vergangenheit erinnerte und der Ahnen, die vor ihm waren. Was wollen diese beiden Flankentürme seitlich des Eingangs sagen? Wie sind sie geworden? Das Festungstor der mittelalterlichen Stadt gibt uns die Antwort. Auch dort die beiden Wehrtürme, wie ein gigantischer Doppelposten an den Eingang gestellt, den sie zu schützen haben. Ein' feste Burg war die Christenkirche des Nordens, nicht nur bildlich anfangs, sondern im vollen, wehrhaften Ernst, und von dieser ihrer tiefsten Art aus germanischer Urzeit haben die Kirchen sich starke Erinnerungen gewahrt, selbst noch in einer so späten Kultur wie der Gotik.

In früher Morgenstunde muß man hintreten vor solch ein Werk, wenn die dunkel gebundenen Massen sich langsam lösen und die steigende Sonne Form um Form erwachen läßt aus tiefem Schlaf. Das ist, als ob ein solcher Bau langsam hineinwüchse aus ferner Vergangenheit in seine eigene Zeit. Wer Augen hat zu sehen, dem mag dann wohl vor einem Reimser Dom der tiefste Sinn sich erschließen der gesamten Gotik.

Was bedeutet das, die Gotik? Die Bücher und Gelehrten sprechen viel von einem Stein gewordenen „Spiritualismus", einer erdvergessenen Jenseitsstimmung, die hier Form angenommen habe. Erdvergessenheit, christliche Sehnsucht zum Jenseits

Digitized by Google

soll das sein, was in den fast sündhaft sinnlichen Farben der bunten Fenster glüht, was Nerv und Kraft ist bis in die abertausend sich abzweigenden feinen Spitzen, was Gesundheit überschäumt in einer Fülle unerschöpflicher Gesichte?

Nein, nicht das Jenseits führt hier das Wort, sondern erdenfreudigste Diesseitsstimmung. Kunstwerke dulden nicht, daß man vorlaut auf sie einspricht mit papierenen Gedanken, wir müssen warten, bis sie uns etwas zu sagen haben. Tut das beim Dom zu Reims, und ihr werdet inne werden, daß die Gotik, die man euch als eine Art versteinerten Nirwanas einredete, in Wahrheit ein Stil der Pracht ist, ein Stil der Sinnenfreude, die es dazu hat, wie ein König aufzutreten. Wie ein Triumphzug schreitet das einher mit seinem endlosen Gefolge von Bildnereien, mit dem fürstlichen Prunk seiner Formen. Nie war die Kirche so fern dem asketischen Urchristentum als damals, da sie Dome baute mit hallenden Glocken und festlich rauschenden Orgeln.

Massen haben seit je unsere großen Kirchen umbrandet, und erst wenn die Massen dahergewälzt kamen, konnten sie ganz zum Leben erwachen. Nun drängt es sich dichter als jemals zuvor. Doch es ist eine Sturmflut geworden, und sie droht den stolzen Felsen zu zerschmettern. Die Enkel des nämlichen Volkes, das den Dom einst schuf, drohen ihm heute Vernichtung. Drüben haben sie Mißbrauch getrieben mit der weißen Flagge, Mißbrauch mit den großen, allmenschlichen Gedanken, die der Ton der Glocken hinaustrug übers Land. Wird es das Ende sein eines geheiligten Kunstwerks? Nicht uns träfe die Schuld, aber wir alle würden es beklagen. Gleichviel: dort steht ein stolzer Bau in Lebensnot, und hier eine Rasse: die Rasse gilt uns mehr als selbst ein ganzes Land.

Den 23. September 1914.

Digitized by Google

Der unsichtbare Gegner.

Man hört jetzt oft, außer Rußland, Frankreich und Japan hätten die Engländer noch eine vierte Großmacht gegen uns entboten, und das sei die Presse. Beizeiten habe sich England hier in verschiedenen Ländern Einfluß zu schaffen gewußt; wir nicht. England habe sich ferner, als das noch ging, um eine Milliarde ein Kabelmonopol gesichert, kraft dessen es ihm nun möglich sei, uns allenthalben in den Holzpapierwäldern ringsum niederzuringen.

Nach einem alten Wort ist der Sieg noch immer bei den stärksten Bataillonen. Die Engländer und ihr Anhang glauben den Satz auch auf die Kämpfe zwischen ihrer und unserer Presse übertragen zu können. Sie meinen schon deshalb in den Zeitungen der ganzen Welt unserer Herr zu sein, weil sie gegen jede einzelne von unseren Drahtungen ihrer mindestens ein Dutzend aufmarschieren lassen können. Die fremden Schriftleitungen sind ja so „unparteiisch", sie nehmen die Meldungen von rechts und links und lassen sie drucken. Was ist da das bißchen Druckerschwärze, das uns zukommt, gegen die zähe Masse, die sich in ununterbrochenem Fluß von drüben her ergießt!

Diese ganze Art, zu rechnen, ist so ganz englisch, daß wir uns jede Gegenrede sparen könnten. Aber es läßt sich nicht leugnen, daß das englische System verworrene Köpfe noch verworrener gemacht hat, und daß man dem entgegentreten muß. So widerlich es ist, sich mit diesen Dingen überhaupt zu befassen, muß man den Widerwillen doch überwinden und zunächst einmal an eine Anzahl von Schriftleitern neutraler Länder eine ruhige Frage stellen: Was haben die Herren eigentlich für Vorstellungen von den einfachsten Pflichten einer sachlichen Schriftleitung? Immer wieder mahnen sie uns mit einer rührenden Miene: „Schickt doch mehr Depeschen! Wir nehmen, was wir kriegen; es ist nicht unsere Schuld, wenn wir von England so viel ausgiebiger bedient werden." Der letzte Jüngling, den man bei uns in ernsteren Blättern überhaupt zuläßt, ist sich darüber klar, daß er in dem Haufen von Drahtungen und Korrespondenzen zunächst einmal zu sichten hat. Ist eine Meldung offenbar erlogen, so kommt sie zerknittert in den Papierkorb. Wird die Lüge zehn- oder zwanzigmal wiederholt, so mag sie ob ihrer Verbreitung immerhin erwähnt werden, aber selbstverständlich nur mit dem klaren Hinweis, daß es eben eine Lüge ist. Ist die Presse fremder Länder wirklich noch zum Teil so kindlich unentwickelt, daß sie von solchen Fibelsätzen gar nichts weiß?

Es scheint so. Ein Beispiel unter hunderten: am 4. August konnte überallhin amtlich gemeldet werden, daß die deutsche Sozialdemokratie treu zu Kaiser und Reich hielt, und daß sie ohne Widerrede mit den anderen Parteien in die Fünf-

Digitized by Google

milliardenforderung einwilligte. Selbst von London aus ward das bestätigt. Gleichzeitig aber wurde, und diesmal nur von London aus, in größter Ausführlichkeit gemeldet, der Kaiser habe sozialdemokratische Führer erschießen lassen und ihre Parteikasse beschlagnahmt. Am nämlichen Tage wurde Englands Kriegserklärung bekannt. Ein Kind mußte merken, daß die Londoner Räubergeschichten erfunden, und zu welchem Zweck sie erfunden waren. Aber — sie wurden abgedruckt, ohne Einschränkung und ohne Anmerkung. Sie war ja telegraphiert, sie brachte so viel spannende Einzelheiten, daß sie für den Papierkorb doch zu schade war. Bismarcks Wort: „er lügt wie telegraphiert" („er lügt wie ein Reuterbüro" wird man jetzt sagen müssen) scheinen sie da draußen nicht zu kennen.

In der Mobilmachung und dem Aufmarsch der Truppen hat es uns kein Volk der Erde gleich getan. In der Mobilmachung von Lügen aber, im Aufmarsch dieses unsichtbaren Gegners, hat England etwas geleistet, gegen das wir rein nichts zu bieten haben. Aber ich meine, wir brauchen das nicht zu beklagen, wir können im Gegenteil nur wünschen, daß das lügengewaltige England ruhig so fortfahren möge. Mit seinem Riesenfeldzug gegen die Wahrheit erreicht es auf die Dauer nur das eine, daß es die Zeitungsleser zur Kritik erzieht und damit auch den letzten Schriftleitungen gewisse Grundsätze beibringt, ohne die ein anständiges Blatt nicht möglich ist. Mögen sie also ihre Lügenzeilen kolonnenweise loslassen! Minderwertiges Zeilenfutter richtet noch weniger aus als minderwertiges Kanonenfutter. Wir wollen froh sein über die kleinen Kerntruppen unserer amtlichen Nachrichten, die gegen dieses Gesindel siegreich bleiben müssen, mag es ihnen an Kopfzahl noch so überlegen sein.

Es gibt Waffen, die, wie der Bumerang in der Hand eines Ungeschickten, den eigenen Schützen niederstrecken. Das verbrecherische Japanbündnis wird sich für England noch als eine solche Waffe erweisen. Bei ihrem wahnwitzigen Hantieren mit der Lüge im Kampfe gegen Deutschland brauchen wir nicht erst abzuwarten, ob etwas Ähnliches geschieht. *Die Engländer sind bereits das Opfer ihrer eigenen Lügen geworden, lange bevor dieser Krieg begann.*

Wir alle erinnern uns jener tragikomischen Angste der Londoner, als sie vor wenigen Jahren jedes Surren in ihren Nebellüften für einen dort kreuzenden Zeppelin hielten. Die Zeitungen hatten ihnen solche Überfälle in tiefster Friedenszeit so oft vorgelogen, bis sie es schließlich selber glaubten. Nichts anderes war es mit der „Times"-Lüge einer am Berliner Hofe wühlenden Kriegspartei, von der man eines Tages ohne vorherige Kriegserklärung die große Invasion zu erwarten habe (Piratennaturen wie den Engländern liegen solche Vermutungen ja nahe). Wohl das Tollste waren die immer wieder von den Zeitungen aufgenommenen Warnungen, die zahlreichen deutschen Kellner in London seien in Wahrheit — gediente Soldaten, von der deutschen Regierung heimlich nach London geschickt, um dort im gegebenen Augenblick mit Gewehren versorgt zu werden. Auf etwa

Digitized by Google

300.000 Mann schätzte man diese Kellnerarmee, die eines bösen Tages in wohlgeordneten Schlachtlinien dastehen werde.

Solche von der englischen Presse unermüdlich verbreiteten Lügen muß man kennen, um überhaupt die phantastisch albernen Dinge zu verstehen, die heute das „Reuterbüro" zusammendrahtet. England selbst hat ganz ähnliche Dinge längst für wahr genommen und glaubt sie nur darum auch den anderen bieten zu können. Vielleicht ist es überhaupt nicht richtig, sich über die Englandpolitik der Lüge erst zu entrüsten. Diese betrogenen Betrüger sind dem unsichtbaren Gegner, den sie gegen uns entsenden wollten, ja selbst zum Opfer gefallen.

Den 2. Oktober 1914.

Digitized by Google

Stille Völkerwanderungen.

Wir haben es schaudernd miterlebt, wie aus den Schlünden Belgiens jene teuflischen Instinkte drangen, die sich kundgaben in den gräßlichsten Verstümmelungen Wehrloser. Wie giftige Dünste quoll das auf. Einen Volkskrieg aufs Messer könnten wir zur Not begreifen. Nicht das. Hier zeigen sich Triebe so fremder Art, daß wir uns sagen: wer das tun kann, muß anders sein als wir, aus einer uns fremden Rasse heraus geboren und mit Trieben behaftet, die uns Nordeuropäern nicht eingegeben sind.

Wir müssen weit rückwärts in der Geschichte suchen, um Ähnliches zu finden. Im Dreißigjährigen Krieg haben einfallende Völkerschaften Entsprechendes verübt, oder beim Einbruch der Mongolen, beim großen Hunnenschreck. Aber da waren es ja wirklich fremde Rassen, die zu uns herüberbrandeten. Im belgischen und nordfranzösischen Feldzug dagegen wurde das Schlimmste uns angetan von vermeintlichen Eingesessenen, von den scheinbar rechtlichen Inhabern des Landes. Wie soll man da von einer fremden Rasse sprechen dürfen? Woher das Recht nehmen, mit eiserner Faust auch künftig dreinzufahren in die fremde Brut?

Alteingesessene, zum Teil vielleicht gar Ureinwohner — man urteilt so, weil man nichts von Völkerverschiebungen weiß, die durchaus minderwertige Rassenbestandteile nach Belgien gebracht haben könnten. Von Cäsar an bis zu den vielfachen Kriegszügen des Mittelalters und der neueren Zeit hat es dem Lande an allerlei Zugang niemals gefehlt. Aber so verschiedene Völker auch Heere nach Belgien entsandten, ist doch unter ihnen keins verächtlich oder auch nur außereuropäisch. Gestützt auf diese Kenntnis und unter Ausscheidung des Unwesentlichen ist man übereingekommen, zwei volkische Hauptbestandteile in Belgien zu sondern: die Vlamen des belgischen Niederlandes und die Wallonen im Oberland. In beiden sollen die uralten Gegensätze der germanischen und der romanischen Art vertreten sein. Wo also wäre da ein Untergrund, auf dem etwas rassig Minderwertiges sich hätte bilden können?

Nirgends, wenn die Geschichtsschreiber recht hätten, die nur die offenen Völkerwanderungen kennen. Doch außer den offenen gibt es auch noch stille Völkerwanderungen, die sich im Dunkel vollziehen, so langsam und so lichtscheu, daß kein Geschichtsbuch ihrer bisher achtete. Es wird Zeit, das nachzuholen. Von einem Jahrzehnt zum andern werden die stillen Völkerwanderungen den alten Stammrassen immer gefährlicher, sie gehen ihnen ins Blut ein wie ein unsichtbares Gift, und die Zersetzung muß kommen, wenn beizeiten nichts geschieht zur Abwehr.

Wir haben schon heute einen sehr merkbaren Fall von Wirken einer solchen stillen Völkerwanderung. In den volkreichsten Städten der alten und der neuen

Digitized by Google

Welt ist es zur Bildung kleiner japanischer und chinesischer Kolonien gekommen, von einem Umfang bisweilen, daß sie ganze Stadtviertel sich aneignen konnten. Sie kamen nicht wie die Völkerzüge von einst in Massen daher, und nicht im offenen Kampf. Einzeln oder gruppenweise schlichen sie sich ein, ganz harmlos, ganz unscheinbar. Durch die Stetigkeit ihres Sicheinnistens aber ersetzten sie reichlich, was ihnen an der Wirkungskraft eines offenen Vorstoßes zunächst abging. Das Getriebe der großen Städte schafft ihnen die Möglichkeit, auf mannigfachste Weise sich und ihre Art zu verästeln und ihre minderwertigen Instinkte zu übertragen. Im bedrohtesten Kulturgebiet, den Vereinigten Staaten, hat man ihre Gefahr endlich erkannt. Man ist dabei, Deiche zu errichten auch gegen diese stille Völkerwanderung, die eine offene sonst vorbereiten könnte.

Die Gelben sind es nicht allein. Wie die Erfahrung lehrt, bieten die Tiefen der Industriebezirke das beste Sammelbecken zum Einströmen stiller Völkerwanderungen. Hier machen sie sich auch bei uns an mehr als einer Stelle fühlbar. Von Süd und Ost tröpfelt und sickert das zu, unablässig. Schon hat es einen Bodensatz gebildet, der gegen die überlagernde Masse wie ein Nichts aussehen mag, den aber alle zu kosten bekämen, wenn erst einmal das Ganze durcheinandergeschüttelt werden sollte.

Auch davon weiß die Geschichte. Nicht mit Unrecht hat man die französische Revolution einen Kampf genannt, bei dem siegreich blieb, was in der Tiefe sich durch viele Geschlechter hindurch ansammeln konnte. Eine europäische Revolution in ferner Zukunft wäre denkbar, die das im Großen wiederholte. Der Anarchismus und seine überall wühlenden Anhänger sind eine erste Warnung. Nicht weniger ist es das immer unbändigere Apachenwesen Frankreichs, und das gefanzte und gemalte Apachentum, das sich im Vorauguſt auch bei uns breitmachen durfte, ist ein Beweis, daß wir keineswegs frei sind von der allgemeinen Gefahr.

Zurück zu Belgien und seinen Schrecken. Kein Land Westeuropas ist so verseucht von den unterirdischen Minen der Industriekultur wie eben Belgien. In den Tiefen des „schwarzen Landes" hat es sich abgesetzt in einer ganzen breiten Schicht, der Auswurf fremder Rassen, die Bestialität einer fernen, kaum zur Menschheit gediehenen Urzeit. Das quillt nun hoch, da es einmal durcheinandergeschüttelt wurde, und wessen es fähig ist, das künden laut die verstümmelten Körper so vieler unserer Besten.

Romanische oder germanische Volksbestandteile will man solcher Greuel zeihen? Nein, so hat die christianisierte weiße Rasse nie gehandelt. Hier kommt etwas zum Durchbruch, was außereuropäisch ist und niederrassig. Nicht Eingeborene, Ureingesessene des Landes benahmen sich so, sondern fremde Rasseneindringlinge. Es ist unser gutes Haus- und Herrenrecht, wenn wir auch künftig mit eiserner Härte auf sie niederfahren. Sie müssen vertilgt werden wie die hunnischen Kosaken, und den Unseren kommt der Platz zu, der an ihrer Statt dann frei wird.

Den 7. Oktober 1914.

Digitized by Google

Pflicht.

Am 23. August bekamen die Japaner auf das Apachenstück, das sie ein Ultimatum nannten, die einzig mögliche Antwort: gar keine. Die deutsche Regierung wußte, daß ihre schroffe Haltung so gut wie ein Todesurteil für die deutsche Besatzung im fernen Osten war, und zögerte doch keinen Augenblick, zu tun, was sie tun mußte. Wie unsere Landsleute auf dem verlorenen Posten selbst ihre Lage auffaßten, war schon drei Tage vorher bekannt geworden aus einer Drahtung des Gouverneurs v. Meyer-Waldeck. So lange es noch Ideale gibt unter den Menschen, wird man das Schriftstück nicht vergessen mit dem schlichten Wortlaut: „Einstehe für Pflichterfüllung bis aufs Äußerste. Gouverneur."

Künftige Schriftendeuter können nach Form und Inhalt kein schöneres Beispiel finden, das Wesen dessen zu erläutern, was wir als Sagaton der Gegenwart kennzeichnen. Ein deutscher Soldat sieht sich vor den fast sicheren Tod gestellt, und er übernimmt seine Aufgabe wie etwas alltäglich Selbstverständliches. Seit unserer Jugend kennen wir die Namen so mancher antiker und neuerer Helden auswendig, die unter gleichen Verhältnissen eine gleiche Entschlußkraft zeigten. Was sind sie uns heute? Keiner von ihnen konnte schweigen, sie alle sprachen noch irgend welches wenn auch noch so knappes Wort aus, das Heroische ihrer Handlung anzudeuten. Nichts davon in jener deutschen Mitteilung. Ihrer militärischen Knappheit gesellt sich militärische Sachlichkeit und Nüchternheit. Sie monologisiert nicht, sie kennt auch nicht die Große Gebärde. Die Worte „ich stehe ein" werden zusammengezogen in das geschäftlich sparsame „Einstehe". Nicht einmal seinen Namen zu unterschreiben hält der Deutsche für nötig. „Gouverneur." Er hat ein Amt, und das Amt ist wichtiger als das Ich.

Noch vielerlei werden die Späteren anzumerken haben zur Tragödie Kiautschou. Sie werden betonen, wie die wehrfähigen Deutschen im fernen Osten beim Kriegsausbruch das Äußerste taten, aus sicheren Verhältnissen heraus ja rechtzeitig nach Tsingtau zu gelangen, auf einen todgeweihten Posten. Man wird des ferneren betonen, wie der Deutsche gerade dort, durch eine Welt getrennt von seiner Heimat, zu sterben wußte. Der wunde sophokleische Ajas füllt ganze Strophen aus mit seinem vokalgesättigten Wehgeschrei. Die Männer des „Iltis" gingen einst singend und mit einem Hoch auf ihren Kaiser unter. Singend und lachend oder schweigend in den Tod gehen — was ist gegen diese wiedererstandene germanische Haltung all das pathetische Gehabe jener antiken Größen, die uns Vorbild sein sollen!

Doch all das mag hier nur angedeutet bleiben. Uns fesselt in Meyer-Waldecks schlicht heldischer Äußerung ein einziges Wort, das eine ganze Kultur, eine ganze Rasse umschließt. Das Wort heißt „Pflichterfüllung".

Digitized by Google

Pflicht — in lebhafter Erinnerung ist mir das Gespräch mit einer vornehmen Dänin, die mir fast zornig auseinandersetzte: „Ihre Sprache hat viele harte Worte, aber so brutal ist doch kein anderes wie das schreckliche Wort „Pflicht". Ich könnte einen Menschen hassen, der etwas von mir haben wollte, nur weil das meine Pflicht sei. Das ist uns so fremd an Ihnen, daß Sie das so gar nicht fühlen, ja daß Sie es fertig bringen, Ihr ganzes Leben nach diesem einen fürchterlichen Wort zu richten."

Zwei Kulturen, zwei Welten. Es gibt viele Aussprachen für das Wörtchen Pflicht. Ihrer eine lautet Militarismus. Gewiß ist viel Verlogenheit dabei, wenn die Engländer auf der Suche nach idealen Gründen zur Deckung ihrer Niederkracht das Wort Militarismus aussprechen als der europäischen Gefahr, die im Deutschtum sich verkörpert habe und mit dem Deutschtum auszurotten sei. Aber doch nicht alles ist da Heuchelei. Sie fühlen, wie unsere beste Kraft hier wurzelt, man kann ihnen ihren Haß schon glauben. Auch im verwöhnten Belgien ist er echt, und den sanften Maeterlinck hat er schon ganz und gar zum wilden Mann gemacht.

Wir machen den Versuch, uns das entmilitärische Europa vorzustellen, wie es sich ausnehmen mag in den Köpfen der Ausländer, soweit sie ehrlich sind. Von Klubsesseln aus wird es geleitet, Gents und Ladies bilden die Gesellschaft, und der Sport gibt ihrem Leben einen Inhalt. Das ist Europa ohne Militarismus, das ist die Menschheit, die sich freigemacht hat von dem fürchterlichen Zwang der Pflicht. Ist sie so wünschenswert?

Wir wollen noch etwas Besonderes tun und für einen Augenblick im Geiste des blasierten, seelenlosen Angelsachsen eine solche Zukunft für erstrebenswert ansehen. Sofort erhebt sich eine andere Frage: ist diese Zukunft der Klubs und Cottages überhaupt nur möglich? Der verruchte Militärstaat Deutschland soll zerschmettert sein und seine Trümmer wegradiert vom Angesicht der Erde, der letzte deutsche Wald sei „veredelt" zum englischen Park, der letzte Bajuvare zum zarten Präraffaeliten. Nun aber müßte ein solches Paradies der Zukunft doch wohl geographisch irgendwie begrenzt sein. Wo hört es auf?

Daß auch die Kosakenhorden umzuzüchten wären in elegante Golf- und Tennisspieler, wird selbst ein Maeterlinck nicht glauben. Hinter Kosaken und Russen lauern die Mongolen, hinter ihnen allen die Japaner, die ganz gewiß nicht daran denken, von ihrem Militarismus östlicher Art das mindeste zu opfern. Ein stetes Gefälle roher Kraft müßte dem kontinentalen England so drohen vom fernen und vom nahen Osten. Wer soll es halten? Tommy Atkins etwa? Nein, wenn dieses Deutschland nicht schon da wäre mitsamt seinem Militarismus und seinem Pflichtgefühl, so würde es so schleunig wie möglich erfunden werden müssen.

Genug der Betrachtungen von außen. Wäre unser Militarismus und unser Pflichtgefühl wirklich etwas so Hartes und so Seelenloses, als das es der verweichlichte englische Reichtum haßt, dann würde sich nie das Volk der Töne und Gedanken so bis zum letzten Mann dafür einsetzen können, wie die Welt es heute erlebt. Der Norweger Gran sah schon ein wenig tiefer, als er in öffentlicher Rede erklärte:

Digitized by Google

„Kein anderes Volk der Erde ist so durchsetzt von Wissenschaft wie das deutsche. Von einem preußischen Kriegsgeist hat man viel gesprochen. Aber darin stehen die Preußen sicher hinter manchen Völkern Afrikas und Asiens zurück. Nicht das entscheidet im modernen europäischen Kriege, sondern einzig die Wissenschaft, diese imponierende Genauigkeit, die beinah unfehlbar ist. . . . Jeder Leitungsdraht führt letzten Endes zu einem persönlichen, bewußten Willen, der beseelt ist von jenem Geist der Wissenschaft."

Den Geist der Wissenschaft bewundert der fremde Gelehrte in unserem Militarismus und unserem Pflichtgefühl. Den Geist der Kunst könnte ein anderer herausfühlen, und jedes Beethoven spielende Orchester gäbe ihm recht. Die Pflicht in ihrer militärischen oder sonstwelchen Form als etwas Hartes, Halbbarbarisches zu fassen, vermag nur, wer die Kultur in ihren höchsten und edelsten Erscheinungen überhaupt nicht kennt. Wir hierzulande wissen, daß beides nicht gegeneinander steht, sondern daß eins das andere bedingt. Dieses Bewußtsein hat ein Volk von Kameraden aus uns gemacht, das in gleichem Schritt und Tritt seines Weges daherzieht, und das eine Welt von Feinden und von Neidern nicht von seinen Zielen trennt.

Den 14. Oktober 1914.

Digitized by Google

Gefangenenlager.

Sie wachsen sich langsam aus zu richtigen Freiluftmuseen für allgemeine Völkerkunde. Schottländer, Engländer und Iren, Belgier und Franzosen, Kosaken und abgefangene Japaner, Senegalneger, Turkos, das alles führen wir auf Gefangenenlager, und England stellt uns weitere Ergänzungen aus der großen Völkertafel in sichere Aussicht.

Die Anthropologen mögen mit ihren Meßzirkeln die einzelnen Lager absuchen und neue Tabellen aufstellen. Das Material reicht sicher aus zu mancher wertvollen Ergänzung. Auch die Sprachforscher sollten um Zugang bitten und etwa bei den Franzosen genauer sondern. Bis in die Feinheiten des Dialekts hinein dürften sie ohne Zweifel lebendige Beobachtungen anstellen können. Doch auch der Fernblick vom Drahtgitter aus hat einem mancherlei zu sagen. Man beobachtet nirgends schneller und schärfer als im Gedränge eines Bahnhofs, möglichst im Wartesaal 3. und 4. Klasse. Und die Gefangenenlager für die Mannschaften sind ja solche Riesenwartesäle im Freien. Durcheinandergewürfelt sehen wir die Gesichter von Völkern, die in verschiedenen Weltteilen daheim sind. Die fremdesten Landschaften wie die vertrautesten entsandten ihre Vertreter. In Haltung und Miene, Gang und Gebärdenspiel regen sie gerade durch ihre Gegensätzlichkeit an zu lehrreichen Vergleichen. Da beobachten wir schreitende Engländer, wandelnde Nomaden, lungernde Apachengestalten, und eindringlicher ward es einem nimmer klar, welches Rassendurcheinander, welcher Rassenverschnitt zur Stunde Frankreichs Boden überspült.

Selbst von den Lebensgewohnheiten bekommen wir einiges zu sehen. Wenn hier die Sprößlinge uralter russischer Gouvernements sich einwühlen in Erdhöhlen wie die alten Steinzeitleute, dort nomadengleiche Nordafrikaner sich zeltartige Gestelle errichten aus Laubwerk, dann haben wir in diesem Nebeneinander von Höhle und Hütte die urtümlichsten und stärksten Unterschiede aller Baukunst.

Aus alle dem bunten Trubel also will nun ein Neues werden. Die Weltgeschichte ist wieder einmal unterwegs in diesen Menschenansammlungen. Wie die neue Rasse aussehen mag, die einen neuen Schwerpunkt abgibt im Gleichgewicht der Völker? Seht sie euch an, die biederen Landsturmleute mit geschultertem Gewehr, die so gleichmäßigen Patrouillenschritts dort einhergehen und Ordnung halten in dem Wirrwarr. Deutschland selbst geht auf in diesen Braven, sie halten Schritt mit dem deutschen Militarismus und Schritt mit deutscher Ordnungsliebe.

Den 17. Oktober 1914.

Digitized by Google

Germanenzeit

Beim Anblick des gestirnten Himmels ist es uns ein lieber Gedanke, auf irgendwelchem fernen Stern, sagen wir auf dem Mars, Wesen zu vermuten, uns ähnlich an Denken und Fühlen. Wir spinnen den Gedanken gerne weiter, was die da droben wohl alles ablesen könnten von unserer Erde, wenn es ihnen gegeben wäre, von hohen Warten herab unser Heimatgestirn zu sichten. Selten ging es auf dem Stern der Menschen so unruhig zu wie gegenwärtig. Wie mögen sich wohl die Martier die seltsamen Bewegungen deuten, die sich hienieden zur Stunde vollziehen?

Für den ersten Eindruck muß es etwas Ähnliches sein, was wir etwa sehen bei der Bildung und Wanderung von Sonnenflecken. Da streben auf lichtem Grunde dunkle Punkte von allen Seiten zueinander. Es ballt sich und wächst, um dann in geschlossener Masse sich langsam fortzuschieben. Auch an verschiedenen Stellen der kleinen Erdenscheibe hat es sich für den Fernblick in diesen Tagen ganz ähnlich geballt und in Bewegung gesetzt. Wie es dann freilich im Banne irgendwelcher Grundgewalt in bestimmte Richtungen drängt, das sieht für den Martier doch recht anders aus, als was er von der Sonnenscheibe ablieſt zur Zeit von Fleckenbildungen. Die Sonnenflecken, wie sie alle gleiche Bahnen wandeln, scheinen geleitet von ganz schlichten, mechanischen Gesetzen. In den Erdflecken dagegen wirkt es fast dramatisch. Jeder einzelne scheint beseelt von seinem eigenen persönlichen Willen. Es ist ein Ringen widereinander, ein Sichmessen der Kräfte, und auch in Weltenfernen wie denen des Mars mögen sie wohl mit Spannung dem Lauf der Dinge folgen.

Verweilen wir noch einen Augenblick bei den Leuten des Mars. Sie sollen dort oben schon seit vielen Jahrhunderten solche Warten haben, auf denen in großen Zügen zu erkunden ist, was auf der Erde geschieht. Ist es so, dann ist für die Martier, was sie jetzt in ihre Sternenbücher eintragen können, nichts so ganz Neues. Immer wieder hat das Gebiet, das jetzt die stärksten Massen entsendet — wir nennen es hier unten Deutschland — ähnliche Bildungen getrieben und über die Länder gewälzt. Nicht immer lief es so ab, daß die Massen Herr warden über entsprechende Ballungen anderer Länder. Vor hundert Jahren erst waren die Wucherungen westlich des Mittelgebietes lange Zeit stärker und spülten die unseren fort. Vor dreihundert Jahren gar war es wie eine Umkehrung des heute Geschehenen. Von allen Seiten schlug es zusammen über das Mittelgebiet und zermalmte das beste Leben seine Länder. Doch so schlimm traf es sich nur einmal. In all den großen Ausströmungen sonst, die das kleine Festlandsgebiet gleich einem nie ruhenden Vulkane entsandte, war am stärksten die Zentralgewalt. Und in der Erinnerung all des Gewaltigen mögen die Martier wohl zuversichtlich sein, daß es auch in dieser jüngsten Bewegung

Digitized by Google

auf dem Erdstern, die an Gewalt alle anderen in der Zeit des Menschen übertrifft, nicht anders kommen werde.

*

Wir wollen nun die Markier ihrem Warten überlassen und niedersteigen zur Erde.

Ein Weltenbrand flog über die Länder. Eine Götterdämmerung, tragisch und hoffnungslos, scheint es den einen, ein leuchtendes Frührot den anderen. Was ist es uns? Die Frage ist müßig, das ganze Volk hat ihr die Antwort längst gegeben, und seine Antwort war nur eine Stimme. Die große Stunde hat auch ein großes Deutschland gefunden. Ein heiliger Krieg ist ihm dieses Ringen, es achtet nicht der härtesten Opfer an Blut und an Gut. Im Deutschland der letzten Jahrzehnte hat die germanische Rasse wieder einmal ausgeholt zu größeren Taten, und die Welt hat ihr wieder einmal ihre Größe mißgönnt. Was liegt daran! Wie noch immer zuvor wird auch jetzt das Germanische sich durchsetzen gegen eine Welt kleinlicher Neider.

Wir fragen die Geschichte, welche Aussichten sich uns erschließen mögen, und wir können ihrer Antwort uns wohl freuen. Ein germanisches Europa dämmert auf aus Blut und Feuer. Ein germanisches Europa — wie oft schon ist das schon Ereignis geworden! Wollten wir uns versenken in die letzten Tiefen der Geschichte, deren steinerne und versteinte Zeugnisse schon geologisch sind, so ließe sich wohl Ureuropa, die Heimat der weißen Rasse, in der Einheitlichkeit seiner Kultur zum mindesten erweisen als ein germanoides Weltreich. Auch dieses Weltreich hat ringen müssen, es hat sich gehalten gegen eine von Süden andrängende Rassensturmflut und hat sich danach ausgedehnt. Doch lassen wir diese fernste Urzeit, die ganz zu erhellen noch viel gelehrte Arbeit nötig ist.

Blicken wir auf jenes schon besser bekannte Europa, das um einige Jahrtausende jünger, aber immer noch weit älter ist als die vermeintlichen Urkulturen des Südens und des Ostens. Vor uns liegt das Europa der jüngeren Steinzeit. Abermals sehen wir ein einheitliches Weltreich nach all seinen wesentlichen Äußerungen, und abermals ist es ein solches, dem die germanische Rasse Form und Inhalt gab. Wir wissen um seine Weltanschauung, seinen siegfriedhellen Sonnenglauben, wie er sich halten mußte gegen die stete Brandung fremder Kulturen, und wie er in unüberwindlicher Kraft dann seine Art und seinen Willen denen draußen aufzwang.

Ein drittes Panorama erschließt uns das Heroenalter der Vorzeit, das die gelehrten Bücher das bronzene nennen. Wiederum ist Deutschland ein breites Sammelbecken der germanischen Rasse geworden, das nur schwer gehalten werden kann von den Staudämmen ringsum; der gewaltigste ist die nach Südeuropa vorgelagerte Gebirgskette. Doch selbst im dichtesten Staugebiet findet es noch irgendeinen Abfluß, um seine Massen weiter zu treiben und mit ihnen ferne Kulturen in Gang zu bringen. Die Urgeschichte Griechenlands hat ein anderes Gesicht gewonnen, seit wir wissen, daß auch sie in Gang gebracht wurde vom germanischen Norden,

Digitized by Google

daß der Mittelpunkt ihrer Kultur, der Megarontempel, ein Geschenk des nordisch-germanischen Weltreiches ist, und Zeus nur eine andere Aussprache Wotan-Odins.

Sollen wir noch von einem vierten Reiche germanisch-deutschen Charakters reden? Aber alle Welt kennt es ja, das germanische Europa des sechsten nachchristlichen Jahrhunderts, das bis nach Rußland hinüber und nach Nordafrika hinab so einheitlich war in Kultur und Kunst, und an dessen kernhaftem Wesen wieder einmal eine ganz morsch gewordene Welt genesen durfte.

Nein, das germanische Europa, das heute wieder erwachen will aus einem langen Märchenschlaf, ist keine unerhörte Neubildung. Es ist immer und immer wieder geworden, und mit seiner steten Wiederkehr hat es den Rhythmus allen geschichtlichen Werdens zu bestimmen vermocht. Wie ein eherner Kehrreim geht es durch den Wandel der Zeiten und gibt dem bunten Strophenspiel entstehender und vergehender Kulturen Einheit und Kraft.

Wir sahen, was heute uns so wirr umbrandet, aus der Weltenweite eines fernen Sternes, wir sahen es aus der überragenden Höhe der Rassenentwicklung und können uns nunmehr hineinwagen in die Engen neuerer und neuester Geschichte.

*

Die Lage des im Jahre 1914 von drei Seiten her umstellten Deutschlands entspricht bis ins Einzelne derjenigen Preußens, als es im Jahre 1756 gleichfalls von drei Seiten her umstellt war und einen Dreifrontenkrieg aufnehmen mußte. Und unsere voraufgegangene 44jährige Friedenszeit mutet an wie eine ins Große übertragene Wiederholung des Zeitabschnittes zwischen dem Dresdener Frieden und dem Ausbruch des Siebenjährigen Krieges.

Was insbesondere die Stimmung des friderizianischen Preußens nach 1745 anlangt, so fiel ihre Ähnlichkeit mit der Stimmung des wilhelminischen Deutschlands nach 1871 bereits Früheren auf. Friedrich der Große hatte nach Dresden nur den einen Wunsch, „Deutschland zu pazifizieren". Es war sein ausgesprochener Wille, „keine Katze mehr anzugreifen", und von den Österreichern hoffte er bestimmt, „daß sie mich während des Dutzend von Jahren, die mir vielleicht noch zu leben vergönnt sind, unangefochten lassen werden." Ist es nicht dasselbe, wenn die Politik des einig gewordenen Deutschen Reiches beherrscht wird von dem einen Gedanken des „keine Kriege mehr"?

Wir wissen, mit welcher Stetigkeit diese Politik auch nach Wilhelm I. weitergeführt wurde, und wie sein Enkel in ihrer Vertiefung geradezu eine Lebensaufgabe erblickte. Den Friedenskaiser hieß man ihn im Inland und im Ausland. Mit dem Jubeljahr 1913 schien die Bezeichnung festgeworden. Alle Welt, der Kaiser vielleicht am stärksten, war davon durchdrungen, daß es keinesfalls unter seiner Regierung mehr zu einem Kriege kommen werde.

Die Ähnlichkeiten gehen noch weiter. Es ist bekannt, welche Mühe der große König bei seinen ersten Feldzügen hatte, den Namen „Preußen" einzuführen, wie

Digitized by Google

schwer es den Offizieren beizubringen war, daß sie, gleichviel aus welcher Provinz, doch allesamt Preußen seien. Die Einbürgerung der lebendigen Begriffe Deutschlands und der Deutschen war nicht weniger schwer. Ein einheitliches Preußen zu schaffen, war Friedrichs Aufgabe, ein einheitliches Deutschland die Aufgabe Wilhelms und Bismarcks. Mit der Selbstverständlichkeit des organisch Werdenden kam schließlich beides, und das gibt den vorbereitenden Zeiten hüben wie drüben das tiefer Gemeinsame.

Nicht weniger selbstverständlich aber als das triebhaft sichere Werden eines einigen Preußens und das eines einigen Deutschlands scheint es, wenn in den darauf folgenden Friedensjahren das Zusammenwachsen der Massen hier wie dort auf die umgebenden Mächte entsprechende Rückwirkungen ausübte. Für einen auf das Wesentliche gerichteten Blick fragen die beiden Schicksalswenden von 1756 und 1914 die ehernen Züge des Naturnotwendigen. Es sind planetare Ereignisse, in ihrem großen Verlauf unabwendbar, und unabhängig fast von menschlichem Willen.

Ein allgemeines Wort ist hier am Platze. Wir müssen uns entwöhnen, große geschichtliche Vorgänge wie den Siebenjährigen Krieg im 18. und den deutschen Krieg im 20. Jahrhundert aufzufassen als das Endergebnis vieler kleiner und zufälliger Einzelwirkungen. Eine Menge niederer politischer Machenschaften wird, mit vieler Wichtigtuerei bisweilen, aufgeführt als ursächlich, und die Personen, von denen sie ausgingen, werden als die vermeintlich bestimmenden Kräfte untersucht bis in die letzten Winkel des menschlich Allzumenschlichen. Aber die Weltgeschichte ist kein Intrigenstück, die Ursachen liegen tiefer. Maria Theresia, Elisabeth und die Pompadour sind ebensowenig wie Grey, Iswolski und Delcassé bewegende Kräfte erster Ordnung. Sie alle sind bloße Geschöpfe, die vielleicht zu treiben meinten, und die doch nur getrieben wurden. Auch stärkere Persönlichkeiten als sie hätten das aus der Tiefe Wirkende doch dauernd nicht zu bannen oder anders zu bestimmen vermocht.

Und auf der anderen Seite: das Zusammenwachsen Preußens und das Zusammenwachsen Deutschlands waren Vorgänge, die in ihrer Entwicklung wohl gehemmt, nicht aber dauernd vernichtet werden konnten. Nur Hemmungen und Rückschläge waren möglich, je nachdem die großen Männer auf die eine oder andere Seite fielen. Es war der Wille der Vorsehung, daß nichts dem Werden der Dinge sich entgegenstellte, daß so überragende Herrschergestalten wie Friedrich II. und Wilhelm II. die gute Sache verfraten, und daß ihre Widersacher bloße Rechner und Nichtserlinge waren ohne tiefere seelische Kraft.

Schritt für Schritt vermag der rückwärts gerichtete Blick zu erkennen, wie es versucht wurde, von drei Fronten her Gewalten aufzustauen gegen die inmitten wachsende Macht, bis man im rechten Augenblicke dann die Sperren öffnen und alles verschütten konnte. Es blieb ein vergebliches Mühen. Die Hüter der jungen Macht waren wachsam. In ihrem Willen lag es, ehe der verhängnisvolle Signalpfiff kam, das zu entfesseln, was an planetarer Gewalt in *ihre* Hand gegeben war.

Digitized by Google

Haben sie darum auch angegriffen? „Wer unterrichtet ist von den Angriffsplänen seiner Feinde," sagt Friedrich der Große, „und dennoch ihrem Belieben sich preisgibt, der ist ein schwächlicher Feigling. Doch wer in solcher Lage seinem Gegner zuvorkommt, der begeht allerdings die erste Feindseligkeit, aber der Angreifer, der ist er nicht." Dem Kaiser sollte sogar der Zwang der ersten Feindseligkeit erspart bleiben. Unsere lügengewaltigen Gegner haben es nicht wahr haben wollen, aber mit eigener Hand haben sie die Schriftstücke unterzeichnet, die ihren Treu- und Eidbruch allen Kommenden bezeugen.

*

Das Schicksal geht nun seinen Gang. Nach Ost und Westen wurden die Deiche und was dahinter lag schon niedergerannt, und nun schwemmt es weiter. Wir haben ein gutes Gewissen und vertrauen zuversichtlich, daß alles sich zum Besten wendet.

Was aber mag geschehen, wenn unsere Truppen, von Feld und See heimkehrend, ihrem Land und ihren Lieben sich wieder eingliedern? Wenn erst die große Armee alle entbehrlichen Kräfte wieder hergibt, auf daß sie durch das gewaltige Reich hin die verlassenen Werke aufs neue treiben lassen — was dann?

Als Deutschland im Jahre 1896 die 25. Wiederkehr des Tages von Sedan feierte, sprach der Kaiser von einer „Politik der Erdkugel", die das vor uns liegende „größere Deutschland" verlange. Gemeint waren damals nur die deutschen Niederlassungen in fremden Weltteilen, die durch innigere Verbindung mit dem heimischen Reiche das neue größere Deutschland vorbereiten sollten. Für dieses größere Deutschland da draußen arbeitete der Kaiser. Ihm galt das Riesenwerk der Flotte, eine Waffe, die zum Schutz und nicht zum Trutz geplant war. Ihm galten die unermüdlichen Bemühungen, durch ein umgebildetes Schul- und Erziehungswesen ein Geschlecht heranzuziehen, frei von den Kleinlichkeiten der Vergangenheit. Friedlich sollten wir hineinwachsen in das neue Weltreich, und nicht die Gewalt der Waffen sollte dessen Grenzen bestimmen, sondern nur die Tüchtigkeit der deutschen Arbeit.

Es hat anders kommen sollen. Man hat uns die Überlegenheit auf jedem Gebiete geistiger Arbeit geneidet, man hatte Furcht vor einem friedlich gebildeten deutschen Weltreich und zwang uns, mit dem Schwerte in der Hand zu erweisen, daß wir die Kraft hätten, die noch unumrissenen weiteren Grenzen zu behaupten. Und es geschah, was wir erleben. Jene dämonische Kraft, die stets das Böse will und nur das Gute schafft, hat ein Gewaltigeres gegen den eigenen Willen erwirkt. Sie haben uns das größere Deutschland draußen nicht gegönnt, und nun will ein gewaltiges Großdeutschland in Europa selbst Gestalt annehmen.

Dieses Großdeutschland ist es, dem wir entgegenschreiten.

Den 26. Oktober 1914.

Digitized by Google

Die Andacht zur Fahne.

Als am Sedantag eine Abteilung Feldgrauer die erste Siegesbeute durchs Brandenburger Tor dem Kaiserschloß entgegenführte, da ging es wie der Donner eines germanischen Barditus durch die Zuschauermassen beim Vorbeimarsch der ersten eroberten Fahne. Wohl zog noch sonst Ansehnliches vorüber. Schwere Berglerpferde, Rosse von den Gefilden Frankreichs, struppige Kosakengäule, Kanonen verschiedener Form aus Ost und West. Das alles wurde bejubelt, aber so stürmisch doch nichts anders wie diese eine eroberte Fahne. Mancher Verwundete war im Zug. Welche Wunden, welche Menschenleben mochte erst die Fahne da gekostet haben! Der Deutsche weiß mitzufühlen, und nie war das Mitgefühl von Landsmann zu Landsmann stärker als jetzt. Einerlei, die Fahne dort ging ein in unsere Ruhmeshalle, und gegen diese sieghafte Freude kam nichts anderes auf.

Bei einer heimkehrenden Truppe, sagt Herman Grimm, ist der letzte Mann in Reih und Glied noch immer mehr als der bedeutendste derer, die spalierbildend ihnen zujauchzen. Bei der Einbringung dieses ersten Banners konnten einem ähnliche Gedanken kommen. Was ist die Andacht zur Fahne beim bloßen Zuschauer gegen die Andacht zur Fahne bei denen, die sie im Nahkampf umdrängen! Sie achten nicht den Tod des Kameraden und nicht das eigene Leben, sie haben keinen Blick für den besten Freund, wenn sie seinen sterbenden Händen das Banner entreißen, das gerettet werden muß, und blieben sie alle dafür auf der Strecke. Es ist wie magische Kraft in der Fahne, dem Heeresbanner in jeglichem Wortsinn, das die versprengten Reste einer Kolonne wieder zusammenbannt, und das sie vorwärts geleitet, dem pfeifenden, heulenden Kugelhagel entgegen.

Persönliches Leben wirkt in der Fahne, wo sie erscheint. Ob sie den Treueid einer Truppe entgegennimmt, oder im klingenden Spiel durch die Straßen dahinzieht, stolz und hoch wie ein altes Kampfroß; ob sie sich beugt vor dem obersten Kriegsherrn, oder nach siegreicher Schlacht, wenn wieder einmal der Choral von Leuthen emporsteigt in den Dom der Welten, sich beugt vor einem noch Höheren. Ja selbst im tiefsten Frieden noch, wenn die Fahne zusammengerollt in irgendwelchem Schloß ihren Barbarossaschlummer hält, fern von den Ihrigen, selbst dann noch wahrt sie ihren Zauber. Silberne Ringe umspannen den Schaft, ihn allein oft noch beisammenhaltend. Dem Silber eingegraben sind die Namen der Männer, die mit der Fahne in der Hand vorm Feinde fielen, die Namen der Schlachten, in denen die Fahne verwundet ward. Nur Namen und Zahlen, aber sie künden den Söhnen eines Volkes genug, und ehrfurchtgebietend wie einer jener göttlichen Runenstäbe aus alter gut heidnischer Zeit erscheint ihnen solch ein alter Fahnenschaft.

Digitized by Google

Die Andacht zur Fahne.

Ist soviel Andacht der Menschen zu einer toten Sache nicht doch Übertreibung? Es sind Neunmalkluge gekommen, die dafür hielten und es für Massenwahnsinn erklärten, was da an Liebe und Begeisterung verschwendet werde auf einige Streifen bunten Stoffes, angenagelt an eine Stange. Thomas Carlyle hat ihnen die Antwort gegeben. Man möge es ruhig Fetischismus nennen, meint er, was beim Anblick einer Fahne alle Vernunft und alle Berechnung über den Haufen renne, aber um die Menschheit stünde es besser, wenn sie die Glaubenskraft aufbrächte noch an recht viele Fetische von solcher Art.

Auch hier ist wieder einmal bloße Abklärung, was sich überlegen als Aufklärung spreizt. Heinrich Heine erzählt mit Behagen, wie ein gläubiger Rabbi vor Spinoza den Schofar enthüllt habe mit den finsteren Worten: „Weißt du, was das ist?", und als Spinoza gelassen antwortete: „Es ist das Horn eines Bockes", da sei der Rabbi vor Entsetzen rücklings zu Boden gefallen. Wenn die Geschichte wahr ist und nicht nur eine Erfindung des hämischsten der Dichter, dann war der große Spinoza in diesem Augenblick recht klein, und der arme Rabbi überragte ihn um eine Beträchtliches an geistigem Reichtum eben in seinem Glauben.

Wie kahl, wie steppenkahl und -öde muß es aussehen im Hirne eines Menschen, dem die Fahne nichts ist als ein Webereierzeugnis, das an einem Stock dahergetragen wird! Ein solcher Mensch ist außer Fühlung gekommen mit der Menschheit und mit allem Göttlichen, er ist wie ein welkes Blatt, das der Baum als unnütz von sich warf, und das nun am Boden hochmütig philosophiert, aus eigener Kraft habe sich's freimachen können von der Sklaverei und dem Absolutismus des Baumes.

Ein geistig verdorrtes Geschlecht hat es wirklich zu einer solchen Philosophie des dürren Laubes gebracht. Der Prophet ihrer frösteinden Lebensweisheit führt den Namen Max Stirner. Er hat seine Sache auf Nichts gestellt, er ist es müde, sich ewig nur als Staat oder Gesellschaft oder Menschheit zu fühlen, er will nur ein Ich sein und will verachten dürfen, was über die Schranken des Ich hinaus sich noch als etwas weiteres, als etwas außerhalb empfindet. Soll man rechten mit dieser dürftigsten aller Entsagungen? Aber sie „hat der Liebe nicht", sie ist welk — man muß sie bedauern.

Nicht geistige Armut ist die Andacht zur Fahne, sondern ein geistiger Reichtum, um so verschwenderischer, je williger die Hingabe ist. Wenn es richtig ist, daß der Führer eines Heeres mit abertausend Händen zugleich wirkt, dann vermag auch noch der letzte Mann einer solchen Schar in seiner Andacht zur Fahne sich als das ganze Heer zu fühlen. Er vertausendfacht sich, er geht ein in ein höheres Wesen. Und dieses höhere Wesen ist kein hindämmerndes orientalisches Nirwana, das alle Kräfte löst, sondern ein wirkender, schaffender Geist, der unsern Willen strafft und ihn tüchtig macht zu Taten über uns selbst hinaus.

Das ist der blinde, selige Rausch, der von den flatternden Fahnen in alle Lande weht. Und selig ein Volk, das, wie das deutsche, ein reines Zeichen auf seiner Fahne weiß, und das dem Zeichen folgt auf Leben und auf Sterben!

Den 31. Oktober 1914.

Digitized by Google

Völker unterwegs.

Eine Völkerwanderung, wie sie die Welt nie geschaut hat, eine „Flutwelle germanischen Blutes“, nennt Sven Hedin den deutschen Truppenaufmarsch. Und der Amerikaner Davis, der die Feldgrauen viele Stunden lang ununterbrochen durch Brüssel ziehen sah, urteilt darüber: „Es waren nicht Menschen, sondern es wirkte wie eine Naturgewalt, eine Flutwelle, eine Lawine.“

Das ist der unmittelbare Eindruck guter Beobachter beim Anblick eines Volks im Anmarsch, daß sich da etwas vollziehe, was über das menschlich Persönliche fort hineinragt in die Welt des Elementaren. Und diese Beobachtung ist nicht ein bloßes dichterisches Bild, sondern ist so unmittelbar wahrhaftig wie nur irgendeine Tatsache sonst.

Wollte man den Sinn des Wortes „Völker unterwegs“ durchaus erschöpfen, so würde man die Geschichte der Menschheit noch einmal wiederholen müssen. Irgendwie sind die geschichtsbildenden Völker immer unterwegs gewesen. Alles von den Menschen Erbaute und Erdachte stellt sich unter diesem Gesichtspunkt dar als die Ablagerung eines ewigen Stromes, der nie ganz zur Ruhe kam.

Ja noch viel mehr. Völker unterwegs, das ist etwas so Allumfassendes, daß es über die Geschichte der Menschen und der Rassen hinausgeht in die Geschichte der Arten, und über diese hinaus noch selbst in die der Elemente. Wenn wir am Herbsthimmel Vogelschwärme südwärts ziehen sehen in immer neuen Scharen, so sind das gleichfalls Volkszüge unterwegs. Und wenn am selben Himmel Wolken vom Meer her über das Land hintreiben, dann ist auch das etwas Verwandtes. Wie die Elemente des Wassers zur Höhe streben, wie sie sich dort binden, um in der geschlossenen Masse von Wolkeneinheiten weiterzuziehen und schließlich niederzugehen, sei es als verheerender Wolkenbruch oder als befruchtender Regen: das ist das nämliche, was hier in einem Heuschreckenzug, dort in ausschwärmenden Kolonistenmengen einem Land zum Fluch wird oder zum Segen.

Es wäre wohl eine lohnende Aufgabe für einen weitblickenden Gelehrten, hier einmal verbindende Linien zu ziehen vom Fernsten bis zum Nächsten. Uns mag es genug sein mit ein paar Anmerkungen zum engeren Kapitel „Völker unterwegs“, soweit sie etwas auszusagen haben über die Entstehung dessen, was uns heute fesselt.

*

Wie ein belebender Herzschlag durchpulst der Völkerkreislauf alle Geschichte. Immer andere Formen hat er angenommen. Wer sie verstehen will, tut gut, sich in die Betrachtung eines anderen Kreislaufes zu versenken, dem eine nie abbrechende Entwicklung gleichfalls immer neue Formen gab. Das ist eben jener Kreislauf der

Digitized by Google

Wasser. Er hat seine eigene Geschichte, mit einer wilden Jugend und einem ruhig reifen Alter. Eine ferne Urzeit kennt unser Stern, in der es einmal ganze Meere vom Himmel niederregnete. Dann sonderte sich's in Wasser unter und über der Feste, in Ozeane und Wolken und in ein Netz von Strömen mit immer gemessenerem Lauf; in das einstmals starke Rauschen kam Rhythmus und Takt, bis endlich das System vollendet war, mit dem wir heute rechnen.

In einer ganz ähnlichen Linie der Entwicklung spielt sich die Geschichte dessen ab, was ich den Völkerkreislauf nenne. Mit wilden Überschwemmungen hebt es an, und es hat gar vielfache Umwandlungen durchmachen müssen, bis es endlich einmünden konnte in das friedliche Bild unserer Kolonistenwanderungen, denen die Dampferlinien und Eisenschienen so feste Bahnen weisen.

Kein Lied noch Heldenbuch weiß von den Zeiten am Urbeginn. Aber man lernte es ja, niedere Völkerschaften und zurückgebliebene oder zurückgebildete Rassen als lebende Archive zu verstehen, aus denen noch immer zu entnehmen ist, was in fernster Urzeit auch bei uns einmal gewesen ist. Lassen wir das gelten, so finden wir Spiegelbilder für die wildesten und ältesten Völkerzüge noch am ersten bei den Naturvölkern Innerasiens. Ein klassisches Beispiel dafür ist, was von einem 150.000 Menschen starken Kalmückenzug berichtet wird, der an der Grenze Chinas im Jahre 1771 in Bewegung kam. In einer Januarnacht nahmen sie ihre Jurten auf. Der Wandertrieb war über sie gekommen. Mit ihren Weibern und Kindern und Herden brachen sie auf, um die Ebenen der Dsungarei zu erreichen. Von diesem Ziel aber, zu dem sie sich dann kriegführend durchschlugen, trennte sie ein Gebiet von vierhundert Meilen Breite.

Ein solches Volk, das ohne feineren Nachrichtendienst, nur mit den dürftigsten Mitteln des Verkehrs begabt, dennoch seinen Weg findet über ganze Länder hin, ein solches Volk läßt sich wohl jenen gebalkten Tierschwärmen vergleichen, in denen ein allgewaltiger Artentrieb alles Einzelne und Persönliche restlos unter seine höhere Herrschaft zwingt.

Wie jeder andere Trieb, hat auch der Herdenwandertrieb seine Zeit. Jahre-, geschlechterlang kann er schlummern. Doch wenn er aufwacht in den noch niederen, erdnahen Kulturen, dann ist es wie eine Erdbebenwelle, die durch die Länder geht. Widerstand kennt er nicht, alles muß sich ihm geben, ihm und seiner vereinigenden, vereinheitlichenden Macht. Und wie er die Massen völkerweise trägt und in Bewegung setzt, da versteht man es wohl, was das heißt: menschgewordene Planetenkraft.

Die fortschreitende Entwicklung hat die Menschen die elementarste Form der Völkerwanderung längst überwinden lassen. Wenn es richtig ist, die Wolkenbrüche in der Sprache der Wissenschaft als Rückfallerscheinungen (Atavismen) aus einer untergegangenen Erdzeit aufzufassen, dann sind auch Volkseinbrüche wie die der Hunnen und Mongolen nicht anders deutbar. Nur wenig von ihrer Wildheit lebt noch in der Kosakenplage. Sind doch die Kosaken körperlich wie seelisch mitsamt ihren

Digitized by Google

Gäulen so gut eine östliche Steppenanpassung wie einst die Hunnen. Im Kriege der Gegenwart sind sie nur ein Zwischenspiel. Was in ihnen wirkt oder auch in den wüsten „Fantasias" nordafrikanischer Reiterschwärme, das mag als gebundene Kraft noch in unabsehbaren Menschenmassen namentlich des fernen Ostens lauern. Frei werden im Großen kann es nicht mehr, dank der Kriegstechnik der Gegenwart.

Über all das aber dürfen wir niemals vergessen, daß das nämliche, was heute und in den geschichtlich näheren Zeiten Rückfall ist, einmal für alle Rassen bester Fortschritt war. Auch für die weiße. Der „Keltenschreck" des klassischen Altertums war kaum anders organisiert, und ebenso unbändig brandete es gewiß auch in den sogenannten indogermanischen Wanderungen und den noch früheren, die Teile unserer Rasse nach Süden und nach Osten trugen.

Dennoch gibt es auch hier einen Unterschied zwischen uns und den anderen. Denn es ist etwas anderes, ob der elementare Wandertrieb gelöst wird von der gemeinen Not des Daseins oder von einem höheren, geistigeren Verlangen. Über den Scharen nordischer Völkerwanderer der Stein- und der Bronzezeit leuchtete das Sinnbild der Sonnengottheit. Hunnen waren sie nicht, mag ihr Daherbrausen gleich hunnisch wild gewesen sein.

*

Dem Anfangsbild aus der Vergangenheit und aus der Tiefe der Völker sei nun entgegengestellt das vom andern Ende der Entwicklung. Wir haben es in dem erwähnten friedlichen Getriebe moderner Kolonistenzüge.

Von den stillen Völkerwanderungen sprach ich, die den Kulturländern drohen und einen vergiftenden Bodensatz in der Bevölkerung bilden. Die stillen Wanderungen sind die letzte Entwicklungsform des Völkerkreislaufes, und so sehen wir ihrer nicht nur die schlechten, sondern auch die besten Elemente der Menschheit sich bedienen. Alle Kolonialarbeit der weißen Rasse, wie sie sich seit langem vollzieht und wie sie immer mehr in Zukunft gelten muß, ist eine stille Völkerwanderung. Nicht anders ist es beim Zug vom Lande in die Stadt, der in der Gegenwart so viel zu sagen hat. In den Hafenstädten haben wir die Gruppen von Auswanderern gesehen, die bereitstanden zur Verfrachtung in den großen Dampfern. Wir sahen ferner die kleinen Wagenzüge, die allvierteljährlich die großstädtischen Nomaden in Bewegung setzen. Verschwindende Einzelheiten sind das alles. Aber lesen wir dann in einer zusammenfassenden Statistik, wie viele Menschen Jahr für Jahr die Reise über das große Wasser wagen und wie viele den Zug vom Land in die Stadt, dann wissen wir: Völkerwanderungen, Völker unterwegs sind auch das, und nur die Form des Aufmarsches wurde anders.

Ein Wandertrieb elementarer Art, über alle einzelnen hinweggehend, ballt die Massen urtümlicher Völkerwanderungen und bringt sie in Fluß. Was richtet und leitet nun die dichten Reihen derer, die sich von den Bahnhöfen und Häfen aus alltäglich, allstündlich in Bewegung setzen?

Digitized by Google

Irgendein Dichter hat einmal begeisterte Worte gefunden zum Preise des — Kursbuches und seine nüchternen Zahlen und Namen, die doch so viel versteckte Poesie enthalten. In der Tat sind diese starren Logarithmentafeln des Verkehrs voller Anregung für den, der sie zu nutzen weiß. Die Zahlen solch eines Fahrplans sind in ihrer unerbittlichen Pünktlichkeit jede einzelne wie ein kategorischer Imperativ, sie haben mit beigetragen zur Erziehung des Menschen, und kein besseres Sinnbild als der Fahrplan läßt sich finden, wenn man das Gesetz erfassen will, das die gesamte Entwicklung des Völkerkreislaufes beherrscht: das Gesetz von der Richtung der Kraft.

Ich will nicht uferlos werden und nun alles herzählen, was von diesem einen Gesetz beherrscht wird (in den zwei Bänden meiner „Lebensgeschichte der Erde" habe ich sein Wirken geschildert vom fernen Weltennebel bis herab zu den Organisationen unserer Zeit). Genug, wenn wir uns dessen bewußt werden, daß das Gesetz von der Richtung der Kraft heute nirgends offensichtlicher sich kundgibt als im deutschen Volksheer mit allem, was in ihm lebt und webt.

Den 6. November 1914.

Digitized by Google

Der Militarismus als Kunstwerk.

Noch einmal muß ich das Wort aussprechen, mit dem man in England großen und kleinen Kindern bange macht vor den bösen Männern aus Deutschland: Militarismus. Ursprünglich war der Ausdruck nichts als ein Schmähwort, und als solches haben es auch unsere Sozialdemokraten fleißig gebraucht (darüber können wir ja heute unter uns Landsleuten in aller Ruhe sprechen, wie über etwas längst Vergangenes). Nun will das anders werden. Es ist nicht das erstemal, daß die Menschen mit demselben Wort lange schimpften und nachher prunken gingen. An die Geusen wäre zu erinnern. Bei den Engländern liegt eine andere Erinnerung nahe: made in Germany. Auch das sollte einmal eine Warnung sein, sollte deutsche Waren als verächtlichen Plunder entwerten, und wurde dann zu einer höchst unfreiwilligen Geschäftsempfehlung. Mögen sie also das Wort Militarismus drüben recht fleißig weiterbrauchen. Noch zischt es vor Haß in der englischen Aussprache. Geduld, es wird schon Anerkennung daraus werden und staunende Bewunderung — das einstige Schmähwort wird noch für uns werben gehen.

Lord Haldane hat sich zum Wortführer derer gemacht, die heute die Kulturwelt warnen vor den Gefahren des deutschen Militarismus. Auch diesem edlen Lord hat sich die Maske verschoben, denn auch er war früher des Lobes voll über Deutschland. In dem begreiflichen Wunsch, die Gegensätze zu verschleiern, gibt er nun die Losung aus, es sei schon etwas dran an der Heimat Goethes, aber gerade wer das bessere Deutschland von ehedem verstehe, der müsse das Irrgeleitete von heute mit Gewalt befreien von der schleichenden Krankheit des Militarismus. Wie eine bösartige Wucherung sei das, die alle edlen Kräfte vernichte.

Es ist sehr liebenswürdig von Lord Haldane und all den anderen ehrenwerten Briten, daß sie uns in erprobter Menschenfreundlichkeit so hilfreich beistehen wollen. Eine Hilfeleistung ist der anderen wert, und so möchte ich den Lord auf eine Wortverbindung aufmerksam machen, mit der er seinen noch etwas faden Hetzreden mehr Würze geben kann. Es ist die stehende Verbindung „Moloch Militarismus". Lord Haldane mache nur die Probe: das Kuppelwort ist wie ein Sesam-öffne-dich, mit dem sich die gruseligsten Schreckenskammern mühelos erschließen lassen. Für uns ist es ja schon etwas abgebraucht, aber draußen ist es noch so gut wie neu, und Haldane wird uns dankbar sein, daß wir es ihm hiermit zur Verfügung stellen.

Im Ernst: ist der Militarismus wirklich eine so reindeutsche und eine noch so junge Sache, als die man ihn jetzt hinstellt? Wir wären sehr stolz, wenn wir das zugeben könnten, aber leider können wir es nach unserer Kenntnis der Geschichte keineswegs. Ganz im Gegenteil hat uns der neue Militarismus im Dreißigjährigen

Digitized by Google

Krieg (so alt ist er nämlich in Wirklichkeit, der neudeutsche Militarismus) von außen her gewaltsam aufgezwungen werden müssen. Und wenn wir dann später als Kulturvolk im selben Maße aufwärts stiegen, wie die Romanen abwärts, so geschah es nur deshalb, weil die militärische Zucht des Denkens und Fühlens uns in Fleisch und Blut überging, während die anderen sich ihrer entwöhnten.

Wo immer eine Kultur aufblühte unter den Menschen, da sehen wir sie eingeleitet durch die vorbereitende Zeit eines unerbittlichen Militarismus. Die Kaserne ist noch immer die Elementarschule gewesen für alle Kunst und alle Wissenschaft. Im alten Rom, im alten Hellas, in Ägypten, in Babylon. Und ihr selbst, verehrte Vettern und Neffen der britischen Inseln, seid militaristisch gewesen bis auf die Knochen, als ihr eure Flotte schuft. Heute seid ihr es nicht mehr. Euren ersten Seelord habt ihr entlassen, weil er deutsches, militärisches Blut in den Adern hatte, und habt dafür einen anderen gewählt mit Negerbluteinschlag. Und wenn ihr statt seiner einen Vollblut-Othello bezahlen wollt — uns kann es recht sein. Je weniger ihr den Militarismus zu schätzen versteht, um so breiter wird unser Platz an der Sonne.

Müssen wir so nach unserer Geschichtskenntnis zu unserem Bedauern darauf verzichten, den Militarismus als System für eine ausschließlich deutsche Erfindung auszugeben, so können wir um so freudiger zustimmen, daß die besondere Form, in der die große Erscheinung sich diesmal kundgibt, heute Deutschland allein zu eigen ist. Mit einem Schlagwort kann man diese Form den Militarismus als Kunstwerk nennen.

Als unsere Mobilisierung und der Zweifrontenaufmarsch alle Welt mit Staunen erfüllten, da meinten die Gegner, das tadellose Arbeiten einer guten Maschine könne man in diesem Apparat wohl zugeben. Die Neutralen waren wärmer: sie gewannen etwas vom Eindruck eines Kunstwerkes. Und sie hatten recht. Wie eine ungeheuere Doppelfuge haben sich Mobilisierung und Zweifrontenaufmarsch abgespielt. Die Klubleute behaupten, im neuen Deutschland werde alles freie Leben zermalmt vom Militarismus. Wir aber haben wieder einmal bewiesen, daß im Lande der Lieder und Gedanken noch heute alles Kunstwerk wird, was das Volk im großen unternimmt. Sogar der Militarismus. In Deutschland ist er es so sehr, daß selbst seine nüchternsten, scheinbar ganz und gar nur errechneten Unternehmungen den Charakter reiner Kunst bekommen. In keiner Partitur können die Stimmen eine um die andere besser einsetzen, kann ihr polyphones Gewebe besser durchgearbeitet sein, als es in diesem Aufmarsch war.

Das ist das Große, das Verehrungswürdige am deutschen Militarismus der Gegenwart, daß er nicht die Sondereigenschaft einer bloßen Kriegerkaste ist, sondern daß er das ganze Volk durchdrungen hat in die letzten Tiefen. Als im 17. Jahrhundert unser Denken und Fühlen vom neuen Militarismus in die Schule genommen wurde, da merkten wir den Segen zunächst nur auf rein wissenschaftlichen Gebieten; in Mathematik und Astronomie, Physik und Heilkunde. Viel später erst

Digitized by Google

stimmung, die den Geist erschlaffen läßt, statt daß sie ihn froh macht zu neuem Tagewerk.

Wollen wir den musikalischen Ausdruck solcher uns fremden und gefahrvollen Stimmungen, so finden wir ihn in der musica plana, im flachen Klang der alten Litaneien. Wie da der nämliche Ton in trostloser Wiederholung den schwülen Raum durchirrt, scheu und verängstigt, wie unter der Last eines bösen Gewissens, da macht er die Seele mutlos und schwach. Sie wird hineingezwungen in eine traurige Entsagungsstimmung, die dem Orient als Vorbereitung eines höheren Seins wohl dienen mag, uns aber nur Krankheit bedeutet.

In der Erinnerung solcher Litanei-Eintönigkeiten lassen wir die Klänge des Lutherliedes durch unsere Seele ziehen. Wie das aufrüttelt! Wie eine solche Art der Gottesfurcht uns fest macht gegen die Welt! Vor zahllosen Schlachten ist dieses Lied gesungen worden, und den Streitern war es, als streiften sie damit über ihre Glieder ein kugelfestes Gewand. Nach zahllosen Schlachten sang man dasselbe Lied, und der rauschende Klang schwemmte aus dem Geist der Streiter all das Häßliche, Gräßliche fort, das sie inzwischen erlebt, auf daß sie wieder aufrecht würden.

Aufrecht: das Wort ist streng wörtlich zu nehmen. Steil wie die Pfeiler eines gotischen Domes ragen die Akkorde alter Kirchenlieder empor. Aus Volksliedern sind sie geworden, aber Volkslieder im engeren blieben sie nicht. Sie haben sich gewandelt und ihrer neuen Umwelt angeformt. Wenn man die Baukunst erstarrte Musik nennen kann, dann ist auch die Musik eine klanggewordene Baukunst. Mit der Aufnahme der Lieder in den Gottesdienst überhaupt ist es, als ob Lichtöffnungen gebrochen würden in eine vordem fensterlose Kirche, als ob die Sonne in breiten Strömen einrauschte in einen vorher dunklen Raum. Wie dann die Lieder sich wandeln, alles Kleine im Rhythmus ablegen und Akkord um Akkord voll und ruhig ausströmen, da wächst auch die Baukunst freier empor; bis hinan in die stolzen Höhen der Gotik.

In dieser zwiefachen Art sind uns die alten Kirchenlieder vertraut von Kindheit auf. Wir hören und sehen in ihnen alles in einem. Ein Allkunstwerk im tiefsten Sinne ist jeder gute Choral. Wo er erklingt, und sei es, daß nur ein einzelner ihn anstimmte im vorgerückten Schützengraben, da hört der Deutsche unhörbar die Orgel mit, da steht er unsichtbar das weite Flachland unterm nächtigen Himmel sich wölben zum Dom. Alles Große, was die Kirchenbauten werden ließ und die hehre Tonkunst in den Kirchen, alles das strömt ein in die Seele der Kämpfer. Die Choräle sagen es ihnen, wofür sie draußen stehen, und die Choräle lassen sie nicht müde werden.

Den 16. November 1914.

Digitized by Google

Deutsche Heerführer im Bilde.

Als der Krieg ausbrach, da war es nicht die letzte Hoffnung unserer Feinde, es werde dem deutschen Heer an Führern mangeln. Drillmeister jeglichen Ranges gab es freilich auch nach ihrer Ansicht in Deutschland, wirkliche Feldherrn aber nicht, denn — man hörte ja nichts von ihnen. Die Armeen der Verbündeten hatten schon zu Friedenszeiten berühmte Namen an der Spitze, und diese Größen würden schon dafür sorgen, daß die nur für den Kasernen- und Paradedienst tüchtige Soldateska der Deutschen zerschmettert werde. Es ist ein wenig anders gekommen. So wenig als die deutsche Sozialdemokratie dem Ausland den Gefallen einer Revolution erwies und der deutsche Geldmarkt sich ungerüstet zeigte, so wenig sollte es dem Heer an fähigen, ja selbst an genialen Führern mangeln.

Gleich zu Anfang zeigte sich das in der Mobilmachung. Hellmuth v. Moltke war für sie verantwortlich. Wer war dieser Moltke? Der Neffe eines berühmten Mannes, lächelten sie draußen, der seinen Rang nur Familienbeziehungen verdankte. An persönlichen Verdiensten hatte er scheinbar nicht das Geringste. Es war eine große Überraschung, als dann das beispiellose Gelingen der Mobilisierung dem Namen eines Mannes Klang verlieh, der in aller Stille eine Lebensarbeit geleistet hatte. Auch eine geringere Fähigkeit und Arbeitskraft, als sie hier hervortrat, hätte sich draußen schon zu Friedenszeiten einen volkstümlichen Namen gemacht. In Deutschland hält man es umgekehrt: erst die Tat, und dann der Name.

Moltke sollte nicht die einzige Überraschung bleiben. Schon wenige Tage nach Kriegsausbruch sprach alle Welt von Emmich, dem Lütticher Helden. Der Generalquartiermeister v. Stein zeigte den Schriftstellern, wie man mit wenigen Worten viel sagen kann. Andere folgten. v. Bülow, Weddigen, Graf Spee, v. Müller, Ludendorff, Meyer-Waldeck, und — beinahe schon sageumwoben — von Hindenburg: wem wären die Namen in weiteren Kreisen vorher vertraut gewesen? Nun sind sie allen geläufig, auch unseren Kindern, und ihrer viele mögen noch fernerhin auftauchen. Nein, führerlos war Deutschland ganz gewiß nicht, nur hatten die Führer nicht vorzeitig von sich reden gemacht. Generale, die nach dem Manöver aneinander Kritik üben, die sich durch Druckhefte, Ausfrager und ähnliches beliebt zu machen suchen, für solche Generale ist im deutschen Heere allerdings kein Platz. Wenn es im allgemeinen richtig sein mag, daß erst die Kleider Leute machen, so gilt für unsere höheren Offiziere eher das umgekehrte Wort: das Prunkgewand verbirgt den Mann.

Ein deutscher Verlag (G. Stalling in Oldenburg) hat es unternommen, eine Reihe der so plötzlich berühmt gewordenen deutschen Heerführer im Bilde

Digitized by Google

festzuhalten. Es liegen Blätter vor von den Kronprinzen Wilhelm und Rupprecht, von Herzog Albrecht, Hindenburg, Emmich, Zeppelin, Moltke, v. d. Goltz, Bülow, Kluck, Hausen, Einem, Heeringen.

Es wäre ein müßiges Beginnen, die Blätter einzeln durchzunehmen, um physiognomische Untersuchungen nach Lichtenbergs Art damit anzustellen. Ein allgemeines Wort aber ist gleichwohl geboten. Ausländer, die das deutsche Heer und seine Führer nur nach fremden Zeitungsberichten kennen, mögen diesen Gesichtern gegenüber einigermaßen ratlos sein. Für sie ist der deutsche General eine Art von miles gloriosus, ein Eisenfresser und Bramarbas. So steht es ja in ihrer Zeitung. Und was sieht er hier? Bestimmte, aber ruhige, ja oft stille Züge, von einer Gedankenarbeit gemodelt, daß man bisweilen den Kopf eines Gelehrten oder eines Künstlers zu sehen glaubt. Es ist ganz seltsam, wie wenig militärisch gerade die ersten Vertreter des deutschen Militarismus dreinschauen.

Den 23. November 1914.

Digitized by Google

Auch ein Kamerad.

Bis zum letzten Hauch von Mann und Roß", so sagt ein Kaiserwort, „werden wir uns wehren." Kürzer und schöner ist das Gefühl der Kameradschaftlichkeit kaum zu treffen, das der Kriegsmann aller Zeiten für seinen treuesten Genossen empfand. Fast schien es jetzt Romantik und Vergangenheit werden zu sollen. Die Meinung kam auf, daß für die neueste Kriegskunst der Reiterdienst bald nichts mehr leisten könne. Der Kraftwagen laufe schneller und ausdauernder als das beste Roß, von der Rumpler-Taube herab sei noch ein ganz anderer Aufklärungsdienst zu leisten als vom Sattel, und gegen das Maschinengewehr kämen die Reiterangriffe nicht auf. Eine Mechanisierung des Krieges wurde angesagt. Sie ist nicht gekommen, mindestens nicht im Sinne der Stoffphilosophen. Soviel als die älteste Form des Kampfes, Mann gegen Mann, noch heute, gerade heute gilt, so unentbehrlich ist noch immer die Truppe zu Pferd.

Und mit ihr ist auch die uralte Romantik geblieben und das Gefühl der Kameradschaftlichkeit, das dem echten Reitersmann sein Roß so nahe bringt, als lebe er noch immer in der Zeit, da man die Tierfabel als Dichtung und Wahrheit zugleich empfand; jener Märchenzeit, da das schlecht behandelte Roß die Glocke zog und Klage führte wider einen bösen Herrn, ja selbst das abgeschnittene Pferdehaupt noch sprechen konnte und Zeugnis führen für die Unschuld.

Der echte Reitersmann fühlt mit seinem Tier. Und ist es beim Tier nicht dasselbe? Unauslöschlich im Gedächtnis haftet mir eine Erinnerung aus früher Kindheit. In der Artilleriekaserne der rheinischen Stadt hatten sie Pferde ausgemustert. Mit hängenden Köpfen zogen die Tiere ab. Einige Stunden später große Aufregung. Eines der Tiere hat sich aus seiner neuen Stallung losgemacht und galoppiert wie wild durch die Gassen. Erst als es auf dem Kasernenplatz anlangt, wird aus dem Galopp ein Trab. Und wie es nun gar durch das offene Tor einbiegt in den Kasernenhof, da trägt es den Kopf so hoch, daß man den Regimentsmarsch mitzuhören meint, der es mit gespitzten Ohren so stolz und gewichtig im Schritt gehen läßt. Ein Soldat hielt es und klopfte ihm den Hals. In den Augen des Mannes standen Tränen.

Sie gehören zueinander, Mann und Roß. Und wie sich eins an das andere gewöhnte, das ist eine so lange Geschichte, daß man das ganze Buch der Menschheit durchblättern müßte, um alles zu haben. Nur ein paar Bilder aus der endlosen Folge will ich herausholen zu näherer Betrachtung.

*

Digitized by Google

Erstes Bild, aus Sintfluttagen. Der Ort der Handlung liegt bei Solutré im Departement Soône-et-Loire. Von der weiten Ebene löst sich dort ein Streifen Landes los, steigt langsam an wie eine breite, schwere Welle, um im Augenblick des höchsten Standes abzustürzen.

Für gehetztes Wild ist dieser steile Felsenhang eine von der Natur geschaffene Falle, wie sie verderblicher nicht auszudenken war. Und jene frühen Menschen wußten die Falle zu nutzen. Am Fuß des Felsens hob man aus einer bestimmten Schicht schwere Ladungen von Pferdeknochen, untermischt mit allerlei Gerät altsteinzeitlicher Menschen. Der Sinn dieses kulturgeschichtlichen Bilderrätsels war leicht zu entziffern. Zahllose Wildpferde streiften zur Diluvialzeit in der weiten Ebene umher. Mit einer noch ganz urtümlichen Hindenburg-Taktik verstanden es die Steinzeitleute, ab und zu ein Rudel von den andern abzugliedern und es gegen den Felsen zu hetzen, wo es dann auf der Höhe sich rettungslos zu Tode stürzen mußte. In aller Ruhe konnte man danach im Tal die Beute sich zu eigen machen.

Wir gewinnen hier einen Blick in das Leben des Ureuropäers inmitten der damaligen Tierwelt. Noch waren die Menschen im Tierpark des Herrgotts nur eine Art unter Arten. Rudelweise gleich jenen Steppenpferden mögen auch sie sich umhergetrieben haben auf den weiten Strecken Landes, die die Schnee- und Gletschermassen der Eiszeit auf ihrem großen Rückzug freigaben. Rein triebhaft wie der Tiere war auch das Denken der Menschen. Noch hatten sie es nicht gelernt, sich die Natur und ihre Gebilde gefügig zu machen. Einzig das Feuer verstanden sie zu werten und pflegten es, am Herde gezähmt, als ein erstes nutzbringendes Haustier. Was aber sonst an Gottesgeschöpfen um sie her sich tummelte, das konnten sie nur erst vernichten.

Hier nimmt die Geschichte von Mensch und Pferd ihren Anfang. Ihre erste Bekanntschaft war die von Todfeinden. Das Tier mußte erlegt sein, bevor es für den Menschen etwas war. Man weidete es aus, verzehrte sein Fleisch und sein Mark und fand einige Knochen brauchbar als Werkzeug. Auch für die Haut mag man Verwendung gehabt haben, und möglich, daß das lange Mähnenhaar gelegentlich eingefädelt wurde in die rohen Knochennadeln derzeitiger Brauchart. Das aber war auch alles.

Auch das Aussehen der von den Steinzeitleuten gejagten Wildpferde ist uns bekannt. War doch das Wildpferd einer der beliebtesten Darstellungsgegenstände auf Höhlenwänden sowie auf Waffen aus Renntierbein. Aber man muß sich hüten, in diesen Pferdebildern die Arbeiten vorgeschichtlicher Wouwermans zu sehen. Der Bildzauberglaube, nicht ein Kunsttrieb, leitete die Hand. Nur weil es als ein jagdbares Tier erster Ordnung galt, nur darum war das Pferd bei den Darstellungen so beliebt. Um es zusammenzufassen: noch kannten sich Mensch und Pferd sehr schlecht und fanden sich nur als Feinde.

*

Digitized by Google

Viele Jahrtausende später. Europa ist frei geworden von den Schrecken der Eiszeit und hat sich mit Mensch und Tier, mit Baum und Strauch hineingefunden in die neue Welt. Jetzt erst ist der Stern der Erde ganz zum Stern des Menschen geworden, und der Mensch ist nicht länger nur Art unter Arten, sondern ist die Art, ist das auserwählte Wesen unter den Geschöpfen. Nirgends zeigt er sich tüchtiger zur Herrschaft als in seinem neuen Verhalten zur Tierwelt. Er weiß zu nutzen, wo er früher nur vernichtet hat. Aus den tödlichen Fallen sind friedliche Hürden geworden, in denen das Tier gezähmt wird und schließlich selbst daran gewöhnt, teilzunehmen an der dem Menschen zugewiesenen Arbeit.

Zum zweiten Male begegnen wir dem Pferd in menschlicher Gesellschaft, und von jetzt ab nur in dieser Umgebung. Sich selbst überlassen, in wildem Zustand, kommt es in Europa nicht mehr vor; es ist ganz „Haustier" geworden, wie die neue Zeit es verlangt. Aber dieses Haustier ist etwas Besonderes. In derselben vornehmen Sonderstellung, die es fortan durch alle Zeiten hindurch unter den Tiergenossen des Menschen behauptet, erscheint es gleich zu Beginn der neuen Zeit.

Im Schlamme der Ullarpsaa in Südschweden fand sich ein der jüngeren Steinzeit entstammender Pferdeschädel, der eine gewichtige Andeutung gibt über die schon damals bestehende Ausnahmestellung des Pferdes. In der Naht zwischen den Scheitelbeinen fest eingetrieben war ein schön geschliffener Feuersteindolch. Wie dieser Dolch im unzersplitterten Schädel des etwa zweijährigen Tieres drinsaß, mußte ein Keulenschlag ihn noch zu Lebzeiten des Pferdes eingetrieben haben. Das Pferd war geschlachtet worden, und zwar als Opfertier; denn für eine gewöhnliche Schlachtung hätte man ganz sicher nicht eine so wertvolle Dolchklinge preisgegeben. So gibt uns also schon dieser älteste Fund aus rein germanischer Zeit einen Hinweis auf die Opfergelage, mit deren späteren Ausrottung die Christenkirche dann sich so viel abzuplagen hatte. Bis zu Walhall und den Göttern höchstselbst reichten die Beziehungen des Pferdes.

Aber das kommt erst nachher. Einstweilen wollen wir nur feststellen, wie hoch man das Roß unter allen Haustieren schon damals einzuschätzen wußte.

Die Glanzzeit unserer Vorgeschichte, das Heroenalter der Bronze, ist auch eine Glanzzeit in der Stammgeschichte des Pferdes. Es genügt ein Gang in ein beliebiges Vorgeschichtsmuseum, um das zu erkennen. Man prüfe nur die bronzenen Trensen und Schmuckscheiben sowie die kostbaren Beschläge der von den Pferden gezogenen Wagen. Die ehernen Gewassen des Kriegers waren nicht kunstreicher und liebevoller ausgeführt. Welch ein Prunk in der Ausschirrung! Mit Klapperblechen und Rasselringen schritt das Roß einher; in mittelalterlichen Turnieren kann es nicht stolzer aufgetreten sein. Man behängt es mit einem Schmuck, wie man ihn sonst nur den Frauen zukommen läßt, und allenfalls noch so edlen Tonwerkzeugen wie den Luren. Mann und Roß gehörten eben schon damals zusammen und wußten einander zu schätzen.

Digitized by Google

In beiderlei Form, als Zug- und als Reittier, zeigt sich das Pferd auf den nordischen Felsenzeichnungen. Der Dienst am Wagen mag älter sein, und da ist es für uns, die wir heute den Lebenskampf germanischer Kultur als Vormacht durchzufechten haben, gewiß recht wertvoll, nachweisen zu können, daß das Roß seinen Dienst am Streitwagen im Norden erlernt hat.

Ein alter Gelehrtenzwist muß hier zumindest angedeutet werden. Die Rückständigen, die der germanischen Rasse in früherer Zeit noch immer nichts Rechtes zutrauen und alles Heil vom Osten kommen sehen, diese Rückständigen sind noch immer der Meinung, daß das Pferd als Haustier, und ganz besonders das Pferd vor dem Streitwagen irgendwoher aus Asien oder Ägypten stamme. Beides ist unhaltbar. Weder in Arabien noch im Süden Palästinas ist das Pferd als Haustier so früh nachweisbar wie bei uns, die wir seine Verbreitung vom norddeutsch-skandinavischen Kulturkreis aus südwärts genau verfolgen können. Noch im Heere des Xerxes erscheinen die Araber lediglich als Kamelreiter (ganz zu schweigen von den Mongolen, die uns das Reiten erst so verhältnismäßig spät abgucken konnten wie die Japaner das Schießen).

Aber auch der Streitwagen mit Roßgespann, der *später* in Ägypten und in Babylonien so wesentlich wurde, ist rein nordischen Ursprungs. Die älteste, auf baltischen Felsenzeichnungen bewahrte Wagenform mit noch einfachem Geländer und ohne Kastenwände, die Grundlage aller folgenden südlichen Umbildungen, ist neuerdings in Ägypten in einem glücklichen Fund von Rosselini gehoben worden. Man höre: Deichsel und Achse des „ägyptischen" Wagens sind aus Eiche, das Joch aus Hainbuche, und mit Birkenbast waren die Speichen befestigt. Made in Germany war also alles. Die Ägypter hätten für solch einen Wagenbau im eigenen Lande gleich brauchbare, ja brauchbarere Hölzer gefunden, wenn sie selbst derartige Gefährte von Anfang an hätten bauen können. Aber sie konnten das nicht, und aus dem barbarischen Norden mußte ihnen dieser Kulturfortschritt erst zugetragen werden.

Noch vieles, vieles könnte ich melden von jener hehren nordischen Zeit, die fern dann ausklingt in der homerischen Welt. Prächtige Königshallen lagen inmitten, zu ritterlichen Spielen kamen die Mannen zusammen. Wir wissen nichts von den Liedern, die am lodernden Herdfeuer einst die Taten der Recken gefeiert. Aber wir kennen die blinkende Wehr dieser Helden, und ihr Anblick sagt uns mehr als Worte. Und daß die Tüchtigsten schon damals so rosselieb waren und so rossestolz, das läßt sie uns heute noch brüderlich nahe erscheinen.

*

Beugt euch in Ehrfurcht: wir geleiten das Roß nun seinen stolzesten Pfad. Geraden Weges führt es hinan gen Walhall.

Hört ihr das Dröhnen und Schreien hoch oben im Herbststurm, das Hufgetrappel und Rossegewieher? Die wilde Jagd zieht droben vorüber, und der den Zug leitet, das Einauge dort im flatternden Hut auf dem rasenden Hengst, den die

Digitized by Google

Raben umkrächzen und Rüden umbellen, das ist er selbst, der alte Schlachten- und Sturmgott Wotan-Odin. In vielerlei Gestalten und vielerlei Namen ist er gar manchem Volke erschienen. Keinem gewaltiger als denen im Norden. Und wenn er ihnen in seiner ganzen Größe, seiner ganzen Majestät sich gab, dann zog er nicht als stiller Wanderer durch die Lande, sondern ließ sich tragen von Sleipner, dem wunderbarsten aller Wunderpferde.

Wie das schlichte Huftier in solche stolze Höhen kommen konnte, erführen wir gern. Auch da hat das große Archiv, das mit dem Spaten zu erschließen ist, einiges wohl aufgehoben. Ein dänisches Moor hat uns beschenkt mit einem Kultgegenstand des vorchristlichen frühen zweiten Jahrtausends. Es ist ein kleiner vierrädriger Wagen, von einem Pferde gezogen. Eine Sonnenscheibe sitzt obenauf, und von der Scheibe unmittelbar geht der Zügel hinüber zum Pferd. Noch wagte man es damals nicht, das hehrste Wesen der himmlischen Welt, die Sonne, in irgend menschlicher Weise zu formen. Es ist ein erster tastender Übergang von der früheren bildlosen Zeit zur bildhaften später. Aber wenn man auch Genaueres nicht auszusagen wagte über die beseelte Gestalt der Sonnengottheit, so war doch eins für den Nordländer klar: der Wagen, auf dem sie über den Himmel fährt, kann nur gezogen werden vom edelsten Zugtier, dem Pferd.

Weiter: Tacitus, „Germania", zehntes Kapitel. Von Götterhainen wird da geredet und Waldtriften, wo heilige Rosse grasen. Kein irdischer Dienst darf sie entweihen, und dem Tode verfallen ist der Vermessene, der sich auf ihren Rücken zu schwingen wagt. Und wieder finden wir ein Zeichen der Übergangszeit. Leere Throne bereitete man der unsichtbaren Gottheit, und auch die weißen Rosse der heiligen Haine waren solche Götterleerthrone. Bei feierlichem Umgang schritten sie dem Zug voraus, und unsichtbar saß droben der Gott, vor dem sich alle beugten.

Dem lichten Himmelsgott Tius, Frey und Baldr allein war das Roß erst zu eigen, jenes Zaubertier, das über Felsen und Meere daherstürmt, und das die Flammen nicht zehren. Wie dann seinesgleichen übergeht auch auf die niederen Götter, bis schließlich jede Walküre beritten gemacht wird aus dem großen Gestüt, das greift hinüber auf den gesamten Umkreis nordischer Mythologie. Wir wollen uns nicht verlieren in ihre Nebeltiefen. Genug, wenn uns klar wird, wie tief im Bewußtsein germanischer Menschen die Vorstellung eindrang von der Macht des Göttertieres.

Eine schützende Kraft traute man dem bloßen Abbild zu. Von Fibeln und Schmuckstücken der Bronzezeit an, die mit einem Pferd oder Pferdekopf amulettartig ausgestattet sind, geht das bis zur Gegenwart unmittelbar. Der Pferdegiebel am sächsischen Bauernhaus bekommt hier einen Sinn, ganz wie der Schimmel, der beim Mittsommerfest in manchen Gegenden der Heimat noch so viel bedeutet. Ein Pferdeschädel über dem Eingang sichert das Haus vor Gewitter und bösen Dämonen, und jedes deutsche Kind weiß, wie glückbedeutend der bloße Fund eines Hufeisens ist.

Digitized by Google

Übernatürliches vermutet der Bauer noch immer bei dem Tier, das er doch so genau kennt. Das Pferd kann Gespenster sehen, es hat Witterung für unheimliche Orte, erkennt die dem Tode bestimmten und unsichtbare Leichenzüge. Und wenn es sich dann bäumt, wenn seine Mähne sich sträubt und die Nüstern zittern, vermag nur ein Vaterunser es von der Stelle zu bringen. So übermenschliches glaubt heute noch der Mensch vom Pferde, das für ihn wahrlich etwas anderes ist als die Haustiere sonst.

*

Zurück zur Erde. Vom Roß auf dem Schlachtfeld gingen wir aus, und wie der rechte Reiter mit ihm fühlt. Welchem Deutschen klänge da nicht im Ohr irgendeines der zahllosen Volkslieder, die das kameradschaftliche Füreinanderfühlen von „Mann und Roß" entstehen ließ? Eins der schönsten aus älterer Zeit berichtet von Reitersleuten, die bei einer Hungersnot ihr letztes Brot den Pferden gaben und sich selbst Wurzeln zur Nahrung aus dem Boden scharrten. Sie haben ihre ganz besondere Art von Krieg zu Krieg, die alten Lieder. Der Dreißigjährige Krieg hat ihnen einen anderen Klang gegeben als der Siebenjährige, die Freiheitskämpfe einen anderen als die von 1870.

Bei den Balladen ist es dasselbe. Will man bestimmte Gegensätze, so denke man etwa an Fontanes „6. November 1632" und an Karl Geroks „Rosse von Gravelotte". Dort die nordisch düstere Kunde von einem zweiten Gesicht, das ein ganzes Volk wahrnimmt. Gespenster von flüchtigen Reitern durchjagen die Luft, allen vorauf ein weißes Pferd.

„Wie ein Lichtstreif durch den Nebel es blitzt,
Kein Reiter mehr im Sattel sitzt,
Das fliehende Tier, es dampft und raucht,
Sein Weiß ist tief in Rot getaucht.

Der Sattel blutig, blutig die Mähn',
Ganz Schweden hat das Roß geseh'n —
Auf dem Felde von Lützen am selben Tag
Gustav Adolf in seinem Blute lag."

Bei Gerok dann der Geist von 1870 mit seinem straffen Militarismus. Die Trompete ruft zum Appell. Über dreihundert Pferde, deren Herren gefallen sind, hören den Klang.

„Schau — und der Rappe dort spitzet das Ohr,
Wiehernd wirft er die Nüstern empor.

Sieh, und der Braune gesellt sich ihm bei,
Trabt ihm zur Seite wie sonst in der Reih.

Selber der blutige Schimmel, so müd',
Hinkt auf drei Beinen und reiht sich ins Glied.

Digitized by Google

Truppweis', in Rotten zu dreien und zwei'n,
Stellen die ledigen Rosse sich ein.

Über dreihundert hat man gezählt,
Rosse, zu denen der Reitersmann fehlt." —

Auch diesmal wird, wie immer wenn Deutschland in den Krieg zieht, wacker drauflos gedichtet. Es ist ein bißchen viel bisweilen, und ganz gewiß kann nur wenig von dem bleiben, was heute in solcher Fülle sich in die Spalten der Blätter und in Gelegenheitsbücher ergießt. Doch mag es auch noch so wenig sein, was die Zeit überdauert: ein paar Reiterlieder sind sicher dabei, und über allen schwebt das geflügelte Wort vom „letzten Hauch von Mann und Roß".

Den 26. November 1914.

Digitized by Google

Die Ausweisung der Fremdwörter.

Es war in den Tagen zu Kriegsbeginn, als mit der Ausweisung der Fremden aus Deutschland noch eine andere Ausweisung verlangt und zum Teil mit großer Strenge durchgeführt wurde. Sie war geistiger Art und betraf das Reich der Sprache. Ein starkes Mißtrauen gegen alle Fremdwörter war plötzlich erwacht. Ohne Zweifel war Übertreibung und selbst Lächerlichkeit dabei, wie man sich nun über alle Schaufenster hermachte und den fremdsprachigen Geschäftsschildern mit Hilfe der Feuerwehr eine Bartholomäusnacht bereitete. Dennoch war das Ganze belebt von einem so gesunden Grundtrieb, daß man als Deutscher alles dransetzen muß, dieses Reinlichkeitsgefühl der eigenen Sprache gegenüber lebendig zu erhalten.

Die Erinnerung kam wieder an etwas kurz zuvor Erlebtes. Viele Jahre lang hatte unsereins vergeblich gekämpft gegen die immer rücksichtsloser um sich greifende Lateinschrift. Es war den Landsleuten nicht mehr beizubringen, daß bei einem in Lateinbuchstaben gedruckten deutschen Gedicht ein häßlicher Mißklang bestehe zwischen Klang- und Schriftbild. Wie fürchterlich nimmt etwa „Des Knaben Wunderhorn" oder auch das Grimmsche Märchenbuch sich aus in Lateinsatz! Aber das mochte ich den Zeitgenossen noch so oft erläutern, sie blieben stumpf. Erst als es so weit kam, daß die Allerweltsbürger mit Hilfe des Deutschen Reichstages eine planmäßige Beseitigung der deutschen Schrift versuchten, da erst wurde man gewahr, was hier in Gefahr stand, und durch das Land ging jener Entrüstungssturm, der den schon halb der fremden Sache gewonnenen Reichstag von heut auf morgen anderen Sinnes werden ließ.

Etwas ganz Ähnliches war es mit dem Kampf gegen die Fremdwörter. Auch er war viele Jahre lang von wenigen geführt worden und schien fast aussichtslos, bis diese unerwartete Hilfe kam. Doch hier ging es um noch Höheres. Fremde Worte, die man in einer Sprache als Hilfsmittel des Denkens zuläßt, sind wie fremde Söldner, die man zur Verteidigung eines Landes bestellt. Beide werden leicht zu mächtig. England wird es noch einsehen, welche Verwüstung das jahrhundertelange Vertrauen auf fremde, von außen her zugezogene Wortkruppen in seinem Denken und Fühlen allmählich angerichtet hat. Ganz wie England es heute vielleicht schon merkt, daß es ein gefährliches Unternehmen war, farbiges Gesindel zum Kampf gegen Rassenverwandte herbeizurufen. Fremdwörter in einer Stammsprache sind schlimmer als versprengte Ausländer. Sie können zu Spionen werden, die man nicht ungestraft ein- und ausgehen ließ in seinen Gedanken.

Denkt an Lessings „Minna von Barnhelm" und was der französische Glücksritter dort über die plumpe Sprache der Deutschen sagt. Ein Mensch, der in seinem

Digitized by Google

Wortschatz nur den gutdeutschen Ausdruck „Betrügen" führt, hat in ihm einen Warner vor gemeiner Handlung. Wer sich dagegen erst gewöhnte an Wortgaukeleien wie „Corriger la fortune", ist der Versuchung schon fast preisgegeben. Denkt weiter nach, daß weder corriger noch fortune dem Boden Frankreichs entwachsene Wortbildung sind, daß sie mit zahllosen anderen von außen herbeigerufen wurden, die Denkarbeit in französischen Hirnen mitzubesorgen; erwägt dies alles, und wie aus einer ehedem gefügigen Fremdenlegion des Geistes eine herrische wurde und aufruhrbereite: und ihr habt einen der Gründe, wie Frankreich so verworren werden konnte in seiner Anschauung, daß es im Wortrausch die letzte Hemmung verlor und sich hineinhetzen ließ in diesen Selbstmord von Krieg. Es ist das nämliche wie bei den Engländern, die gleichfalls fremden Worten und damit fremden Vorstellungen und Empfindungen zuviel Macht einräumten über ihre Sprache, über ihr Innenleben Sprachverfall ist Seelenverfall.

Die unmittelbar sittlichen Vorzüge einer reinen Sprache hat bei uns zulande in einer Zeit schwerster sprachlicher Gefährdung wohl am klarsten der Philosoph Leibniz erkannt. Er rühmt es als eine der besten Eigenschaften unserer Muttersprache, daß sie „nichts als rechtschaffene Dinge sage und ungegründete Grillen nicht einmal nenne". Italienern und Franzosen erklärt er im Gespräch: „Wir Teutschen hätten einen wunderbaren Probierstein der Gedanken, der anderen unbekannt; und wann sie dann begierig gewesen, etwas davon zu wissen, so habe ich ihnen bedeutet, daß es unsere Sprache selbst sei. Denn was sich darin ohne entlehnte und ungebrauchliche Worte vornehmlich sagen lasse, das seye würklich was Rechtschaffenes; aber leere Worte, da nichts hinter, und gleichsam nur ein leichter Schaum müßiger Bedanken, nehme die reine Teutsche Sprache nicht an." Es ist derselbe Leibniz, der den in fremden Sprachen arbeitenden deutschen Gelehrten zuruft, sie täten das nur deshalb, weil sonst „der Welt ihre mit großen Worten gelarffte geheime Unwissenheit entdeckt würde werden."

Grundsätzliches über diese Sache hat dann J. G. Fichte gesagt in seiner vierten und fünften Rede an die deutsche Nation. Er unterscheidet zwischen Völkern einer lebendigen und solchen einer toten Sprache. In der toten Sprache „ist der Umfang der Wörter geschlossen, die möglichen schicklichen Zusammensetzungen derselben werden allmählich auch erschöpft, und so muß der, der diese Sprache reden will, sie eben reden, so wie sie ist; nachdem er dieses aber einmal gelernt hat, redet die Sprache in seinem Munde sich selbst und denkt und dichtet für ihn". In der lebendigen Sprache „vermehren und verändern die Worte und ihre Bedeutungen sich immerfort, und eben dadurch werden neue Zusammenstellungen möglich und die Sprache, die niemals ist, sondern ewig fort wird, redet sich nicht selbst, sondern wer sie gebrauchen will, muß eben selber nach seiner Weise und schöpferisch für sein Bedürfnis sie reden". Beim Volk der lebendigen Sprache, lautet Fichtes ausführlich begründete Behauptung, „greift die Geistesbildung ein ins Leben; beim Gegenteile geht geistige Bildung und Leben jedes seinen Gang für sich fort."

Digitized by Google

Das ist das Übergewicht der Deutschen einschließlich der Skandinavier, daß sie von all den vielen ursprünglich germanischen Völkern als die einzigen die ihnen rasseneigentümliche Sprache lebendig halten konnten. Sie haben — um in unserm Bilde zu bleiben — wohl gelegentlich von außen her Hilfstruppen von Worten entboten, haben diese aber nie so mächtig werden lassen, daß sie dauernd Herren ihres Landes wurden, und mit vollem Bewußtsein hat man das Fremde, wenn es ja einmal obzusiegen drohte, wieder ausgeschieden. Dem Willen zur Macht voraus geht der Wille zu einer reinen Muttersprache. Am Beginn unseres größten Geschichtsabschnittes steht die Luthersche Bibelübersetzung, ein Werk, das den Deutschen eine einige Sprache schuf. Die Freiheitskriege werden eingeleitet durch jene Wiedergeburt in Wort und Empfinden, von der die Geschichte unseres Schrifttums meldet.

Die letzte größere Fremdherrschaft kam uns vom Westen. Vom 17. Jahrhundert an wurde unsere Sprache durchsetzt von Gallizismen, das heißt von römischen Worten zweiten Grades. Es ist unrecht, in alledem nichts anderes als eine bloße „Alamoderei" zu sehen. Die bittere Not zwang uns dazu, uns zunächst einmal diese Exerziermeister des Auslandes gefallen zu lassen. Unsere Truppenabteilungen bekamen französische Benennungen, die Gradbezeichnungen und die Befehle waren entlehnt. Es war damals nicht Auslandssucht, sondern ein harter Zwang, für den wirklichen Kasernenhof wie den des Geistes. Es mußte so sein, daß auch die Philosophen für ihre Allgemeinbegriffe zunächst einmal die Worte von außen entlehnten. Sie konnten es nicht anders, um auf ihrem rückständig gewordenen Gebiete zuerst einmal den Vorsprung derer draußen einzuholen. Das war bestimmend, für Kant so gut wie für Friedrich den Großen.

Heute haben wir sie alle eingeholt, ja sind ihnen weit, weit voraus. Wir können die fremden Drillmeister, die ja reichlich bei uns auf ihre Kosten kamen, wieder entlassen in ihre Heimat. Mögen sie dort in Reih und Glied mit den ihrigen gegen uns stehen und sehen, was sie uns anhaben können. Deutschland ist wieder mündig, es hat sich wieder heimgefunden. Aus der triebhaften Erkenntnis alles dessen heraus ist jene Bewegung entstanden, die alle Fremdwörter als lästige Ausländer behandelt wissen will. Ich wiederhole: unsere Aufgabe ist es, sie lebendig zu halten.

Den 4. Dezember 1914.

Digitized by Google

Fremdsprachige Bilder.

Daß es auch so etwas gibt, mußte noch vor kurzem umständlich bewiesen werden. Heute weiß man es. Und außer der Tatsache ist dem endlich erwachten Deutschland ohne weiteres klar auch die Notwendigkeit, daß das Fremdsprachige heraus muß aus unserer Kunst. Ich gedachte des Lessingschen Riccaut de la Marlinière und seiner edlen Entrüstung: „Was ist die deutsch Sprak für ein arm Sprak! für ein plump Sprak!" Es gab im vorauguſtlichen Deutschland zahllose Riccauts der bildenden Kunst und ihr Entsetzen: „Was ist die deutsche Malerei für eine plumpe Malerei!" wollte kein Ende nehmen. In Frankreich sollte das alles viel besser sein, und für einen Maler sollte nur gelten, wer sich in Paris daran gewöhnt hatte, die Welt auf französisch zu sehen.

Die Botschaft war nicht neu. Immer wieder einmal war Deutschlands plumpen Barbaren das Romanische als die feinere Kultur empfohlen worden, und immer wieder hatten sich Deutsche und sonstige Nordeuropäer gefunden, die nicht nur ihre Bücher, sondern auch ihre Bilder, ihre Häuser und Gärten halb oder ganz französisch oder italienisch sprechen ließen.

Noch fehlt das große Werk, das die Geschichte dieser romanischen Fremdherrschaft in alle Einzelheiten verfolgte. Wer die Entwicklung schildern wollte, würde ausgehen müssen von einer Geschichte der Sprache, von dem großen Siegeszug, der dem scheinbar vernichteten Rom in der Ausbreitung seiner Sprache noch einmal die Weltherrschaft gab. Als Rom seine Legionen verloren hatte, hat man wohl gesagt, da schickte es in die unterworfenen Länder seine Dogmen. Aber die Dogmen allein hätten ihm niemals den vollen Sieg errungen, wenn sie nicht auch in der Sprache Roms verkündet worden wären. Mit den fremden Worten bekamen fremde Begriffe, bekam eine andere Art des Denkens Macht über die abermals widerstandsschwach gewordenen Völker West- und Nordeuropas.

Mit derselben klugen Kirchenpolitik, die sich schmiegsam zunächst der fremden Art anpaßt, ging auch die gelehrte Weltsprache des Latein anfangs auf alle Wandlungen ein, die Sprechweise und Satzform der „barbarischen" Länder von ihr verlangten. Bei dem Ringen von Sprache gegen Sprache, das sich dann abspielte, hat das Romanische im Süden und Westen sich dauernd als der stärkere Teil erwiesen. Auch das germanische Mitteleuropa war mehr als einmal in Gefahr, niedergerungen zu werden. Aber immer wieder gelang es ihm doch, die Fremdherrschaft im Augenblick der drohendsten Einkreisung noch von sich abzuschütteln.

Die schlimmste und die erfolgreichste dieser Einkreisungen wurde gegen uns unternommen vom 16. Jahrhundert an. Es begann zu der Zeit, da es Brauch wurde, die Bildung der Heeresmassen italienischen Soldaten anzuvertrauen und

Digitized by Google

die Lehrstühle mit italienischen Gelehrten zu besetzen. Die bildende Kunst läßt uns Schritt um Schritt verfolgen, wie die romanische Art damals immer tiefer in uns eindrang. Wir hatten Künstler wie Hans von Aachen oder Rottenhammer, die Niederländer einen Massys, einen Gossaert. In ihren Bildern ist die Formensprache des Romanischen noch nicht ganz des Nordischen Herr geworden. Wie eine nur von Fremdwörtern stark durchsetzte eigene Sprache nimmt das Ganze sich aus. Doch die Einwirkung ging weiter bis zur vollen Übersetzung.

Das Ende für Nordwesteuropa bezeichnet die Kunst des Peter Paul Rubens. Nach Art und Kraft war dieser geniale Könner gewiß ein guter Nordländer. In seiner Formensprache aber gibt er sich bis zu einem solchen Grade romanisch, daß sein Lebenswerk ohne Zweifel der Entwicklungsgeschichte der italienisch-französischen Malerei sich besser einfügt als der germanischen. Wer die dem Dreißigjährigen Krieg voraufgehende Einkreisungspolitik genauer verfolgen will, wird auch Rubens nennen zum Beweis dafür, daß uns schon vor Ausbruch dieses Krieges ganze Provinzen geistig verlorengegangen waren.

Das ist die große Tat der ersten starken Holländer, daß sie mit ihrer nordisch ehrlichen Malart so tapfer angegangen sind gegen jedwedes Fremdsprachige und Fremdartige. Aus ihrer Zeichnung verbannten sie den romanischen Stil mit all seinen abgerundeten Herkömmlichkeiten, seinen errechneten Zusammenstellungen. Schmucklos und wahr, wie ihr unverbildeter nordischer Blick es sah, schilderten sie eine Landschaft, ein Antlitz oder eine aus dem vollen Menschenleben herausgegriffene Begebenheit. Und indem sie so schufen, hatten sie auf ihrem kleineren Gebiet etwas ganz Entsprechendes geleistet wie der große Martin Luther mit seiner deutschen Bibelübersetzung. —

Nun also sollte abermals von Westen her eine fremde Kultur uns aufgezwungen werden. Wie weit es schon gekommen war, zeigt uns ein Rückblick auf das, was auf dem „deutschen" Kunstmarkt allein noch in Ansehen stand. Ein Böcklin und ein Menzel waren nicht mehr dabei. Das ist nun gewesen. Wenn uns irgendetwas dazu berechtigt, auch hier die künftige Entwicklung in voller Zuversicht abzuwarten, so ist es das tiefe Mißtrauen, das im deutschen Volke endlich erwacht ist nicht nur gegen die fremdsprachige Rede, sondern auch das fremdsprachige Bild. Eine rein deutsche Kunst wollen und müssen wir im neuen Deutschland wieder haben: gegen diese klare Erkenntnis, diesen entschlossenen Willen kommt selbst der Kunsthandel nicht mehr auf. Und so schnell wie der Kunsthandel werden auch die Kunstgelehrten und Galerieleiter, werden vor allem die Künstler selbst umlernen müssen.

Ganz so leicht freilich, wie eine Anzahl von Ungefährmalern sich das zu denken scheint, ist dieses Umlernen nicht. Es gehen da im Handel allerlei auf den Krieg bezügliche Kunstblätter um, die es, nach den Unterschriften zu urteilen, in Vaterlandsbegeisterung allen anderen zuvortun. Prüft man dann aber die Bilder selbst, so macht man die Entdeckung, daß in ihnen so ziemlich alles beim alten geblieben ist. Sie überbieten sich inhaltlich in Wutausbrüchen gegen die französische Barbarei,

Digitized by Google

und bedienen sich dabei der französischen Formen- und Zeichensprache. Es ist wie bei jenem Gelehrten, der die Fremdwörter „perhorreszierk, weil sie eine linguistische Inkonsequenz repräsentieren".

Nein, so leicht ist es mit dem Umlernen ganz gewiß nicht. Ein regelrechter Unterricht im Sehen muß zuvor durchgemacht werden, und das Schicksal hat dafür gesorgt, daß auch der rechte Lehrer im rechten Augenblick zur Stelle ist. Dieser Lehrer ist nämlich — der Krieg selbst.

Ein gesundes, unverbildetes Sehen ist das erste, was die rauhe Schule des Krieges ihren Zöglingen beibringt. Wer einen Gegner aufs Korn nimmt, darf nicht nur blinzeln, und wenn es zum Sturm geht gegen Drahtverhaue und Wolfsgruben, dann hilft all das vordem gepriesene Drüberhinblicken nichts mehr. Hier muß gesehen werden, so klar und wahr gesehen, wie es unsere alten Meister taten.

Viele Jahrgänge unserer Künstler stehen draußen im Felde. Wie manche von den Jüngeren mögen sich heute, wenn ihnen einmal im Laufgraben oder Biwak eine nachdenkliche Stunde vergönnt ist, dieser alten Meister erinnern und ihrer bestimmten, aufrichtigen Art! Wie vielen mag dabei die ganze Trugkunst der letzten Zeit sich entlarven in ihrer lächerlichen Nichtigkeit!

Ein Ausländer, der sich auf den westlichen Kampfplätzen umsah, war erstaunt über die Menge blondbärtiger Arminiusgestalten, die da überall auftauchten, und die ihm vorher in Deutschland gar nicht aufgefallen waren. Der Kriegsbart tut es nicht allein. Diese Männer haben auch einen anderen Blick bekommen, einen Blick, mit dem sich die Welt beim besten Willen nicht mehr auf französisch sehen läßt. Halten sie das bei, auch später, dann wird es mit den deutschen Bildern genau dasselbe werden, wie mit der deutschen Sprache nach der Ausweisung der Fremdwörter. Wir sind dann die fremdsprachigen Bilder los, und mit ihnen eine der Hemmungen deutscher Kultur.

Den 15. Dezember 1914.

Digitized by Google

Weihnachten 1914.

Er ist nur matt, der Schein, der ausgeht vom Christbaum 1914. Seit der schweren Zeit vor hundert Jahren hat Deutschland das Fest aller Feste nicht ernster gefeiert. Die Blüte der Mannschaft steht außer Landes. Wir wissen sie von Tod und Not umgeben. Sie sind vergraben in den Höhlengängen, die in Ost und West der Heimat das halbe Europa durchfurchen, in frostigen Zeltlagern lagern sie, in den Kellern zerschossener Orte. Und wo sie ja in warmen Zimmern sitzen, da sind es die Zimmer ihnen feindlicher Häuser. Sorglos feiern können sie auch da nicht. Der Feind weiß wohl, was uns die Weihnacht ist, eine nordische Vesper kann er auflodern lassen in Blut und in Feuer. Mit ihren Scheinwerferaugen werden die Schiffe schärfer als sonst ausspähen müssen auf die Gefahren über und unter den Wassern, und für den Mann auf Vorposten gibt es manche der gelben Giftnattern zu zertreten, die elender Rassenverrat gegen uns ausgesetzt hat.

Das ist Weihnachten 1914 draußen. Und wie sieht es aus im Lande selbst?

Ein Bild zumindest bleibt hier ungetrübt. Weihnachten ist der Tag der Kinder, und die deutschen Kinder *können* feiern, trotz allem. Wohl wissen sie, daß es bei ihnen sparsamer hergeht für diesmal. Knecht Rupprecht hat jetzt Ausländdienst. Das tut nichts. Der letzte deutsche Junge, das letzte deutsche Mädchen freut sich heute über das, was *anderen* zukommt. Weniger als die Geschenke, die sie bekommen, werden sie diesmal die Gedanken beschäftigen an die Pakete und Paketchen, die sie zur Post gegeben haben. An den Vater haben sie geschickt, an den großen Bruder, und das meiste ging an völlig Unbekannte. Oder nein: nichts ging an Unbekannte, denn sie alle, alle die hinausgezogen sind, sind ja verwandt mit ihnen, ganz nahe verwandt. Das fühlt das deutsche Kind, und darum ist es seine einzige Weihnachtssorge, ob wohl auch alles richtig ankam, und ob die Soldaten ihre Freude haben an den Überraschungen, die ihr Kindersinn ihnen ausgedacht hat. „Geben ist seliger als Nehmen": das Kind hat sonst keinen Sinn für solche Weisheit, heute aber ist sie ihm verständlich.

Die Gedanken der Großen kommen nicht so leicht weg über die Schwere der Stunde. Totensonntagsschatten gehen um. Wer fehlt alles heute! Wer mag noch fehlen übers Jahr! In dieser Stunde, in diesem Augenblick kann draußen irgendwo ein Schuß fallen, der Schuß kann sein Ziel finden in unseren Reihen. Wem gilt's? Wenn heute der Christbaum für tausende deutsche Familien einen trüberen Schein hat als sonst, so ist es wahrlich nicht deshalb, weil er aus Sparsamkeit heute weniger Lichter trägt.

Digitized by Google

Darf man es wagen und in solcher Stunde den Schwergeprüften Mut zusprechen? Darf es auch bei ihnen heißen: werdet wie die Kinder und seid froh im Gedenken an die Unbekannten, die euch verwandt geworden sind?

Man darf es nicht nur, man muß so sprechen, es ist die Pflicht aller derer, denen die Gabe des Sagens verliehen wurde. Die Zeit hat uns grausam viel genommen, aber die Zeit hat uns noch viel, viel mehr gegeben.

In das Wunderbare ragt hinein, was alles das sinkende Jahr uns miterleben ließ. Die deutsche Gefolgstreue ist wiedererwacht in alter Naturkraft, nie standen Nord und Süd der deutschen Heimat so kameradschaftlich zusammen, und Myriaden treuer Gedanken wirken herüber und hinüber, von denen in Feld und auf See zu denen daheim. Was tut's, daß zahllose deutsche Familien heute kleiner wurden! Wir haben eine Familie gewonnen, so groß und fest und stark, wie die Welt sie nimmer noch sah. Und darum muß es heute heißen: werdet wie die Kinder und denkt der Unbekannten, die für euch nicht länger Unbekannte sind!

„Dieser Krieg hat uns alle besser gemacht." Welch eine Kluft des Empfindens liegt zwischen heute und einst! Kein Jahr ist es her, daß die Menschen um die Wette darüber nachdachten, was man wohl alles ein Weltwunder nennen könne. Die Stimmenmehrheit einigte sich auf allerlei Technisches; auf Flugzeuge, drahtlose Depeschen, Riesenkanäle und ähnliches. Die ganze Flachheit der hinter uns liegenden Zeit gab sich kund in diesen Antworten, die als ein Ziel nahmen, was doch nur ein Unterwegs war. Es war ein Denken, so oberflächlich wie das jener armen Naturvölker, die etwa ein Ruder anbeten, weil im Ruder eine magische Kraft sitzt und der Mann am Ruder nur für deren Werkzeug gilt. Unterseeboote als Weltwunder! Wo ist die magische Kraft der Fahrzeuge Englands, deren vollendete Bauart die Technik bestätigt? Und wer möchte heute noch Führer und Mannschaft unseres „U 9" als Werkzeuge eines Werkzeuges nehmen? Was war das wunderbare an jenem einen deutschen Schiff, das ein ganzes Meer viele Wochen in Schach hielt, und gegen das die Seestreitmächte dreier Weltteile entboten werden mußten? Seine Turbinen, oder der militaristische Geist des Leiters und der Bemannung?

Nicht besser nur, auch weiser hat der Krieg uns gemacht. Fragt heute noch einmal danach, was ein Weltwunder sei. Von jenem Sommertag würde man auch sprechen, an dem das Wort von den vergangenen Parteien wie ein Schlag alle Spannungen löste und siebzig Millionen Menschen auf denselben Ton sich stimmen ließen. Ein Weltwunder wies jene andere Stunde, als die überklugen Berliner all ihren Witz vergaßen und ihre Großstadtplätze in Freiluftkirchen wandelten. Ein Weltwunder war der heilige Mut unserer Jungmannschaft, die das Lied der Deutschen bei Langemarck ins Feuer trug. Ein Weltwunder ist das deutsche Heer zu Lande und zu Wasser, und ein Weltwunder, größer als alle anderen, ist dieser ganze Krieg um unser Dasein. Aus allen fünf Weltteilen werden die Völker entboten, das kleine Deutschland zu verschlucken, und eine Sturmflut um die andere erweist sich machtlos gegen diesen Felsen.

Digitized by Google

Reifer und reiner wurde Deutschland schon jetzt. Und die Weihnacht 1914 sollte verloren haben an Leuchtkraft? Menschen von gestern mögen es ausrechnen, wieviel weniger Kerzen in diesem Jahre umgesetzt werden, und danach feststellen, mit wieviel geringerer Voltzahl der Gesamtweihnachten Deutschlands die Winternacht aufhellt. Sie sind die Weltwunderweisen der vergangenen Zeit. Wir anderen wissen, daß gerade von diesem minder grellen Fest ein Leuchten ausgeht, vor dessen eindringender Kraft die dunkelsten Tiefen sich willig erschließen.

Von den Engländern hören wir, daß ihnen der Heilige Abend mehr und mehr zu einer Prunkfeier außer Hause wurde. Der maßlose Reichtum hat sie maßlos arm werden lassen. Auch uns war der Reichtum eine Gefahr, und diese schwere Prüfung mußte kommen, um uns zur Besinnung zu bringen. Mag es darum heute auf dem deutschen Weihnachtstisch wenig glänzend aussehen gegen früher: wir haben bessere Schätze dafür eingetauscht, und in der großen Weltgeschichte des Mittwintertages hat der Abend von 1914 seinen ganz besonderen Platz.

Es ist viel hin und hergeredet worden, ob man unser Weihnachtsfest herleiten solle von den ausgelassenen Saturnalien Altroms oder von der einer tiefen Naturandacht entsprossenen Mittwinterfeier unserer nordischen Ahnen. Die Gelehrten würden gut tun, ein wenig darüber nachzudenken, was denn ursprünglich der Sinn der Saturnalien war. Sie würden gewahren, daß ein uralter Zug vom Norden denen am Mittelmeer mit vielem andern Guten einst auch die hehren Jahreswendefeste gab, und daß die vor Reichtum wahnsinnig gewordene „Kultur" Altroms nur entstellen und verzerren konnte, was die nordischen „Barbaren" mit reinen Händen ihnen anvertraut.

Ein Saturnalienfest mit ausschweifenden Gelagen oder eine Christmeß im Smoking am teuren Hoteltisch — es ist so ziemlich dasselbe. Immer wieder einmal hat die allgemeine Verrohung, die sich ob ihrer Zahlungsfähigkeit so gerne Kultur nennt, in Lärm und öden Prunk verfallen lassen, was ehedem der Läuterung geweiht war. Das wollen wir doch nicht vergessen, heute, wo der deutsche Christbaum an äußerem Glanz verlor. Es erneuert sich an uns, was die Lehre des Erlösers einer ganzen Welt gab, wenn wir den Tag des Heilands in der stillen und innigen, in der tief d e u t s c h e n Weise feiern, die einzig seiner würdig ist.

In deutscher Weise feiern: wollt ihr wissen, was das heißt, so lest es im „Heliand" nach, wie das Wort der Verkündigung einst in die Welt kam.

Hirten hörten es,
Die bei den Rossen draußen waren,
Männer auf der Wacht, die der Pferde pflegten
Und des Viehs auf dem Felde. Sie sahen die Finsternis
In Licht sich lösen, und Gottes Schein drang
Wonnig durch die Wolken, die Wächter dort
Bei den Hürden umfangend.

Digitized by Google

Weihnachten 1914.

Wie anders erscheinen uns jetzt unsere Getreuen „bei den Rossen draußen“ und die „Männer auf der Wacht“! Winternacht umfängt sie, aber je dunkler sie lastet, um so strahlender löst alles sich in Licht. Der Reichtum der Stadt hat sie verlassen, aber sie kamen näher zur Allmutter Erde, näher zu Allvater Gott.

Das ist das Große der Weihnacht 1914, mit der die deutsche Welt, die draußen und die drinnen, durch Not und Tod begnadet ward. Weihnachtslieder werden erklingen, im Felde und daheim, und in den Kinderstimmen wie von den rauheren Kehlen der Krieger erhebt sich das deutsche Wesen selbst zu einer Himmelfahrt. Ein jedes Volk hat seine eigene Art, zu beten. Ein slavisches Murmeln oder ein Plappern ist es bei den Gelben und Schwarzen in den Schützengräben gegenüber. Der Deutsche „lobsingt“ seinem Herrn, und nirgends klingt sein Lobsingen so lieblich wie im deutschen Weihnachtslied, unter den Weltwundern allen einem der holdesten.

Den 12. Dezember 1914.

Digitized by Google

Des Jahres Abgesang.

Der Kalender ist bei „Zwölfnacht“ angekommen, bei der verwunschenen Zeit „zwischen den Jahren“. Der Aberglaube hat viel nachgegrübelt über die seltsame Spanne Zeit, die nicht mehr dem Vergangenen angehört und noch nicht dem Kommenden, oder auch beiden zugleich. Für das Volk ist es die große Mitternachtsstunde des Jahres, und was jeder beliebigen Mitternachtsstunde die Stimmung verleiht, der tiefe Friede daheim und der unheimliche Spuk im Freien, das wächst nun aus ins Ungeheure. Durch die Lüfte tobt die wilde Jagd schlimmer als je, Gespenster schleichen über die Felder, Hexen schreien in den Winterssturm, Trollgesindel lungert und wispert in allen Winkeln.

Doch je wüster es hergeht in der Natur, um so stiller ist es bei den Menschen selbst. In Haus und Hof ruht alle Hantierung; kein Rad darf sich drehen, am Wagen nicht und nicht am Spinnzeug; jeglicher Lärm, und sei es nur eine zugeschlagene Tür, ja ein heftiges Wort, kann den Lärm von draußen über die Schwelle bringen; noch zur Erntezeit muß man büßen für das, was man in den Zwölften fehlte.

Nachdenklich, so will es das Volk, soll der Mensch die Zeit verbringen zwischen den Jahren. Es fühlt die Jahresmitternacht trotz allen Lärmens so ruhig wie einer seiner Dichter die gleiche Stunde des Tages.

Gelassen stieg die Nacht ans Land,
Lehnt träumend an der Berge Wand,
Ihr Auge sieht die goldne Wage nun
Der Zeit in gleichen Schalen stille ruhn;
Und kecker rauschen die Quellen hervor,
Sie singen der Mutter, der Nacht ins Ohr
Vom Tage,
Vom heute gewesenen Tage.

Vom Jahre, vom heute gewesenen Jahre zu sinnen verlangt es das Volk, wenn in den Zwölften die Zeit in gleichen Schalen stille ruht. Sollen wir es nicht mit ihm halten gerade diesmal?

Wenn je die Zwölften von einem ganzen Volk, einer ganzen Welt ein stilles Sichbesinnen fordern konnten, so sind es die, in denen wir nun mitten inne stehn. Das ist mehr als eine Zeit nur zwischen den Jahren, was wir heute erleben: zwischen zwei Weltalter hat uns das Schicksal gestellt. Sie krachen aufeinander mit dem Höllenlärm vulkanischer Entladungen, ja mit der Allgewalt zweier aufeinanderprallenden Gestirne, deren eines zerschellen muß. An die Katastrophenlehre wird man gemahnt, den Glauben an eine allgemeine Vernichtung, die jedem Aufbau im Großen vorangehen müsse.

Digitized by Google

Gleichviel, wie man es bedeutet: dem großen Lärm da draußen entspricht die große Stille drinnen. Weltzwölften kam. Da mag es sich wohl schicken, bedachtsam nach des Volkes Art zu sinnen, wie uns die alte Zeit verließ, wie uns die neue findet.

*

Still, sehr still ist es im Land geworden. Wer von den Völkern allen ließ nicht von uns in der Stunde der Prüfung! Wir wissen nun, was falsche Freundschaft heißt, und auch die bitterste Erfahrung wurde uns, daß die abseit Gegangenen noch schelten, als hätten wir die große Einsamkeit verschuldet. Deutschland ist darüber nicht verzweifelt, sein Wille zur Tat bekam keinen Sprung. Aber so viele sind der fremden Schmäher, und so zahllos sind ihre Gründe und Gründchen, daß es dennoch wie ein Raunen durch das gerechteste der Völker geht: sind wir nicht am Ende doch selbst schuld an dieser allseitigen Verlassenheit?

Wir sind es *nicht*! Unsere Gerechtigkeitsliebe wollen wir nicht preisgeben, mit dem besten Gewissen können wir achten auf alles, was von den gegen uns geschleuderten Vorwürfen irgendeinen Schein von Berechtigung hat. Es ist nichts Neues darunter. Wir kennen die Klagen der Fremden. Kein zum Sehen Berufener im Lande selbst hat sich ihnen verschlossen in den Tagen des Friedens. Aber eben weil er's so hielt, weil er den Landsleuten immer wieder sagte, was sie im einzelnen fehlten, deshalb darf er heute auch laut und stolz vor aller Welt aussprechen: das alles ist nicht wesentlich, und wenn Einsamkeit heute Deutschland umgibt, so ist es, *weil Einsamkeit das Los der Auserwählten ist*.

Jawohl, der Auserwählten. Es konnte gar nicht anders kommen, als daß Alldeutschland so vereinsamt wurde unter den Völkern, wie es das heute fühlt. Soll es darum den Glauben an sich selbst verlieren? Verlangt man gar eine Rechtfertigung? Das müßte ein trauriger Held des Geistes sein, der sein Lebenswerk anders verteidigte als durch die Tat. Kein Volk wurde jemals besser gehaßt als gegenwärtig Deutschland. Doch auch der Genius kennt diesen Haß, und er versteht ihn. Zwingt er doch mit seinem Werk die Menschen, umzulernen, und das verzeihen die Menschen nicht so bald. Sie mögen's halten nach Belieben. Deutschland kennt seine Sendung: mit der sicheren Ruhe des Auserlesenen wird es tun, was seine Pflicht ist. Nicht wiederhassen wollen wir, das wäre unserer nicht würdig. Unsere Pflicht tun, unsere Sendung treu erfüllen — das ist alles.

Sie haben sich draußen, wie wir wissen, auf ein Wort geeinigt, in dem ihr Haß sich sammeln kann. Militarismus heißt es, oder auch Preußen, oder ganz scharf Potsdam. Alle Außenseiter Europas versichern mit der Hartnäckigkeit der Verzweiflung, daß sie darauf nie und nimmer umlernen werden, daß sie nicht eher ruhen wollen, als bis der Militarismus zerschmettert am Boden liegt. Ist das wirklich ihr Ernst, so können sie allesamt uns nur herzlich leid tun. Eine höhere Entwicklungsform, der entgegenzureifen die Menschheit bestimmt ist, wollen sie aus der Welt schaffen. Mit demselben Rechte könnten sie den Lauf der Sterne ändern wollen.

Digitized by Google

Mit einer seltsamen Verblendung scheinen die großen und die kleinen Geister des Auslands geschlagen. Nur auf wenige Schritte vermag ihr Blick in das Vergangene und in das Künftige zu dringen. Da feilschen sie mit der Rechthaberei kleinlicher Händler, wer in den letzten Julitagen das erste schlimme Wort gesprochen, wessen Hand zuerst zum Schwertgriff fuhr. Selbst wenn wir hier der erste Störenfried gewesen wären (aber wir waren es nicht!), was wäre damit erwiesen? Hinter den letzten Wochen vor Kriegsausbruch stehen Jahrzehnte des Friedens. Welcher Geschichtsschreiber in oder außer Landes hätte die Stirn, zu leugnen, daß während dieser Jahrzehnte von Ost und West und Nord planmäßig ein Vernichtungskrieg gegen das eingeschlossene Deutschland vorbereitet wurde? Und wer will es ferner bestreiten, daß während dieser ganzen Zeit der Deutsche Kaiser eine Friedfertigkeit zum Alleräußersten bewahrt hat? Das sehen sie nicht, das wollen sie nicht sehen, alle die Schwachsichtigen, die ein paar Tage durchwühlen und durchstochern, in ihnen die Ursache eines Weltenkriegs zu finden.

Sind sie schon kurzsichtig beim Hintersichblicken, so sind sie blind beim Schauen in die Zukunft. Den Militarismus, das Preußische in Europa, möchten sie ausmerzen. Meinen sie wirklich, das könne geschehen, wenn sie Deutschland zusammenschießen zu einem Trümmerhaufen und an der deutschen Kultur, der deutschen Menschheit Meuchelmord begehen? Sie scheinen nicht zu ahnen, daß ihnen nach solcher Heldentat das Wunderbare glücken müßte, Deiche aufzurichten gegen die Völkersturmfluten von Osten mit ihrem ins Barbarische verzerrten Militarismus. Aber selbst wenn solches ihnen gelänge, selbst dann wäre das, was sie hassen, in ungeschwächter Lebenskraft noch da. Die vornehmen Herren in London kennen wohl immer noch Whitechapel nicht, das Massenelend Englands, dessen Gefahren den britischen Reichtum immer stärker bedrohen. Laßt ganz Europa verengländert sein: dieses England-Europa müßte mit Naturnotwendigkeit nach unten ein europäisches Whitechapel absetzen von ungeheuerlichem Umfang. Und in diesem Whitechapel eines ganzen Erdteiles würde sich mit derselben Naturnotwendigkeit ein Militarismus des Elends entwickeln, vor dem es keine Rettung gäbe.

Keine Angst: es kommt nicht soweit. Noch ist Deutschland ungeschwächt, und es wird nicht unterliegen, weil es einsteht für die höhere Kultur. Es hat die Aufgabe nicht gesucht, die ihm geworden ist. Nun aber, da es die Berufung hat, wird es sie auch leisten. Aus Ehrgeiz nicht, nicht aus Gewinnsucht, nur einfach, weil es seine Pflicht ist.

*

Es war sehr unklug von den Gegnern, die Schlagworte Potsdam und Preußen als gleichbedeutend mit dem Wort Militarismus in die Welt zu schleudern. Potsdam und Preußen, das ist Friedrich der Große, das ist Kant. Indem man Potsdam sagt und Preußen, widerlegt man selbst die alte Lüge, als handele sich's beim Militarismus um die Eigenheiten einer Soldaten- und Kriegspartei, die mit dem Volke nichts gemeinsam habe. Mag immerhin die Wehrkraft unseres Volkes

Digitized by Google

zuerst der Segnungen teilhaft geworden sein, die ausgehen von der neuen Entwicklungs- und Kulturform, so konnte sie doch inzwischen eindringen in das ganze Volk, in seine Wissenschaft so gut wie seine Wirtschaft, seine Kunst wie seine Technik. Und daß bei Deutschland allein einstweilen die neue Art überallhin eingedrungen ist, das eben hat die Deutschen zum auserwählten Volk gemacht. Sie hassen uns, weil wir nicht stehengeblieben sind. Sie hassen uns, weil das große Umlernen, die Forderung der Weltenstunde, bis in die letzten Tiefen des Denkens und des Wirkens reicht. Sie hassen uns, weil sie schon eingesehen haben, wir **sind** im Recht.

Weltzwölften kam. Draußen stieben sie aufeinander, die neue Kultur und die alte. Was sich an zurückgebliebenen Völkern und Rassen und Staaten auf diesem Erdstern findet, ist aufgestanden wider uns. Wie sie sich zueinander fanden, das ist, als ob ihr Dämon sie allesamt entboten hätte auf ihre Richtstatt, der große „Knopfgießer", der alles Halbe und alles Unaufrichtige umgießt ohne Erbarmen.

Genug davon. In dieser Stunde wollen wir hier drin im Lande des Lärms nicht achten, der draußen tobt, wo alle bösen Geister losgelassen sind. Die Welt, die heute gewesene Welt zu besinnen, nichts anderes steht uns an. Wir **können** es tun mit reinem Gewissen und dürfen uns in dieser ernsten Stunde sagen: Die höhere Kultur ist mit uns, mit uns der unbeugsame Wille der Gottheit. So schreiten wir der neuen Zeit entgegen, treu zueinander, und treu zu Kaiser und Reich.

Den 28. Dezember 1914.

Digitized by Google

Deutsche Körperzucht.

Im heiter-ernsten Kriegsallerlei der Gegenwart ist eine stehende Figur der Soldat, der sich beim Stiefelputzen oder Grabenausheben möglichst ungeschickt anstellt, und den der Vorgesetzte ärgerlich nach seinem Beruf fragt. Es stellt sich heraus, daß der Mann irgendwas Studiertes ist, und mit einem freundlichen Lächeln von beiden Seiten ist die Sache abgetan. Gute Anekdoten haben außer der scherzhaften auch eine ernste Seite. Die alte Regel wird hier wieder einmal bestätigt. Schon die stete Wiederholung solcher Zwischenfälle müßte uns zu denken geben. Wir bedanken uns heute nachdrücklich für die Auffassung, als ob Alldeutschland in der Gemeinschaft der Völker gerade gut genug sei, den anderen etwas Hübsches vorzumusizieren oder vorzusinnieren, daß es damit aber seinen Lohn dahin habe. Seitdem wir unser Reich nicht mehr in den Wolken suchen oder irgendwelchem unauffindbaren Gefilde der Seligen, seitdem verlangen wir auch auf Erden und in der Wirklichkeit unseren „Platz an der Sonne", und wir verbitten es uns ganz entschieden, deshalb einer Einbuße an unserem alten Idealismus geziehen zu werden.

Wie kommt es, daß dieselbe Sache, die für das ganze Volk in seinem Verhältnis zur Umwelt etwas einfach Selbstverständliches geworden ist, daß diese nämliche Sache noch immer keine Geltung haben soll für den einzelnen Deutschen im Verhältnis zu seinen Volksgenossen?

Das ist die ernste, die recht ernste Seite jener heiteren Zwischenfälle. Es studiert einer Pandekten oder Sanskrit, er malt Bilder oder schreibt Bücher — und mit der Eröffnung dieser Tatsache stellt er sich einen Freibrief aus, kraft dessen er in allen praktischen Hantierungen sich als reiner Tor erweisen darf. Das verträumte Deutschland, das einem Schlafwandler gleich zwischen wachen Völkern dahinlebte, gehört der Vergangenheit an. Der verträumte „Gebildete" aber ist noch immer da. Hier klafft ein Widerspruch, bei dem etwas nicht richtig ist. Und deshalb wollen wir es doch lieber bei jener Daueranekdote nicht genug sein lassen mit einem freundlichen „Ach so". Den Krieg zum Besten auszunutzen in jedem Betracht ist unsere Pflicht. So wollen wir auch dafür sorgen, daß sein Lärm den alten Träumer endlich wachruft, und daß er aus dem gebildeten Schlafwandler einen tüchtigen Menschen macht.

Die Einsicht, daß über eine tiefere Geistesbildung die planmäßige Körperzucht nicht zu vergessen sei, ist grundsätzlich längst anerkannt. Die Anregungen des Kaisers auf dem Gebiet der Schulumgestaltung brachten die entscheidende Wendung. Wie man dann aber die Anregungen selbständig weiterzuführen suchte, wurde das Ganze durchsetzt von allzuviel Sport nach englisch-amerikanischem Muster. Im Tennis und Golf sich auszuzeichnen, mag für in sich geschlossene Kreise des Volkes eine rühm-

Digitized by Google

liche Sache sein, bewenden lassen aber dürfen wir es dabei nicht. Letzten Endes führt diese Art Körperzucht doch nur zur Absonderung einer vornehmen Klubkaste, die wenig Zusammenhang hat mit dem Volksganzen. Wir sind stolz auf eine Geistesbildung, die alle Höhen und Tiefen des Volkes durchdringt. Nicht anders dürfen wir es halten mit der Körperzucht, die solche Formen annehmen muß, daß alle ihrer teilhaft werden können.

In der etwa fünfzehn Jahre alten Wandervogelbewegung haben wir einen ersten Gegenschlag wider das uns Fremde. Ausländer, die solchen ein wenig zerzausten Wandervögeln unterwegs begegnen, im Walde, an der Landstraße, werden wieder einmal selbstgefällig feststellen, wie wenig vertraut im allgemeinen der Deutsche mit seiner über alles gepriesenen Kleiderkultur geworden ist. Die Laute vornehmlich weckt ihren Spott, zu der die Wandervögel so fleißig alte und neue Weisen singen, wenn sie an ihren Lagerfeuerchen ihr karges Mahl bereiten. Sie ahnen nicht, was alles lebendig wird im Deutschen beim Klange solcher Weisen. Wenn es richtig ist, daß 1870/71 der deutsche Schulmeister gesiegt hat, dann dürfen wir auch sagen, daß uns diesmal die alte Laute und ihre Romantik mit siegen hilft. Den Tag von Langemarck wird die deutsche Geschichte so bald nicht vergessen.

Angewandte Körperzucht kann man das nennen, was die Wandervogelbewegung von Anfang an wertvoll gemacht hat. Was in dieser Hinsicht im Wandervogel nur erst angedeutet ist, das wurde in bewußter Einseitigkeit aufgenommen und planmäßig ausgestaltet von dem im Jahre 1911 gegründeten Jungdeutschlandbund. Die englische Einrichtung der „Pfadfinder" ging voraus. Klar unterschieden vom englischen Vorbild ist die deutscher Körperschaft durch das betont Militärische ihres Wesens. Vielleicht nennen sie draußen auch das militaristisch und finden, daß es nichts anderes sei als eine Ausdehnung des Kasernenhofgeistes, der damit noch über fünf frühere Lebensjahre der deutschen Jugend Gewalt gewonnen habe. Das Urteil ist genau so blind wie jenes über die Laute. Wäre es der bloße Drill, was der Jungdeutschlandbund den Seinen vermittelt, so möchte man ihn wohl als halbe Spielerei auffassen. Allein das ist es nicht. Diese jungen Leute zwischen Fünfzehn und Zwanzig lernen beim Dienst im Freien sich schnell zurechtzufinden in unbekannter Gegend, Entfernungen abzuschätzen, die Eigenarten des Geländes zu nutzen und schnelle Beobachtungen in knapper Form zu melden. Körper und Geist werden gleichmäßig gestählt. Das ist ganz sicher nichts Geringes, und das läßt uns den Erfolg begreifen, der der neuen Körperschaft in den paar Jahren ihres Bestehens nahezu eine Million jugendlicher Deutscher zugeführt hat.

Es fragt sich, ob unser Schulwesen sich zufrieden geben darf mit der weiteren Durchbildung des heute Angebahnten, ob damit schon der angespannten Geistesarbeit das Narkotisierende und Lähmende genommen wird, das sie für einen noch widerstandsschwachen Körper nur allzu leicht annimmt. Mir scheint: nein. Die Schulleiter mögen für derartige Bestrebungen noch so viel Wohlwollen haben: das alles läuft doch nur so nebenher als etwas halb Freiwilliges und außerhalb des

Digitized by Google

Unterrichtes. Es genügt nicht. In den Stundenplan selbst muß aufgenommen werden, was man für die Bildung eines tüchtigen Menschen als so wesentlich erkannt hat.

Wie das zu machen ist? Nun, auch hier haben einsichtige Schulmänner bereits eine erste Grundlage geschaffen. Seit einigen Jahren gibt es an den meisten höheren Schulen, einstweilen noch zu beliebiger Beteiligung, einen sogenannten Handfertigkeitsunterricht. Mit Stäbchen- und Papparbeiten fängt es bei den Unterklassen an, um sich dann fortzusetzen in allerlei Holzarbeiten, von ganz leichten Hobelbankaufgaben an bis zu oft ganz ausgezeichneten Flachschnitzereien. Verschiedene Anstalten laden die Eltern alljährlich zu einer Ausstellung. Man bekommt da oft Sachen zu sehen von einer Gediegenheit der Arbeit, deren sich kein Handwerker zu schämen hätte.

Es ist eine köstliche Vorstellung, junge Menschen, denen der Schädel mit Cicero und dem binomischen Lehrsatz weidlich heiß gemacht wird, bei solch einer tüchtigen Erholung zu wissen. In einer derartigen Handwerkstätigkeit haben sie das ihnen nötige Gegengewicht, und wer erst in irgendeinem Handwerk sich gründlich umsehen lernte, der wird auch später nicht mehr als ein ins Komische verzerrter Parsifal dastehen, wenn er gelegentlich den Spaten oder den Pferdestriegel in die Hand bekommt. Noch ist den Schülern die Beteiligung am Handfertigkeitsunterricht freigestellt, und dieser selbst steht außerhalb des Stundenplans. Sollte sich das bei einigem guten Willen nicht ändern lassen?

Im Hause Hohenzollern ist es, wie jedermann weiß, üblich, jeden jungen Prinzen in irgendeinem Handwerk zu unterweisen. Es steckt eine sehr gesunde Erfahrung in dieser weisen Bestimmung. Sich vertraut machen mit der Arbeit eines Volkes, das heißt bis zu einem gewissen Grade auch, sich vertraut machen mit seinem Denken und Fühlen. Wir erleben es heute, daß die Arbeiter in ernsten Bühnen- und Konzertveranstaltungen sich einzufühlen suchen in unsere Kunst. Es wäre gut, wenn auch wir ihnen auf die geschilderte Art ein wenig entgegenkommen wollten. Einmütigkeit im Denken und im Fühlen ist eine Lebensfrage für das deutsche Volk, auch in der kommenden Zeit; denn darüber dürfen wir uns nicht täuschen, daß die Vereinsamung Deutschlands nicht mit dem Friedensschluß zu Ende ist.

Den 4. Januar 1915.

Digitized by Google

Unſere Dichterfeinde.

Sie entſtammen vieler Herren Länder: England, Italien, Rußland, Belgien, Frankreich, der Schweiz. Unter ſich ſind ſie ſo verſchieden wie ihre Heimatländer ſelbſt, aber eines iſt doch ſo ziemlich allen gemeinſam: daß ſie nämlich Deutſchen ihre Entdeckung und ihren Ruhm verdanken. Iſt das vielleicht der Grund ihres ſinnloſen Haſſes? Grimmige Menſchenkenner behaupten, man müſſe ſehr auf der Hut ſein, wo man einmal eine Wohltat erwieſen habe. Wohltaten nähme wohl jeder gerne an, aber für die meiſten Menſchen ſei es eine unbehagliche Erinnerung: für die ſie ſich zu rächen pflegten. Man verwiſcht die Spuren, wenn man Gutes mit Üblem vergilt. Bei einigen unſerer Dichterfeinde fällt es ſchwer, an ſolche allzu menſchlichen Beweggründe nicht zu glauben. Ihr vorſätzliches Nichtwiſſenwollen der Wahrheit iſt zu offenbar.

Ein Beiſpiel für viele. Der Schweizer Karl Spitteler, dem nach ſeinen eigenen Worten aus Deutſchland „Sympathie und Zuſtimmung unabſehbar, unerſchöpflich wie ein Frühling entgegenblühte", beliebt die Serben mit ihrer blutriefenden Banditenpolitik ein achtungswürdiges Volk zu nennen, uns ſelbſt aber Räuber und Mörder. Belgien gegenüber hätten wir ſelbſt als die „Täter" unſer Unrecht eingeſtanden. Spitteler hält es für angemeſſen, in der erſten Reichskanzlerrede (auf die allein das Wort „Eingeſtändnis" ſich beziehen kann) den ſehr weſentlichen Satz zu überſehen: „Wir wußten, daß Frankreich zum Einfall bereit ſtand." Wie weit dieſe Bereitſchaft gediehen war, und welchen Anteil das hinterliſtige Belgien ſelbſt daran hatte, haben die Brüſſeler Schriftſtücke jedem bewieſen, der überhaupt ſehen will. Was ſagt Spitteler zu dieſen Abmachungen? Nichts anderes, als daß es — ſchamlos von uns war, ſie zu finden. „Ich halte den Dokumentenfiſchzug in den Taſchen des zuckenden Opfers für einen ſeeliſchen Stilfehler. Das Opfer erwürgen war reichlich genug. Es noch zu verläſtern, iſt zu viel." Das ſagt ein Mann, der nur Gutes von uns erfahren hat, und dem es bekannt ſein muß, daß wir einen nicht gewollten Krieg um Sein und Nichtſein durchzukämpfen haben.

Aber wir wollen Ruhe bewahren ſelbſt hier. Den Weiſen verlangt es, das Gute zu ſuchen in jedem Menſchen, auch dem verlorenſten. Tun wir das, ſo können wir wohl anerkennen, daß die deutſchfeindlichen Künſtler vor ihren politiſchen Landsleuten eines voraus haben: ſie ſehen ein, daß die deutſche Kultur in allen ihren Äußerungen, künſtleriſchen wie wiſſenſchaftlichen, militäriſchen wie ſozialen, eine geſchloſſene, unteilbare Einheit iſt, und daß man nur das ganze Deutſchland, nicht aber einen ſeiner Teile annehmen oder ablehnen kann. Die

Digitized by Google

Politiker hielten es anders. Sie hatten trennen wollen und erfanden eine besondere Kriegspartei und Militärkaste, von deren Schreckensherrschaft sie das edle deutsche Volk in selbstloser Menschenliebe befreien wollten. Das kann man den fremden Künstlern immerhin zugute halten, daß sie diese Heuchelei doch nicht mitmachen. Es ist eine gewisse Großzügigkeit darin, wie Saint-Saëns, in dem Bestreben, sein armes Frankreich von der bösen deutschen Musik zu erlösen, auch Haydn und Mozart in den großen Bann einschließt. Und ebensowenig angekränkelt von Kleinigkeit erscheint der gewaltige Maeterlinck, wenn er die deutschen Barbaren alle, alle bis auf den letzten Mann auf die Kniee zwingen und zäsarisch gnadenlos abstrafen will.

Es bleibt die Frage, wie geistig gut durchgearbeitete Menschen einem solchen vollkommenen Irrsinn verfallen konnten, an eine allgemeine deutsche Barbarei zu glauben, und die handgreiflichsten Lügen und Verleumdungen mit der Urteilslosigkeit eines Analphabeten für Wahrheit zu nehmen. Wenn ein Verhaeren sich willig einreden läßt, daß deutsche Soldaten in ihrem Tornister abgehackte Kinderfüßchen als Siegesbeute mitschleppen, so fühlt man gegen einen derartigen „Intellektuellen" kaum mehr Empörung, sondern fragt sich mit der Ruhe eines Arztes: wie ist das möglich?

Es gibt keine andere Erklärung als die einer vollkommenen Weltfremdheit, die sich unvermutet hineingestoßen sieht in den Wirbel der Tatsachen, und die in ihrer Fassungslosigkeit nun Halt sucht an dem ersten besten, was ihm dargeboten wird.

Von den weltfremden Halbgelehrten sprach ich, die in Deutschland noch immer in beträchtlicher Anzahl herumlaufen. Es sind sehr harmlose Naturen gegen die weltfremden Dichter und Künstler, die das vorauguftliche Europa überall in Reinkultur gezüchtet hat. Das Artisten- und Aesthetentum (wir wollen hier ruhig bei den Fremdworten bleiben) war Trumpf geworden. Eine Odi-profanum-vulgus-Stimmung beherrschte die Luxuskunst. Die Dichter schämten sich, einen allgemeinverständlichen Vers zu schreiben, ihre „Sensationen" waren anderer, gewählterer Art als die des gemeinen Mannes. Solcher Übermut rächt sich. Den feinsten Köpfen, die so außer Fühlung gekommen waren mit ihrem Volk, konnte es damals begegnen, daß sie auf irgendwelche ganz grobe Machenschaft, den Schwindel des Expressionismus etwa, hereinfielen und ihm eine scheinbar wissenschaftliche Vertiefung gaben.

Nicht anders aber als die Beurteiler von ehedem zu den Kunstverlogenheiten verhalten sich heute unsere Dichterfeinde zu den Lügen über die „boches", die „Germ-huns", die allenthalben in der Welt verbreitet werden. Ein Maeterlinck, ein d'Annunzio, ein Verhaeren, ein Spitteler und wie sie sonst heißen, sie alle hatten ihr kleines Wolkenkuckucksheim, in dem sie sich zu Hause fühlten, und von dem Wolkenkuckucksheim gab es keinen Weg in die Welt der Wirklichkeiten. Nun kam dieser Krieg, er schoß ihnen ihre kleine Welt zusammen und trieb sie hinaus ins Wirkliche. Ist es ein Wunder, daß sie sich nun benehmen wie

Digitized by Google

Analphabeten? Aber ſie waren ja nichts anderes als ſolche armen Menſchen, die nur ihr blödes Kreuz hinkritzeln können unter Schriftſtücke, die ihnen unleſerlich ſind.

Auch das iſt eine der großen Lehren, die der Krieg uns gibt, daß *er die Künſtler wieder Fühlung ſuchen heißt mit dem Tatſächlichen.* Mit dem Volk, durch das Volk zu denken, das hatten ſie verlernt und werden es nun wiederfinden müſſen. Kein großer Dichter iſt ohne das ausgekommen. Shakeſpeare, ſagt man ſehr richtig, wäre nicht Shakeſpeare geweſen, wenn er nicht auch Szenen für die Vorſtadt-Londoner geſchrieben hätte. Homer läßt ſeine Götter in Lagen geraten, die ein joniſcher Strolch nicht draſtiſcher erſinnen konnte, und in Beethovens Werken ſtecken auch Gedanken von einer Allgemeinverſtändlichkeit wie ein Gaſſenhauer. Es war keine Berechnung von den Großen, auch das mit aufzunehmen in ihre Arbeit. Sie konnten nicht anders, weil ſie mit dem *ganzen* Volke fühlten und nur aus dieſer tiefen Wurzelhaftigkeit heraus die Kraft gewannen, die Krone ihrer Werke ſo hoch empor zu treiben.

Fühlung mit dem Volk! Fühlung mit der Zeit! Im letzten Krieg hatten ſie die Dichter und die Denker noch gehabt. Ein Zola und ein Renan ſind bei aller Vaterlandsbegeiſterung doch nicht ſinnlos geworden, ein Engländer wie Carlyle hatte ſogar den Mut zur vollen Wahrhaftigkeit. Das ſind heute ſeltenſte Ausnahmen, und wo ein Mann wie der tapfere Sven Hedin im Ausland einſteht für das, was er ſah, muß er ſich Schlimmes dafür ſagen laſſen. Geduld, es wird ſich noch ändern. Und wenn unſere heute krank gewordenen Dichterfeinde wieder zur Beſinnung kommen und ſich ihrer heutigen Äußerungen ſchämen, dann können wir vielleicht uns ihrer wieder erinnern. Bis dahin werden wir warten.

Den 15. Januar 1915.

Digitized by Google

Kaisersgeburtstag 1915.

Es war an Deutschlands großem Tag, dem 4. August des Schicksalsjahres. Die Reichstagsboten sind im Weißen Saal versammelt, und der Kaiser fordert die Parteivorstände auf, Mann für Mann ihm in die Hand zu geloben, daß sie mit ihm zusammenhalten wollen, „durch dick und dünn, durch Not und Tod". Über die Wirkung der Worte braucht nichts gesagt zu werden. Wir fühlen sie noch heute. Aber auf etwas anderes wäre zu deuten. Eine Erinnerung taucht auf bei der Wendung „durch dick und dünn". Der Kaiser hat sie schon einmal gebraucht, vor vielen, vielen Jahren, auf einem Brandenburger Tag. Es war im Grunde dieselbe Stimmung, die damals wie heute auf den gleichen Ausdruck kam. Wie anders aber die Wirkung! Welche Stürme im Tintenfaß spritzten damals auf! Der Gegensatz von jetzt und einst könnte wohl für einen Geschichtsschreiber einen Standpunkt abgeben. Die genaue Schilderung, wie eines sich ins andere wandte, enthält ein gut Teil unserer neuesten Geschichte.

Und noch ein anderer Gegensatz ist da: das Urteil über den Kaiser im Ausland. Auch draußen hatten sie vor Jahren manches an ihm auszusetzen. Aber eine innere Freude an seiner vermeintlichen Eigenart klang überall doch durch. Unter allen Herrschern der Gegenwart hatte dieser allein ein scharfes geistiges Profil. Für einen modernen Menschen hielt man ihn nicht. Er war ein verspäteter Romantiker, ein nachgeborenes Stück Mittelalter. Damit schien er so recht die Persönlichkeit für ein Deutschland, wie man es draußen haben wollte. Ein verträumtes und harmloses Erdental mit Ruinen und verbauten Winkeln, das ließ man sich gefallen, und für solch eine planetare Sehenswürdigkeit war der „Romantiker auf dem Thron" der rechte Mann. Es kam ein bißchen anders, und so wandelte sich auch draußen das Urteil über den Kaiser. Wurde hier aus einer anfänglichen Verärgerung das Gefühl unbedingter Zusammengehörigkeit, so schlug im Ausland das frühere Wohlwollen um in stammelnde Mutausbrüche über einen wiedererstandenen Attila, einen verzerrten Napoleon. Auch daran braucht nicht erinnert zu werden, da es gleichfalls noch frisch im Gedächtnis ist.

Der Kaiser ist vielleicht stiller geworden in all der Zeit, er hat sich zu größerer Ruhe und Zurückhaltung gewöhnt: anders wurde er nicht, wohl aber wurde anders die Welt um ihn her, drinnen und draußen. Und daß sie ihm schließlich hat recht geben müssen, in der Liebe und im Haß, das mag wohl manch einen nachdenklich stimmen an diesem stillen Kaisertag, der seine eigene Farbe hat und sich von seinesgleichen nicht weniger unterscheidet als die ernste Weihnacht 1914 von ihrer Umgebung. Der Gegensatz ist um so stärker, als beim letzten Kaisergeburtstag noch die

Digitized by Google

Feier nachklang vom großen Jubeljahr. Der Zusammenbruch der alten Welt war wohl eine Probe auf all das Schöne und Rühmliche, was damals ausgesprochen wurde. Heute schon dürfen wir sagen: die Probe wurde bestanden.

Unter den verkleinernden Bezeichnungen, die am Anfang der kaiserlichen Regierung von Mund zu Mund gingen, war die verbreitetste die vom „Reisekaiser". Für alle, denen das Wort noch im Ohre klingt, seien zwei Stellen aus den Reden des Kaisers hergesetzt. Die erste vom Jahre 1890: „Wer jemals einsam auf hoher See auf der Schiffsbrücke stehend, nur Gottes Sternenhimmel über sich, Einkehr in sich selbst gehalten hat, der wird den Wert einer solchen Fahrt nicht verkennen. Manchem von meinen Landsleuten möchte ich wünschen, solche Stunden zu erleben, in denen der Mensch sich Rechenschaft ablegen kann über das, was er erstrebt und was er geleistet hat. Da kann er geheilt werden von Selbstüberschätzungen, und das tut uns allen not." Und ferner im August 1911: „Wenn Sie das politische Treiben zu verwirren droht, so rate ich Ihnen, für einige Zeit sich zurückzuziehen, sei es auf Reisen, sei es auf einem Spaziergang, und die Natur auf sich wirken zu lassen. Kehrt man dann zurück, so hat man einen freien Blick über die realen Verhältnisse."

Der Kaiser mag vieler solcher einsamen Stunden bedurft haben, um fest zu bleiben gegen die zahllosen Verneinungen, die man immer wieder für ihn hatte. Nicht einmal seine rastlose Tätigkeit auf dem Gebiet des Heerwesens sollte das Richtige treffen. Wer erinnerte sich nicht mehr an den Roman „Jena oder Sedan?" und seinen Riesenerfolg! (Ganz zu schweigen von solchen Erbärmlichkeiten wie der „Kleinen Garnison".) Im dumpfen Tone der Kassandra wurde uns nicht nur von einem einzelnen geweissagt, daß wir mit klingendem Spiel und buntem Waffenschmuck auf ein neues Jena losmarschierten. Es ist nichts geworden aus dem neuen Jena, wohl aber haben wir Maubeuge erlebt und Antwerpen, Tannenberg und manches andere, und im ganzen wie im einzelnen hat der Ernstfall die vorbereitende Tätigkeit des Kaisers als richtig anerkannt.

Selbst die Begründung einer wehrkräftigen Flotte, heute allüberall zugestanden als eine geschichtliche Tat, war anfänglich durchzusetzen gegen den Willen der Allgemeinheit. Hier freilich war die dringende Notwendigkeit nach anderthalb Jahrzehnten schon so offensichtlich, daß einer der unerbittlichsten Nörgler zustimmende Worte finden konnte wie diese: „Einen großen Teil seiner Zeit hat der Kaiser dem Studium von Flottenprogrammen, der Aufstellung vergleichender Flottenlisten, der Teilnahme an den Sitzungen der von ihm ins Leben gerufenen Schiffsbautechnischen Gesellschaft und ihren Diskussionen gewidmet, er hat die technischen Fragen studiert, selbständige Entwürfe gezeichnet und Pläne verändert, er hat Manöver geleitet, Inspizierungen vorgenommen und Kritiken gehalten. Überall griff er belebend ein, überall weckte er das Interesse, auf ihn ist die rege Propaganda für die Flotte zurückzuführen, die so wirksam die natürliche Trägheit der Menge bekämpft hat... Hier hat er seit Anbeginn eine Energie und Zähigkeit

Digitized by Google

bewiesen, daß sicherlich die Geschichte ihm ein großes und ursprüngliches Verdienst zuerkennen wird."

Über die Bedeutung der Flotte als Wehrmacht, ihre Unentbehrlichkeit für ein Weltreich wie das deutsche ist heute kein Wort mehr vonnöten. Dagegen ist etwas anderes zu bemerken, das in der weiteren Öffentlichkeit bisher nicht genügend betont wurde. Das ist die erzieherische Macht der Flotte auch in Friedenszeiten. Ich darf hier wohl eine persönliche Äußerung des Kaisers wiedergeben. „Besuchen sie das erste beste Kriegsschiff," meinte er zu einem Gast, „Sie werden dort alle möglichen deutschen Dialekte hören, aber vom alten Partikularismus finden Sie nichts. Hier ist das Reich zum Volk geworden."

Das Werden des Reiches zum Volk: es wäre denkbar, daß in einer künftigen Geschichte Deutschlands unter Wilhelm II. die Behandlung dieses Gegenstandes alles andere beherrschte. Man kann einwenden: diese Entwicklung mußte kommen, die Logik der Tatsachen machte sie irgendwann und irgendwie unausbleiblich. Irgendwann und irgendwie! Auch das Deutsche Reich hat kommen müssen; irgendwann und irgendwie. Daß es aber gerade in diesen Formen wurde und zu dem uns bekannten Zeitpunkt, das ist undenkbar ohne das ganz auf sich gestellte Lebenswerk Wilhelms I. und Bismarcks. Und so auch verlangte die Weiterbildung des Reiches zu einem in allen Lebensfragen einheitlichen Volk eine erzieherische Arbeit, für die ein Mann dastehen mußte, eine Persönlichkeit, die Richtung gab und Ziel. Wilhelm II. hat sich als diese Persönlichkeit erwiesen. Seine erzieherische Arbeit auf allen Gebieten zeigt sich bei einem rückschauenden Blick von der Klarheit und Folgerichtigkeit eines Kunstwerkes.

Im Junierlaß vom Jahre 1888, gleich zu Beginn der Regierung, gab der Kaiser seinem festen Entschluß Ausdruck, „den Armen und Bedrängten ein Helfer zu sein". Die Industrialisierung Deutschlands hatte begonnen, vom Kreislauf des Goldes hatte sich ein starker Strom abgezweigt und seinen Weg nach Deutschland eingeschlagen. Die Gefahr in der nun eintretenden Entwicklung war die, daß sie die bekannte Richtung von „Fortschritt und Armut" nahm, daß wie in England und Amerika durch ein Übermaß von Reichtum hier und ein Übermaß von Elend dort die Volkheit zerrissen wurde in zwei einander fremde und feindliche Völker. Dem hat der Kaiser sich mit allen Kräften widersetzt. Von der Aufhebung des Sozialistengesetzes an bis zu den vielverschlungenen Arbeiter- und Fürsorgegesetzen, die kennen zu lernen schon heute Ausländer in Menge zu uns kommen, ist es eine planmäßig klare Arbeit, eingestellt auf das eine große Ziel, daß die Massen des Volkes fest ineinander verwachsen, statt auseinanderzustreben in sich fremde Teile.

Diese geschlossene Einheit nun zu durchdringen mit einer Erziehung, wie die Zeit sie fordert, ist eine Aufgabe von Geschlechtern. Der Kaiser mußte sich, angesichts des dumpfen Widerstandes der Menge, lange Zeit zufrieden geben mit der bloßen Anregung. In der Schulfrage, wo er den deutschen Unterricht vertieft, die deutsche Geschichte in den Mittelpunkt gerückt sehen wollte, hat ihn die mittelalterlich-

Digitized by Google

humanistische Bildung heute noch nicht begriffen. Die Künstler, befangen im Aberglauben an das l'art pour l'art, waren mißtrauisch, weil er von Zweckhaftem in der Kunst sprach (alle idealistische Kunst ist zweckhaft). Stellte er doch sogar die Musik ein in sein breit angelegtes Erziehungsganze! Man lächelte darüber, daß er sich schließlich für eine allgemeine Körperzucht nicht weniger nachdrücklich einsetzte als für eine Volkserziehung durch die Kunst. Aber die Griechen haben ein gleiches getan, und es ist ihrer Kultur nicht übel bekommen. Man kann in Einzelheiten seine eigene Ansicht vertreten, darüber ist Verständigung möglich. In der Grundfrage aber sollte der Widerspruch nun endlich schweigen. Langsam schafft die Erkenntnis sich Geltung. Je mehr es ihr glückt, um so mehr wird man es dem Kaiser Dank wissen, daß er sich den Blick in die Ferne nicht ablenken ließ durch den vielfachen Lärm in der Nähe.

Der Blick in die Ferne — welche Horizonte er umspannte und umspannt, wurde man nie inniger gewahr als vor zwei Jahren. Jener leuchtend schöne Sommertag lebt auf in der Erinnerung, an dem wir Geladenen hinausfuhren von Balholm zur Landspitze Vangsnäs. Frithjofs schimmernde Erzgestalt, eben vollendet, erhob sich dort zwischen den Felsen. Matrosen deutscher und norwegischer Schiffe standen einander gegenüber, und in das Volksgedränge mischten sich deutsche Gäste und skandinavische, englische und amerikanische. Sie sind noch unvergessen, die Kaiserworte von der gemeingermanischen Rasse, die sich finden müsse in einer gemeinsamen Rassepolitik, frei von kleinlicher Empfindelei. Was ist daraus geworden bei all den fremden Gästen, die damals so begeistert waren! In England konnte der Kaiser für eine Spanne Zeit volkstümlich werden, als er den seherischen Ruf ausgab von den Völkern Europas, die ihre heiligsten Güter wahren sollten vor denen im Osten. Heute hat das nämliche England Hochverrat begangen an der weißen Rasse, es hat Europas heiligste Güter an den Osten verhandelt für Geld, hat die Sprache Shakespeares erniedert zu einem Dolmetsch der Lüge und Gemeinheit.

Das Gottesgericht ist drüber angebrochen. Mit anderen Augen sehen es noch die anderen und wir selbst. In dem einen nur sind alle sich gleich, daß ihre Blicke sich vereinen auf den Mann, den sie im Mittelpunkt des Schicksalskreises wissen. Sie hassen ihn draußen, und in ihm hassen sie uns allesamt. Das Gottesgericht wird drum nicht aufgehalten. Und wenn es einst entschieden ist, wenn den Völkern das Besinnen wiederkehrt und die Kulturarbeit des Friedens wieder aufgenommen werden kann, dann — ja, dann mögen sie da draußen selbst entscheiden, wer recht behielt in dieser ehern ernsten Zeit der Weltenwende.

Den 26. Januar 1915.

Digitized by Google

Die Flotte.

Die Bilder drängen ſich, in denen man Teile der Flotte ſah und ſie beobachtete in ihrem Tun. Bei welchem ſoll man weilen? Welches zeigt das gewaltige Werk in ſeiner eigenſten Art?

Es ſind nicht die Manöver und Paraden, die Übungen an Bord in ganzen Verbänden, ſo wundervoll hier alles ineinandergreift. Es iſt nicht die Haltung der Mannſchaft an Land, deren tadelloſe Führung wohl zu ſchätzen weiß, wer im Ausland Vergleiche anſtellen konnte. Auch das jugendfriſche Leben und Treiben beim Wettrudern nicht, beim Turnen an Bord, beim Fußballſpiel an Land, oder das entzückende Bild, wie ſie auf jedem Torpedoboot mit beſcheidenſten Mitteln ſich ein Orcheſterchen zuſammenſtellen und deutſche Lieder und Weiſen auf ihre Art pflegen (man kann ein Vollblutmuſiker ſein, empfindlich für den leiſeſten Mißton, und bleibt doch ſtehn bei dieſen Klängen; ſie haben etwas von der rührenden Seele jenes Spielmannes, der mit ſolcher Andacht vor dem Heiligenbild ſeine weltlichen Künſte auskramt). Das alles, ſo herrlich es iſt, tritt doch zurück hinter einem ganz unmilitäriſchen Bild, das in der Erinnerung mit ſeinem ruhigen Glanze alles andere überſtrahlt.

Es iſt Abend. Der Dienſt an Bord iſt zu Ende. In wenigen Minuten werden die Leute ſich ſelbſt überlaſſen ſein. Da klingt es über das Waſſer herüber, in klaren, leuchtenden Akkorden: „Wir beten an die Macht der Liebe.“ Der Feierabend ſelbſt ſcheint zu uns zu ſprechen, die weite, feierliche Stille, in der das Leben des Tages ſich löſt. Die ganze Landſchaft zeigt ein anderes Geſicht. Am Strand die Menſchen werden ſtill. Wie im Banne ſchauen ſie hinüber, und nicht eher nehmen ſie Geſpräch und Gang wieder auf, als der letzte Ton verhallte.

Soll es noch ein zweites Bild ſein, dieſem ähnlich, ſo wäre es etwa, was ſie Flaggenparade nennen. Langſam geht in der Frühe die Flagge empor an der Stange am Heck oder der Flaggengaffel, geht nieder am Abend. Die Wache präſentiert das Gewehr, jeder Mann an Deck ſteht ſtill, und in der Haltung wie vor einem Vorgeſetzten blickt er hinüber zu dem Sinnbild, das ihn und ſeine Kameraden eint, das dieſes ganze Schiff iſt und alle anderen ſeinesgleichen, das in höchſter Not wohl verſinken kann ins Meer, das aber Sturm und Kampf nicht von der Stelle bringen.

Das iſt das Große an der deutſchen Flotte, daß ſie mehr iſt als eine ſcharfe Waffe, ein vollendet durchgearbeitetes Werkzeug. Es lebt eine Seele in ihr, eine jener Unwägbarkeiten, die ſo ſchwer wiegen können. Dieſes Seeliſche zu pflegen, den Geiſt der jungen Marine, war dem Kaiſer von Anfang an ſo weſentlich wie Körper- und Gefechtsdrill. Von allen Seehelden vergangener Zeiten ſtellte er keinen höher als den Holländer Michiel de Ruyter, den Mann, der mit einem Gebet in die

Digitized by Google

Schlacht zog. An seinem Grabe legte er einst einen Kranz nieder, in der Erinnerung an ihn verlieh er der deutschen Flotte als Präsentiermarsch den alten niederländischen „Ehrenmarsch", und wie eine Mahnung zum alten tapfer-frommen Seemannsgeist ist es, wenn allsonntäglich an Bord der deutschen Kriegsschiffe das niederländische Dankgebet gesungen wird: „Wir treten zu beten vor Gott den Gerechten." Die deutsche Flotte, so drahtet der Kaiser der holländischen Königin, habe sich Ruyters Ausspruch zu eigen gemacht: „Es ist mir lieb, daß ich nicht gelobt werde, von niemand, und daß ich nach meinem Gewissen frei handle und meine Befehle so ausführen kann, wie ich soll."

Bei alledem ist es nichts weniger als ein freudeloses Quäkertum, was den Geist der Flotte bestimmt. Noch immer hat sie in Not und Gefahren den frischen Mut bewährt, der sich durch keinen Einwand schrecken läßt. Als bei der Probefahrt der „Brandenburg" ein Teil der Mannschaft durch einen Dampfrohrbruch ums Leben kam, schloß der Kaiser seine Beileidsdrahtung an den Kommandanten mit dem Wort: „Im übrigen: Volldampf voraus!" Dieses mutige Dennoch! Im Angesichte eines Unglücks, dessen Härte voll empfunden wird, das ist wie das Leben selbst und sein unerschütterlicher Glaube an die Zukunft. Die ganze Flotte fühlt es mit dem Kaiser, und nur aus einer solchen Vereinigung tiefsinnerster Frömmigkeit und frischesten Lebensmutes wurde die heroische Haltung möglich, die unsere Marine in schwersten Augenblicken stets gezeigt hat. Nicht oft genug kann an den Untergang des „Iltis" erinnert werden, das Kaiserhoch und Flaggenlied, das vom sinkenden Schiff hineinklang in den Orkan. Volldampf voraus! Der „Iltis" ist es nicht allein. So heldisch wie er ging auch jenes Torpedoboot zugrunde, das der Herzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg führte. Vor den Strandbatterien von Taku, bei Helgoland und bei den Falklandinseln, wo sie im Sinken noch gefeuert haben, wo der letzte Mann mit der Flagge in der Hand zu Grunde ging, — in jeder schlimmsten Lage hat die Flotte sich bewährt, die den Tod nicht achtet, weil sie das Leben kennt und einen höheren Geist, in dem, durch den wir sind. Im Ausland heben sie einige Namen besonders hervor, wie „Scharnhorst", „Gneisenau", „Köln". Wir hier wissen, daß alle Schiffe im Feuer den gleichen Heldenmut bewiesen, und daß, was den einen zum Ruhme gesagt werden kann, ihnen allen gilt.

Es sind 80.000 Menschen, die zurzeit der Flotte alljährlich zuströmen und von ihr wieder zurückgehen ins Volk. Der Kreislauf veräßelt sich „von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt". Für die Volkserziehung will das etwas heißen. All diesen jungen Leuten hat der Geist der Flotte eine Mitgift gegeben fürs Leben, sie sind erzogen und können selbst nun erzieherisch wirken. Was wollen hier aber die 80.000 kleinen Einheiten alle einzeln besagen gegen das Gesamtwerk! Die Schaffung der Flotte hat Seeluft hineingebracht in das ganze Deutschland. Mit einem Volk, dem der Weg zum Meer erschlossen wurde, ist es wie mit einem Zimmer, dessen Fenster geöffnet werden. Die stickige Luft muß weichen, man atmet tiefer und freier. „Der Horizont der Völker, die das Meer

Digitized by Google

rings um sich ansteigen sehen," sagt Ratzel, „wird weiter sein als der der Landbewohner, deren Blick Wald oder Berge verdunkelnd eingehen. Diese Weite kräftigt und schärft nicht nur ihren Blick; in die Seele der Seevölker selbst wächst aus den endlosen Horizonten ein Zug von Kühnheit und Ausdauer hinein."

Es fällt schwer, von der hohen Warte aus, zu der der Blick übers Meer uns erhebt, nicht ganz umfassend zu werden. Alle Arten, tierische wie pflanzliche, so sagt die Naturforschung, sind einst dem Meere entstiegen. Bei den Kulturen der Menschen ist es nicht anders. Ohne die belebende, verjüngende Kraft der Küsten- und Uferkulturen hätte, was auf dem Lande selbst fest wurde, bald muffig und stickig werden müssen. Die ganze großgermanische Geschichte, von der Zeit der „Muschelhaufen" an, ist ein einziger fortlaufender Beweis dieser Grunderkenntnis. Unser Denken fand hier erst seine Schulung. Die Vorstellung des „Weltbergs", die erste wahre Weltanschauung, war möglich nur in der Phantasie eines seebefahrenen Volkes. Die drinnen im Lande verloren sich immer wieder in das kleinliche Gewimmel der Dämonen, diesen Jenseitspartikularismus, ihren großen Glauben ließen sie zerbröckeln und zerfallen in ein Chaos abergläubischer Gebilde. Der alles umspannende Sonnenkultus, der das Denken der Menschen geschult hat, ist vom Meere gekommen, und vom Meere aus mußte er immer wieder einmal über die Lande hinwehen, wenn dort die kleinlichen Wucherungen gar zu üppig um sich griffen. Bis in die Gegenwart hinein waren es die großen Entdeckungsreisen, die das Denken spannkräftig erhielten, und es ist nur die schlichte Wahrheit, wenn einer sagt, „Seehelden verdanken wir die größten Erweiterungen unseres Gesichtskreises".

Auch heute. Die Augen der Jugend leuchten auf, wenn von der Flotte gesprochen wird und ihren Taten, und die Jugend ist die Zukunft. Wie groß ist die Geschichte der Hansa, verglichen mit dem gleichzeitigen engen und kleinlichen Getriebe im Innern Deutschlands! Die Gegensätze, die damals nebeneinander standen, jetzt zeitlich sich folgen zu lassen, das scheint der letzte Wille der neudeutschen Geschichte. Und das wollen wir doch nie vergessen, daß der Kaiser mit seinem Wort von der Zukunft Deutschlands auf dem Wasser den großen Herrschergedanken sicher erkannt hat. Er hat die Fenster aufgestoßen und reine Luft hereingelassen. Ihm gebührt der Haß unserer Neider, ihm die Liebe Deutschlands. Was Wetter und Sturm auch Widriges noch bringen mögen auf unserer schlimmen Fahrt: unsere Flotte wird sich bewähren. „Volldampf voraus!"

Den 30. Januar 1915.

Digitized by Google

Der heilige Hain.

Wie sollen wir unsere Gefallenen ehren, die Helden des großen Jahres, die auf dem Felde oder zur See für Deutschland sich geopfert haben mit einem Mut, wie ihn kein Heroenalter herrlicher entfaltete? Immer wieder wurde die Frage gestellt, wenn die Nachricht von schweren Verlusten eintraf. Mit großer Bestimmtheit wurde man sich klar zunächst über das, was nicht geschehen solle: keine Prunkdenkmäler in Stein oder Erz. Wir haben für sie kein Geld, solange für die sich Heimkehrenden und für die Witwen und Waisen der Gefallenen nicht reichlich gesorgt ist. Das mag noch lange dauern. Was können wir inzwischen zur Ehrung der Gebliebenen tun?

Es war Willy Lange, der die erste klare Antwort gab. Jedem Gefallenen, wessen Standes und welchen Bekenntnisses immer, sollte von seiner Heimatgemeinde eine Eiche gepflanzt werden. Allüberall in deutschen Landen würden diese Heldeneichen sich zusammenschließen zu Hainen, kleinen und großen. Inmitten aber jeden Haines sollte als einzig andersgearteter Baum eine Linde stehen, der Baum des Friedens, umringt von der trutzigen Schar der Recken des Waldes. „Heldeneichen um den Friedensbaum, die Kaiserlinde" — in solchen lebenden Denkmälern sollte Deutschland das Gedächtnis ehren an seine schwerste und größeste Zeit.

Nur zagend, berichtet Willy Lange, habe er sich entschließen können, seinen Vorschlag auszusprechen. Als eine schöne Möglichkeit waren ihm diese stillen Haine erschienen in einsamen Stunden. Durfte er von ihnen jetzt schon sprechen? Würde die Wirklichkeit dieser eisernen Tage Sinn haben für einen solchen Traum? Die Antwort ließ nicht auf sich warten. Nur wenige Tage waren vergangen, nachdem er gesprochen: „Und brausend klang es zurück, begeistert, ergreifend in persönlichen Bekenntnissen, in tapferen Leiden, treuen Opfern, im Gleichklang von ‚daheim und draußen'. Erst kamen aus der Nähe Hunderte von Zuschriften; viele mit ganzen Sammlungen von Namen; aus allen Ständen; dann von ferner her aus allen Gebieten Deutschlands, aus stillen Pfarrhäusern, von zahlreichen Ärzten, von Lehrern und Lehrerinnen, von Gymnasien und Töchterschulen — viel schwarzgeränderte Briefe, die von dem Ehrenopfer des Sohnes, des Gatten, des Bruders zeugten. Dann kamen die Feldpostbriefe: von Leidenden und von Sanitätsoffizieren und Beamten manchen Feldlazaretts! Aus Schützengräben und Feldwachen, von Angehörigen fast aller Waffen und von Kriegsschiffen, und eine Karte von Helgoland!"

Hinter starken Wirkungen liegen auch starke Ursachen. Was kann es sein, was in unseren von Kriegslärm erfüllten Tagen einer so stillen Sache soviel Beachtung und Begeisterung zuteil werden läßt? Man kommt auf den Grund, wenn man sich erinnert, was für die Deutschen von Urtagen an geweihte Bäume und

Digitized by Google

heilige Haine gewesen sind. „Die Götter in Mauern einzuschließen und ihnen Menschenantlitz und Menschengestalt zu verleihen," heißt es an der berühmten Tacitusstelle, „scheint den Germanen als unvereinbar mit der Erhabenheit der Himmlischen. Sie weihen ihnen Wälder und Haine und ahnen unter den Götternamen jenes Geheimnisvolle, das sie nur mit dem Auge frommer Andacht schauen." In heiligen Hainen wurde die beste Siegesbeute verwahrt, hier die feierlichsten Opfer dargebracht, und ein heiliger Hain ist es gewesen — das wollen wir uns gerade heute ins Gedächtnis zurückrufen —, in dem vor zweitausend Jahren schon so etwas wie eine deutsche Einheitsbestrebung sich kundgab. „Die Semnonen", sagt Tacitus in anderem Zusammenhang, „behaupten von sich, daß sie die ältesten und edelsten unter den Sueben seien, und ein religiöser Brauch läßt diesen Glauben als begründet erscheinen. Es schicken nämlich zu einer bestimmten Zeit des Jahres alle stammverwandten Völkerschaften ihre Vertreter zu den Semnonen in einen durch Weihe der Vorfahren und uralte Schauer geheiligten Wald.... Noch in anderer Weise zeigt sich die religiöse Ehrfurcht, mit der dieser Wald gefeit ist; niemand darf ihn anders als gefesselt betreten, womit die Unterwürfigkeit unter die Macht der Gottheit ausgedrückt werden soll."

Die Geschichte des Christentums im Norden hebt an mit einem Kampf gegen heilige Haine und Bäume. Bonifazius war nicht der einzige, der die Axt anlegte an einen göttergeweihten Stamm. Es war ein vergebliches Mühen. Heilige Bäume konnten sie vernichten: die Liebe zu ihnen nicht. Selbst des großen Karl hartes Gesetz, das jeden mit Tod bedrohte, der „an Bäumen und in Hainen zu Teufeln und Dämonen bete", konnte nicht ganze Arbeit schaffen. Die Kirche mußte sich bequemen, ihre Kapellen neben die göttergeweihten Bäume zu setzen, ihre Heiligenbilder an deren Stämme zu heften, um so auf die eigenen Mühlen zu leiten, was an Strömen seelischer Kraft von den alten Weihetümern ausging. Aus der Donareiche wurde dann ein Maria Eich, wie aus den Thorhügeln einst ein Michelsberge. Und auch dann noch glückte es nicht völlig. Chroniken erzählen von Gnadenbildern, die, vom Walde zur Stadt übergeführt, ihrer Segenskraft verlustig gingen und wieder heimgeholt werden mußten zum heiligen Hain.

Zahllos sind weiter die Andeutungen im Mythologischen wie im Aberglauben, in Sage und in Sitte. In der Weltesche Yggdrasil wie im Weihnachtsbaum, ja selbst noch in der Eichel, die fromme Einfalt dem geliebten Kinde mit ins Grab gibt, ist es wie ein Gruß des alten, heiligen Waldes. Seinen Stimmen zu lauschen, ist die germanische Rasse nie müde geworden.

Die Wissenschaft hat ein Schlagwort ausgegeben für alle diese Dinge: „Baumkult". In Alteuropa war der Baumkult daheim; von hier aus verbreitete er sich mit den Rassenwanderungen in die verschiedensten Länder. Wir brauchen nicht einzugehen weder auf die vielfachen Formen, die der Baumkult in fremder Kulturen, noch auf die unterschiedlichen Deutungen, die er in gelehrten Hirnen fand. Alexander Peez hat eine treffliche Abhandlung geschrieben über „Haine und Heiligtümer", die

Digitized by Google

dem Suchenden die ersten Wege weisen mag. Es genügt uns die sichere Erkenntnis, daß heilige Haine auf das deutsche Volksbewußtsein einmal eine überwältigend starke Macht ausübten, und daß auch hier wieder eine anscheinend hoffnungslos verschüttete Quelle alles Geröll beiseite werfen und mit neuer Macht hervorbrechen konnte. Mit der wiedererwachten Verehrung der heiligen Haine ist es dasselbe wie mit der wiedererwachten Gefolgstreue, dem aufs neue belebten Willen zur Andacht, dem Mut zu sterben und so vielem anderen.

Die „Heldenhaine", wie Lange sie vorschlägt, werden erstehen, das darf man heute schon mit Bestimmtheit hoffen. Eine ganze Reihe führender Persönlichkeiten hat sich mit Willy Lange zur Durchführung des Gedankens vereint. Die Leitung ist in besten Händen, und auch um eine gute künstlerische Durchführung kann man unbesorgt sein. Bei einer Frage nur dürfen unvorgreifliche Betrachtungen in der Öffentlichkeit in diesem Zeitpunkt geboten sein. Das ist die Frage, welchen über die nächsten Geschlechter hinaus wirksamen Zwecken die heiligen Haine geweiht sein möchten.

Die alten Haine, wohl hin und wieder auch zu Beisetzungen verwendet, dienten im wesentlichen doch dem Leben, einer höheren Form des Lebens. Immer wieder suchte man sie auf zu gewissen feierlichen Stunden und nahm von ihrer Stimmung etwas mit in das Getriebe des Alltags. An diese höhere Bewertung eines Haines, eines Waldes müssen wir denken, wenn wir heute wieder die alten Heiligtümer im Lande haben wollen. Es bedarf, um uns den rechten Weg zu zeigen, nicht erst vielen Herumsuchens in nebliger Vorzeit. Ganz erstorben ist die Andacht zum Walde ja auch heute noch nicht. Sehen wir also zu, wie sie sich gegenwärtig noch äußert.

Jedem Kunstfreund wohlbekannt ist ein Gemälde Adolf Menzels vom Jahre 1868: „Predigt im Freien". Inmitten schlanker Buchen ist da eine Kanzel aufgeschlagen. Weite Reihen von Zuhörern umlagern sie und lauschen dem Redner. Menzel hat die Szene nicht erfunden, er gibt nur wieder, was er bei einem Missionsgottesdienst in einem Buchenhain nahe bei Kösen sah. Und was Menzel hier erlebte, haben andere Künstler anderswo erlebt und bildlich festgehalten. „Der Großstädter", sagt Peez darüber in der erwähnten Schrift, „betrachtet mit Rührung die so oft von Künstlern dargestellten Predigten der Puritaner auf offenem Felde, und ganz anders gestaltet sich sein Urteil, wenn er einmal selber, etwa an Mai- oder Juni-Feiertagen, zu einem Gottesdienste im Freien, wie er in den Alpenländern stattfindet, zurechtkommt. Der blumengeschmückte Altar unter dem Gewölbe alter Linden und Kastanien; der Zug der Gläubigen — voran die in Rot gehüllten Chorknaben, hierauf der alte Priester im weiß-goldenen Gewande, dann die herzigen, weißgekleideten Mädchen, blumenbekränzt und mit bunten Schärpen gegürtet, endlich die andächtige Gemeinde, die nun gruppenweise näher oder ferner um den Altar sich aufstellt; Läuten, Gesang, Böllerschüsse, stumme und feierliche Zeichensprache des Priesters, Niederknien der Versammlung in tiefer Stille unter rauschenden Wipfeln: — mit befremdetem Staunen gesteht man sich ein, daß dieses

Digitized by Google

Gottesdienst unter den Bäumen des Waldes die Seele erhebt und künstlerisch größere Wirkungen erzielt als die stolzeste Feier in der mächtigsten Kathedrale."

Wir sehen: die Andacht zum Walde ist noch keineswegs ganz abgestorben, ja nicht einmal ihre äußeren Formen gingen ganz verloren. Diese Formen sind verschieden im protestantischen Norden und dem katholischen Süden (im übrigen, was besonders hervorzuheben ist, bleibt der Grundgedanke katholischen wie protestantischen Deutschen gleich innig gemeinsam, und diese Gemeinsamkeit ist eine Gewähr, daß wir uns auch fernerhin über gewisse letzte Dinge unter uns Deutschen leichter verständigen können). Die Abwandlungen werden, unserem reichen Volkstum entsprechend, noch viel zahlreichere Formen treiben, wenn erst die Andacht zum Walde wieder weitere Kreise durchdringt. Unberührt von alledem aber bliebe das eine, daß man im Norden wie im Süden, in Ost und West den einmal geweihten Hain wie ein Gotteshaus empfände. Sollen wir dessen nicht eingedenk sein in dieser Stunde, da auf den Ruf eines einzelnen hin sich Tausende für das Wiedererstehen heiliger Haine aussprechen? „Der feierliche, allgemeine Gottesdienst des Volkes hat seinen Sitz im Hain," sagt Jakob Grimm; „in dem Wehen, unter dem Schatten uralter Wälder fühlte sich die Seele des Menschen von der Nähe waltender Gottheiten erfüllt."

Die Heldenhaine als Gotteshaine: es ist ein feierliches Bild, unter der Krone der Kaiserlinde sich einen steinernen Altar zu denken von jenem wuchtig schlichten Formgefühl wie es zur Umgebung paßt. Dem Altar eingemeißelt sind die Namen der Helden, an deren Gedächtnis die Eichen rauschend mahnen. Am Eingang des Haines möchte ein Glockenstapel errichtet sein, holzgezimmert, in Verbindung vielleicht mit einer von anspruchsloser Volkskunst gefügten Pforte. Die Menschen fühlen sich heute wieder näher zu Gott. In den wiedergewonnenen heiligen Hainen würden sie näher ihrer Gottheit wohl auch bleiben.

Den 6. Februar 1915.

Digitized by Google

Es tagt.

„Reuter"-Depeschen haben kurze Beine. Die Wahrheitsblockade, mit der England eine Zeitlang die Welt vor Deutschland sperrte, ist undicht geworden. Selbst bei unserem schlimmsten vorgeblichen Verbrechen, beim Falle Belgien, macht man die Entdeckung, daß es da eine Kehrseite gibt.

Von den Belgiern im allgemeinen läßt sich das gleiche sagen, was Treitschke von den Polen und dem Papst bemerkte: sie haben das gemeinsam, daß die Achtung vor ihnen im Quadrat der Entfernung wächst. Kein Mensch bezweifelt, daß die Belgier in ihrer Kolonialpolitik stets hinterhältig waren und von einer erschreckend brutalen Ichsucht. Wenn erst alles vorüber ist und die sogenannten Geschichtsschreiber nicht mehr von einem Aktenstückchen zum anderen urteilen, dann wird man sich auch draußen sagen, daß die Belgier es mit ihrer Politik Deutschland gegenüber nicht anders hielten, und daß es nichts weniger als völkerrechtlicher Idealismus war, der uns den Durchzug wehrte. Uns hier in der Nähe ist das fühlbarer als den fernen Adressenschreibern und Ehrensäbelspendern, denen noch immer das Quadrat der Entfernung das Urteil trübt.

Aber nun tagt es auch hier. Einer der schlimmsten englischen Treiber zu Beginn des Krieges war Bernard Shaw. Er war es, der für das allgemeine und wesenlose Schlagwort Militarismus die bildhaftere Form „Potsdam" fand. Potsdam aus Deutschland, Potsdam aus Europa auszutreiben, schien ihm der eigentliche Sinn des ganzen Krieges. Seine Hetzreden haben gewirkt, mehr als ihm lieb war. Es ging ihm wie dem Zauberlehrling. Mit steigendem Unbehagen wurde er gewahr, daß die Geister, die ihn nun umdrängen, doch eine recht peinliche Gesellschaft seien. Er will sie wieder los sein, will wieder zurück in die Gemeinschaft der guten Europäer, deren er sich selbst begab. Aus solchen Empfindungen heraus hat er in den „New-Statesman" einige Betrachtungen über die Neutralität im allgemeinen und Belgien-Deutschland im besonderen veröffentlicht, die so viel geschichtlichen Sinn zeigen, daß sie hier zu Nutzen künftiger Historiker bewahrt werden sollen.

Nach der Meinung Shaws sind die Verträge über Neutralität schon „oft der Grund zu einem Kriege gewesen. Und manchmal waren es auch ganz vernünftige Gründe, die die Kriegsursache waren, aber nie und nimmer können solche Verträge unantastbar sein. Die Erfahrung lehrt, daß überall da, wo die Neutralität unter genügend schweren Druck kommt, sie sich einfach als Luft erweist. Serbien ist ein von anderen Ländern eingeschlossener Staat. Was hätten nun die Engländer getan, wenn in Serajewo der Prinz von Wales meuchlings ermordet worden wäre und nicht der Erzherzog von Österreich? Wenn die Serben uns dann die geforderte Genugtuung verweigert hätten, die sie jetzt den Österreichern verweigern, hätten

Digitized by Google

wir ihnen sicher sofort den Krieg erklärt. Und wenn alle die Länder, durch welche unsere Truppen auf dem Marsche nach Belgrad durchmarschieren mußten, ihre Neutralität zehnmal erklärt hätten, hätten sie doch niemals neutral bleiben können. Wir hätten ihre Neutralitätserklärung als Kriegserklärung aufgenommen, und wenn es notwendig gewesen wäre, hätten sich die Engländer den Weg nach Belgrad trotz aller neutralen Staaten erkämpft, sie hätten sich einfach durchgehauen. Jedermann, der die Reden über Belgien verfolgt hat, wird einsehen, daß vieles, was behauptet wird, den werten Herren niemals eingefallen ist. Diese arbeiten, von dem Grundsatz ausgehend, daß Neutralität als internationales Gesetz dasselbe ist wie neutral in der Physik. Sie betrachten also Belgien sozusagen als Vakuum. Belgien war aber durchaus kein Vakuum, sondern *bevor es Deutschland besetzt hatte, war es einfach eine Festung im Dienste von Frankreich* und ein Hindernis für Deutschland. Jetzt ist es eine Festung für Deutschland und ein Hindernis für Frankreich und England geworden. Der Respekt vor der Neutralität Belgiens hätte ein heroisches Opfer auf seiten der Deutschen verlangt und anderseits den Engländern und Franzosen eine große Hilfe gebracht. *Es gibt Opfer, die keine Nation bringen will noch kann.* Bis zu einem gewissen Punkte kann eine Nation die Neutralität beachten, aber *wenn dieses Opfer gleichbedeutend mit Selbstmord wäre*, dann muß das betreffende Land annehmen, daß unter Umständen ein Staat, der fest auf seiner Neutralität besteht, ein Staat ist, dessen *Neutralität in diesem Falle einer Kriegserklärung gleichkommt*. Deutschland konnte unmöglich die Pflicht auf sich nehmen, an Belgien niemals den Krieg zu erklären, weil dieses Land neutral war, wenn dasselbe Land im Begriffe steht, Deutschland in der schwersten Weise zu schädigen. *Wenn also Belgien England geschädigt hätte*, und wäre es auch nur gewesen, indem es den Engländern den durchaus notwendigen Durchmarsch verweigerte, *so hätte England ganz sicher Belgien den Krieg erklärt.*"

Bernard Shaw verwahrt sich mit Entschiedenheit, irgendwie deutschfreundlich gesinnt zu sein. Er nennt sich nur einen starken „Anti-Idioten". Nicht die Liebe zu Deutschland, sondern lediglich der Haß gegen den englischen Cant läßt ihn so urteilen, wie er eben urteilen muß. Wir nehmen gern von seiner Versicherung Kenntnis. Sie läßt seine Auseinandersetzungen gewiß auch in den Augen vieler Neutraler an sachlichem Wert nur gewinnen.

Dem ersten englischen Zeugnis gesellt sich ein zweites. In der Kathedrale zu Kalkutta wagte es der anglikanische Bischof Lefroy am Weihnachtstage, seine Gemeinde an den „gewaltigen Beitrag" zu erinnern, den „Deutschland zu jedem Zweig der Kultur, zu den Wissenschaften, zu der Literatur, zu der Musik, zu den bildenden Künsten, zu der Dichtkunst geliefert hat, ehe es von dem tödlichen Gift der philosophischen Lehren angegriffen wurde, die zu der Katastrophe geführt haben, die wir jetzt betrauern. Geben wir uns weiter Rechenschaft über die Lage, worin

Digitized by Google

Deutschland sich befindet: ein großes Volk, zum Äußersten gebracht in einem Kampf, wir dürfen wohl sagen mit der ganzen Welt, und diesen Kampf führend mit einer grimmigen Entschlossenheit, mit einer Geschicklichkeit, mit einer Nichtachtung von Tod und Gefahr, wie die Welt sie selten gesehen. Der Gedanke drängt sich mir auf, daß, wenn nicht der englische Volkscharakter sich gänzlich verändert hat, ein solches Schauspiel bei uns Gefühle erwecken muß, sehr verschieden von denen, die ich angedeutet habe. In der Tat, ich zweifle keinen Augenblick, daß ganz andere Gefühle bei unseren Männern in den Schützengräben vorherrschen, die einem Feinde gegenüberstehen, ebenso tapfer wie sie. Einen solchen Feind werden sie schätzen müssen, wie sonst im übrigen auch ihre Gefühle sein mögen."

Der einzige Mißklang in diesen männlichen Worten ist die Bemerkung über das „tödliche Gift der philosophischen Lehren", die „zur Katastrophe geführt" haben sollen. Es wird angespielt auf den Einfluß, den die Werke Friedrich Nietzsches auf das deutsche Geistesleben angeblich gewonnen haben, und der so stark sein soll, daß er die Politik der Maßgebenden bestimmen konnte. Über die ungeheuere Torheit und Lächerlichkeit dieser über die ganze englische Welt planmäßig verbreiteten Irrlehre ist hierzulande kein Wort zu verlieren. Beachtenswert für uns ist höchstens, daß diese dümmste aller Massensuggestionen eine solche Macht annehmen konnte, daß ihr selbst ein so freier Geist wie der tapfere Bischof Lefroy erlag. Charaktere sind nicht unbelehrbar. Lefroy wird aufrichtig genug sein, wenn er erst die ganze Wahrheit erfuhr, auch seinen letzten Irrtum noch fallen zu lassen. Ob es ihm freilich seine Gemeinde danken wird, ist eine andere Frage. Sie hat indessen für uns keine Bedeutung, solange unsere jetzige Sache mit England nicht ausgetragen ist.

Den 18. Februar 1915.

Digitized by Google

In der Berliner Ruhmeshalle.

Kein Berliner Museum, das für die Meereskunde vielleicht ausgenommen, hat heute eine so starke Anziehungskraft wie Schlüters Ruhmeshalle. Gute Museen sind Volksschulen, und selten hat eine solche Anstalt ihre Aufgabe eindringlicher erfüllt, als jetzt die Ruhmeshalle. Die Leute haben sich ohne alle Anweisung eine Art Lehrgang zurechtgemacht für ihren Anschauungsunterricht. Von der unmittelbaren Gegenwart gehen sie aus, ganz wie das der Kaiser einst in den Tagen der Schulfrage vorschlug, um sich dann weiter zurück zu bewegen in die Tiefen der neudeutschen und schließlich der preußischen Geschichte.

Das erste, was sie sehen wollen, sind die neu erbeuteten Kanonen von den Schlachtfeldern des Ostens und Westens. Sie stehen davor wie vor gefährlichen Tieren, die es wüst getrieben haben draußen im Land, und denen man lange nicht beikommen konnte. Nun sind die Bestien zur Strecke gebracht, und der harmlose Bürger kann sich ihrer unschädlich gewordenen Schönheit in Muße erfreuen.

Von den Kanonen im Lichthof geht es geradewegs aufwärts in den Mittelsaal des oberen Geschosses. Der große Sammelpunkt ist hier ein Aufbau aus jüngst eroberten Fahnen und Feldzeichen. Als ein feldgrauer Trupp die erste dieser Fahnen durchs Brandenburger Tor brachte (wir sprechen davon) war es ein Jubel im Volk, als werde ein neuer Ritter Georg eingeholt, der den Kampf mit dem Drachen bestand. Ritter Georg trug diesmal die Farbe des Osteroder Landsturms, aber auch die stand ihm gut. Der Lärm von damals ist verhallt, doch die Empfindungen blieben. Mit anderen Blicken als die Kanonen unten betrachten die Menschen hier die Fahnen. Nichts mehr von täppischer Neugier, von der Philisterstimmung im Spaziergang vor dem Tor: die Andacht zur Fahne duldet das nicht. Ihre Macht fühlt ein jeder, der nicht ganz und gar verbildet ist. Und wie sie die Stimmung vertieft von oberflächlicher Neugier zu einem ernsthaften Nachdenken, einem wirklichen Mitempfinden, da vermag sie die Leute wohl vorzubereiten auf den vaterländischen Geschichtsunterricht, der sie nun zurückführt in unsere Vergangenheit, und dessen erster weiter Ring die Zeit vom Großen Kurfürsten bis Wilhelm I. umfaßt.

Wir wollen hier nicht mit den Besuchern von einem Bild zum andern, von Statue zu Statue wandern. Auch ohne viel Worte wissen wir, wie vortrefflich dieser geschichtliche Anschauungsunterricht ist, wie er allen, die Bilder lesen können, das Nötige mitgibt, um nun bei einem nachdenksamen Gang durch die Räume mit den Waffensammlungen die Geschichte des Volkes in Waffen vom Mittelalter an bis ins einzelne zu erfassen.

Digitized by Google

Man muß, um wieder ins Erdgeschoß zu gelangen, noch einmal durch den Mittelsaal mit dem Fahnenaufbau. Der Durchschnittsbesucher hat sich hier bei der ersten Musterung nach den Fahnen gewissenhaft die Geschichtsbilder an den unteren Wandhälften angesehen. Kaum einen Blick aber hatte er für die gewaltigen vier Fresken in der Höhe und für den Bilderring so voller Gestalt, der sich noch darüber hinaus bis in die Höhe der Kuppel erstreckt. Das ist eine schmerzliche Wahrnehmung für jeden, der Kunst nicht nur liest, sondern seelisch empfindet. Was hat hier Friedrich Geselschap den Deutschen gegeben! Wie kraftvoll faßt er alles geschichtliche Werden zusammen und weiß es zu steigern ins Monumentale, ins menschlich Ewige! Muß von alledem nicht jeder etwas empfinden, der durch die Betrachtung der vielen Geschichtsbilder in den Sälen rechts und links die richtige Stimmung erhielt? Doch nein! Mit flüchtigen Blicken sehen sie weg über so viel herrliche Schönheit, die gegenständlich ihnen zu wenig sagt.

Armer Geselschap! Vor siebzehn Jahren ist er von uns gegangen als ein Freiwilliger des Todes. Die Zeitungen wußten von persönlichen Gründen, die ihn zu seinem schrecklichen Entschluß bestimmten. Aber einen Künstler von Gottes Gnaden wie ihn treibt nicht das Allzumenschliche. Er hätte weiter gelebt, hätte sein Werk zu noch lichteren Höhen geführt — wenn die Welt von seinem Werke hätte wissen wollen. Sie wollte das nicht, sie hat ihn geächtet durch ihr gleichgültiges Schweigen, und darum, nur darum ging er hinaus in die große Verbannung.

Die Kunstschreiber jeglichen Grades, Professoren auf den Katheedern, Galerieleiter, Zeitungskritiker haben immer wieder gefragt, wie es wohl komme, daß der siebziger Krieg so wenig Einfluß auf die deutsche Malerei genommen habe. Die Kunstschreiber jeglichen Grades sollten ihre eigenen Geschichtsauslassungen nachlesen: sie geben ihnen Antwort. Jedwedes Streben zu einer starken, heldenhaften Kunst haben sie im Keime erstickt. Anton v. Werner, bei dem sie allermindest das hohe Streben hätten anerkennen müssen, war ihnen der „Stiefelmaler" (aus seinem Riesengesamtwerk griff man ein einziges Bild heraus, und auf diesem einzigen Bild sah man nur auf die Stiefeln). Die Entwicklung der Schlachtenmalerei ins künstlerisch Freie wurde unmöglich, da jedes Schlachtenbild als solches der Ablehnung von vornherein sicher war. Menzel selbst ward kritisch abgefertigt, und Böcklin, dessen Kunst von königlichem Adel ist, sollte ein Macher sein. Was Geselschap in den Tod trieb? Es scheint mir eitel Pharisäismus, so zu fragen. Lest eure Bücher, die für den windigsten Pariser Ungefährmaler Seiten übrig haben, Geselschap aber — wenn überhaupt! — nur nebenher erwähnen als einen Akademiker, der sich im Kielwasser des Cornelius und der Kartonmalerei bewegte.

Herman Grimm schrieb noch unter dem frischen Eindruck der Todesnachricht Geselschaps: „Mein erstes Gefühl war das eines allgemeinen ungeheuren Verlustes, eines plötzlichen Geringerwerdens des großen geistigen Weltbesitzes. Dann folgte die historische Betrachtung, wie eine der Straßen, auf denen wir vorwärts gehen, ins Leere hinab nun abgebrochen sei. Denn diese Straße ging Geselschap fast allein

Digitized by Google

noch. Eine Scheidung in der Art künſtleriſchen Tuns vollzieht ſich heute, eine Übergewalt tritt ein, die uns aus dem Bereiche des beruhigenden Schönen in den des beunruhigenden Charakteriſtiſchen hinein treibt, das wachſende Majoritäten für ſich hat."

Ein Scherbengericht der Kleinen hat Geſelſchap vertrieben, hat die geſamte Heldenkunſt in Frage geſtellt, die uns nach dem Krieg von ſiebzig ſonſt ſicher war. Cornelius wurde erwähnt, der vorher ſchon einen Grund geſchaffen, auf dem ſich bauen ließ. Erinnert ihr euch all der Ausſtellungen, die in den letzten Jahrzehnten in den Corneliusſälen tagen durften? War das nicht auch eine Einkreiſungspolitik, und ging ſie nicht gegen die neue Heldenkunſt, die Deutſchland vorenthalten werden ſollte?

Die Forderung des Tages gebietet uns, Burgfrieden zu halten. Was alles unterlaſſen wurde, was aufzumachen und nachzuholen ſei, darüber können wir in friedlicheren Tagen reden. Das heutige Wort ſoll nur eine ſtille Mahnung ſein an die vielen Hunderte, die alltäglich jetzt zur Ruhmeshalle pilgern. Möchte es ihnen die Weihe des Tages verleihen, daß ſie ſich verſenken können in die Bilder Friedrich Geſelſchaps! Sie haben ihnen etwas mitzugeben auf ihren Lebensweg!

Den 27. Februar 1915.

Digitized by Google

Geſchichtsunterricht.

I.

In dieſen Betrachtungen war häufig die Rede von der älteſten deutſchen, und weiterhin von vorzeitlich germaniſcher Geſchichte. Nicht ohne Bedenken habe ich anfangs die Kreiſe ſo weit gezogen. Der unmittelbarſten Gegenwart haben jetzt alle geiſtigen Kräfte des Vaterlands zu dienen; ſelbſtlos und mit der gleichen hingebenden Pflichttreue, die im letzten Feldgrauen, im letzten Mann an Bord lebendig iſt. War es erlaubt, die Gedanken der Volksgenoſſen jetzt über die Gegenwart hinaus in ſolche Fernen abzulenken? Die Sorge hat ſich als unnötig erwieſen. Gerade nach den ſcheinbar fernſtliegenden Betrachtungen kamen mir lebhafte Zuſtimmungen von Unbekannten aus dem Felde, einfachen Leuten bisweilen. Willy Lange, als er die Anlage heiliger Haine für die Gefallenen empfahl und damit zurückgriff auf eine ganz und gar vorgeſchichtliche Sache, hatte einen geradezu elementaren Beifall. Die Jugend *will* heute von dieſen Dingen hören, es iſt, als ob ſie darauf gewartet habe, als ob unſereins nur in Worte brächte und zu klarer Geſtaltung, was dumpf ſchon längſt in den Gemütern ſchlummerte.

Soll das, was ſo geweckt wurde von einer heiligen Stimmung, nach dem Kriege wieder der Erda gleich hinabtauchen in nebelhafte Tiefen? Mir ſcheint, es iſt unſere, der Kulturhiſtoriker gemeſſene Pflicht, mit allen Kräften das zu verhüten. Nur ein kleiner Kreis hat ſich bisher mit der germaniſchen Geſchichte, wie ſie ſich dem Wiſſenden heute enthüllt, ernſtlich beſchäftigt. Was die Forſchung bereits feſtſtellen konnte über das mittel- und unmittelbare Wirken der germaniſchen Raſſe in der Weltgeſchichte, das ſchließt ſich zu einer Geſamtauffaſſung geſchichtlichen Werdens, die gerade auf unſer Volk begeiſternd wirken muß. Und weil dem ſo iſt, deshalb darf dieſe Einſicht nicht das Eigentum einiger Weniger bleiben. Sie muß hinaus ins Volk, ſie muß gemeinſames Nationalgut werden.

Das erſte wäre eine Verſtändigung über die möglichen Wege zum Ziel. Für die Schaffung eines „nordiſchen Parkes“ bin ich ſeit vielen Jahren eingetreten. In einem allgemeinverſtändlichen Freilichtmuſeum dachte ich ein Buch über die älteſte gemeinſam germaniſche Geſchichte nicht zu ſchreiben, ſondern zu bauen und zu pflanzen. Irgendwann wird es vielleicht noch einſt werden. Der Deutſche hat dann eine nordiſche Akademeia, in der er ſich die Kenntnis ſeiner älteſten Geſchichte in aller Muße erwandern kann. Aber bei der älteſten Geſchichte müßte es auch bleiben. Das Muſeum würde ſeine Überſichtlichkeit und damit ſeine erzieheriſche Macht verlieren, wenn es weitergehen wollte als bis zur Schwelle des Chriſtentums. Das iſt natürlich nicht genug, und da es zudem nur ein Ausſchnitt des Volkes bleibt, der den Bildungswert der Muſeen zu nutzen weiß, ſo muß noch ein anderer Weg ge-

Digitized by Google

schaffen werden. Soll es ein Weg sein für das ganze Deutschland, so kann er nicht gegeben werden ohne den guten Willen und die tatkräftige Hilfe einer ganz bestimmten Staatseinrichtung: der Schule. Ein neuer deutscher Geschichtsunterricht, der gewaltigen Zeit angepaßt, die wir erleben dürfen: das ist es, was wir brauchen.

Ich erinnerte an den Vorschlag des Kaisers in den Schulreformtagen, beim Geschichtsunterricht, von der Gegenwart ausgehend, sich rückwärts zu bewegen. Wäre dieser, für die nur Herkömmlichen kaum faßbare Gedanke zu Goethes Zeiten ausgesprochen worden, so würde der Alte von Weimar wohl als erster ihm zugestimmt haben. Denn nichts anderes ist es, was Goethes weiser Rat empfiehlt: „Gehe vom Häuslichen aus und verbreite dich, so du kannst, über die Welt." Es ist erstaunlich, wie wenig der Gedanke bei den eigentlich führenden Geistern der neunziger Jahre zündete. Ein einziger Schriftsteller höheren Ranges hat damals die ganze Bedeutung eines von der Gegenwart ausgehenden Geschichtsunterrichtes erfaßt: Herman Grimm. Er behandelte die Sache von seinem Standpunkt aus in einem ausführlichen Aufsatz unter dem Titel: „Der Geschichtsunterricht in aufsteigender Linie." Zuerst veröffentlicht wurde er 1891 in der „Deutschen Rundschau". Seine bleibende Stätte fand er später in der Sammlung „Fragmente" (Berlin-Stuttgart 1900, Seite 208—245).

Die engere deutsche Geschichte gliedert sich für Grimm in vier große Abschnitte. Der erste, für Schüler der Sextastufe berechnet, umfaßt die Zeit von 1870 bis zur damaligen Gegenwart; von der Geschichte des Krieges und den Truppenbewegungen sollte ausgegangen werden, mit dem Bau des Reiches und den wichtigsten in der Gegenwart wirksamen Kräften sollten die Schüler vertraut sein, ehe sie nur einen Schritt in die weitere Vergangenheit wagten. Der nächste konzentrische Kreis, der Unterrichtsstoff für Quinta, schließt in sich die 200 Jahre geschichtlicher Entwicklung des Königreichs Preußen, von Friedrich I. bis Wilhelm I. In der darauffolgenden Klasse setzt der Unterricht an um 300 Jahre vor der Erklärung Preußens zum Königreich; vom ersten Hohenzollern in der Mark bis zum Großen Kurfürsten wird das Werden und Wachsen des Staates erklärt, aus dem das neue Deutschland hervorgehen sollte. Schließlich als letzter Kreis der deutschen Geschichte das alte Kaisertum und die Städte, rund 500 Jahre umspannend. Rom und Griechenland schließen sich an in der Sekunda- und Prima-Stufe.

Mehr als einmal betont Herman Grimm, daß er „kein Programm" geben wolle, nur Vorschläge, die auch eine andere Gestaltung vertragen. Nach zwei Seiten hin hat sich heute so viel geändert, daß wir die Grimmschen Ausführungen bei einer Übertragung in die Wirklichkeit nur noch als erste Anregung nehmen dürfen. Die Spatenarbeit der letzten Jahrzehnte hat die Vorgeschichte Europas, die Vorgeschichte der Germanen um viele Jahrtausende in die Vergangenheit hinein erhellt. Wir sehen nicht mehr, wie Grimm noch, die germanische Geschichte anheben erst beim Niedergang des römischen Reiches; wir wissen sie allein in den Megalithen älter als

Digitized by Google

selbst die vorderasiatischen Kulturen. In aller Stille hat die Wissenschaft der Vorgeschichte einen Befreiungskampf von geistiger Fremdherrschaft ausgefochten, von dem die Jugend das Wichtigste erfahren will und soll.

Noch wesentlicher aber ist, was wir seit 1914 erlebten und erleben. Die Zeit von 1870, mit der Grimm einsetzte, ist für uns Vergangenheit geworden. Bei einer geschichtlichen Betrachtung rückt sie zusammen mit den voraufgehenden Jahrzehnten. Eine andere Gliederung wird von den Ereignissen verlangt. Wenn ich hier einen Versuch wage, die neue Gliederung anzudeuten, so muß selbstverständlich der Grimmsche Vorbehalt auch für sie zu Recht bestehen. Nur Anregung kann zunächst geboten werden. Was alles im einzelnen geändert werden mag, ist spätere Sorge. Es genügt, daß wir uns einig sind über das Grundsätzliche der Lehrart, und ferner darüber, daß fortan in deutschen Schulen nur eine deutsch gerichtete Geschichte am Platze ist.

*

Erster Ring (dem Grimmschen Begriff „Sexta" entsprechend). Die erste Geschichtszahl, die gelernt wird, ist der 1. August 1914. Vom Ultimatum wird gesprochen, von der Volksstimmung, den Ereignissen am Berliner Schloßplatz, dem Kaiserwort „ich kenne keine Parteien mehr", der Reichstagssitzung. Weiter von den verschiedenen Kriegserklärungen, wie sie der Reihe nach kamen. Auf der Landkarte — nie war der Jugend der erste Erdkunde-Unterricht anschaulicher zu machen! — wird gezeigt, wie sich der eiserne Ring um Deutschland schloß. Gelegenheit bietet sich, in einer noch ganz großzügigen, reliefkartenartigen Weise den Schülern den Begriff Deutschland lebendig zu machen (in dem Sinne etwa, wie es Riehl in „Land und Leuten" tut). Dann folgen die Ereignisse selbst. Die Mobilmachung und ihr Verlauf, der Aufmarsch an den verschiedenen Fronten, das Ringen zu Lande und zu Wasser, der Ausgang. Beispiele von der Haltung bestimmter Heeres- und Flottenteile und einzelner sagen den Kindern, was das heißt, Pflichtgefühl, Gefolgstreue, Heldentum. Ist alles das im ersten Halbjahr gründlich behandelt und eingeprägt worden, so kommt im zweiten die voraufgehende Friedenszeit im Zeitalter Wilhelms II. zur Sprache. Nächst der Schaffung der Flotte und deren weltgeschichtlicher Bedeutung wäre ein Hauptpunkt die soziale Gesetzgebung. Vom Wesen der Parteien könnte jetzt schon einiges gesagt werden, wobei selbstverständlich nicht die trennenden, sondern die gemeinsamen Merkmale den Gesichtswinkel bestimmen.

Zweiter Ring (Quinta). Wie das neue Deutschland wurde, ist auf dieser Stufe den Schülern beizubringen. Es ist weit auszuholen, der Inhalt eines Jahrhunderts deutscher Geschichte, von der napoleonischen Zeit an, muß lebendig werden. Ausgehend von dem Wort, daß ein einiges Deutschland noch niemals überwunden ward, wird der Stimmung von 1914 gegenübergestellt die vom Beginn des 19. Jahrhunderts. Vom Partikularismus wird gesprochen, an dem Deutschland litt, und im einzelnen gezeigt, wie es der von Napoleon entfesselten Völkerbrandung des Westens nur dadurch möglich wurde, Deutschland zu überschwemmen. Nach einer

Digitized by Google

genauen Erzählung des Freiheitskriegs wird dann das Nachlassen der einheitlich deutschen Gesinnung, das Wiederaufleben des Partikularismus behandelt, das von Nord und Süd und West das werdende Deutschland abermals gefährdete. Die Kriege von 64, 66 und 70 ergeben sich als die unausbleibliche Folge dieser Gesamtlage. Wilhelm I. und seine großen Männer treten in den Vorstellungskreis der Kinder ein als die überragenden Persönlichkeiten, denen es schließlich gelang, die Kräfte des Volkes zusammenzufassen und mit ihnen das gewaltige Werk des Deutschen Reiches zu schaffen, das unter Wilhelm II. zum Volke werden sollte.

Dritter Ring. Inhalt ist die Geschichte des jungen Königreiches Preußen als der Macht, deren magnetische Kraft das spätere Deutschland werden ließ. Am Anfang steht Friedrich I., der die Anerkennung Preußens als Königreich durchsetzte. Die geheimen Machenschaften gegen das junge Reich erklären sich als eine noch frühere Erscheinung des Partikularismus. Friedrich Wilhelms I. prunklose Art wird gekennzeichnet; als der Mann steht er da, der Preußen in sich tüchtig machte und hart gegen die unabwendbar drohenden Schicksalsschläge. Nach einer Schilderung, wie es sich langsam von allen Seiten her um dieses Preußen schloß (Vergleiche mit der gegen uns unternommenen Einkreisungspolitik ergeben sich als selbstverständlich) ist dann der Hintergrund geschaffen, von dem sich die hehre Gestalt des großen Königs abhebt. Seine Kriege werden erzählt, seine Siege, sein einsam großes Ende in den Gärten von Sanssouci.

Vierter Ring. Die Lichtgestalt, zu der hier alles drängt, ist der große Kurfürst. Seine ganze Bedeutung zu ermessen ist die Geschichte heraufzuführen vom Beginn des Dreißigjährigen Krieges an. Gezeigt wird, wie die alte Uneinigkeit, je weiter nach der Vergangenheit zu, um so schlimmer auftritt. Das gewaltige Lebenswerk Luthers, das ein einiges Deutschland vorbereiten konnte, zerbröckelt. Nichts mehr hält nun die von Süd und West heraufflutenden Gewalten, so daß sie mühelos die Dämme brachen. Die Völkersintflut des Dreißigjährigen Krieges fährt über uns hin. Des großen Kurfürsten zäher Politik gelingt es, in dem allgemeinen Chaos die letzten Kräfte zu sammeln und mit ihnen die ersten Gegenschläge nach außen zu führen. Über die Siege und Erfolge nicht zu vergessen ist die Tragik eines Mannes, der über sein Preußen hinaus eine Politik im Größten unternehmen wollte, der mit einer Flotte die erste Möglichkeit zu einem Großdeutschland erstrebte, und den eine kleine Zeit nicht an sein letztes Ziel gelangen ließ.

Fünfter Ring. Das deutsche Mittelalter, anzufangen von der Völkerwanderung. Die Hauptströmungen des großen Völkerkreislaufs werden verfolgt, ihr Einmünden in das gewaltige germanische Weltreich des 6. Jahrhunderts. Verweilt wird bei dem landschaftlichen Bild, das Deutschland damals bot, und wie es sich aufhellt aus Urwalddüster in lichtüberstrahlte Wiesen und Felder. Im Westen zunächst, wo die fränkische Staatengründung einen neuen politischen Schwerpunkt schafft. Das Christentum geht auf über Deutschland. Die Zeiten der uralten Kaiserherrlichkeit entfalten sich in seinem Licht. Ottonen, Salier und Staufen. Weiter das

Digitized by Google

Emporkommen der Städte, die alles Leben an ſich ziehen und es umgeſtalten zu neuer Kultur. Im Norden Deutſchlands gedeiht auf der geſicherten Grundlage einer wohlerworbenen Seeherrſchaft der Hanſabund, mit dem ein neuer deutſcher Tag emporſteigen konnte. Die deutſche Uneinigkeit wollte es wieder einmal anders, und von Oſt und Weſt durfte das Werk der Einkreiſung anheben, das den Zuſammenbruch einleitete.

Sechſter Ring. Jetzt erſt ſteht der Schüler vor den „klaſſiſchen Kulturen", vor Hellas und Rom. Nie wollen wir vergeſſen, was wir ihnen verdanken, aber fortan doch auch kräftig betonen, woher das Raſſenkapital gekommen iſt, das ſich umſetzte in ihre beſten Werke. Die bisherigen Geſchichtsdarſtellungen verließen ſich bei den Griechen und Römern zu ſehr auf das, was die Geſchichtsſchreiber der Länder ſelbſt erzählten. Es hat ſich erwieſen, daß das bisweilen das Gegenteil der Wahrheit war. Auch die Antike hatte ihre „Reuterbüros", ihre „Agence Havas", und es iſt ihnen geglaubt worden (ich erinnere an das über antike „Geſchichtslügen" einwandfrei Feſtgeſtellte). Widerlegungen gehören nicht ins Schulzimmer. Ohne alle Kritik wird dem Schüler berichtet von den Zügen vom Norden, die den Ländern des Südens die entſcheidende Raſſenkraft zuführten. Was ſie dorthin mitbringen konnten aus Eigenem, wird klargemacht nach den Funden und Forſchungen. Die Vorgeſchichte der klaſſiſchen Länder zeigt ſich in ihrer reichen durch die Spatengelehrſamkeit enthüllten Gliederung. Es ſteht nicht zu befürchten, daß der Genuß der antiken Kunſt und Dichtung darunter leidet. Ganz im Gegenteil wird ein Homer, ein Phidias und Sophokles und ebenſo ein Virgil und Horaz nur um ſo mehr bewundert werden in der Eigenkraft der Geſtaltung. Den 11. März 1915.

II.

Soviel iſt ſicher: mit dem Geſchichtsunterricht, wie er bisher gehandhabt wurde, kommen wir nach 1914 nicht mehr aus. Schon vor dem Krieg war der herkömmliche Lehrplan unbegreiflich für jeden, der mit wachen Sinnen der Entwicklung der Geſchichtsforſchung gefolgt war. Und nun dieſer Weltkrieg mit Deutſchland im Mittelpunkt! Wie will man ihn unterbringen im alten Lehrgebäude? Soll er nur auf die großen Zifferntafeln ein paar Zahlen mehr bringen, und ſollen erſt die Oberprimaner von ihm hören dürfen nach einem achtjährigen Marſch durch allerlei morgen- und abendländiſche Vergangenheiten? Nein, es geht wirklich nicht. Wir müſſen es halten wie dieſer Krieg ſelbſt, der ganze Arbeit macht, und den Geſchichtsunterricht von Grund auf neugeſtalten.

Im Anſchluß an die Anregungen des Kaiſers und an Herman Grimms Ausführungen ſprach ich von der „Geſchichte in aufſteigender Linie". Peſtalozzis „vom Nahen zum Entfernten", Goethes „vom Häuslichen über die Welt" ſollte uns leiten. In einer anderen Vorſtellung: der Weg des Spatenforſchers bei einer Grabung ſollte auch der unſere ſein. Die erſte, leichteſt zu entziffernde Schicht erzählt dem Gra-

Digitized by Google

benden von der ihm am nächsten liegenden Zeit. Wie er dann, Schicht um Schicht freilegend, immer mehr in die Tiefe auch der Zeiten dringt (Troja-Hissarlik ist ein klassisches Beispiel), da erlebt er ganz den Geschichtsunterricht in aufsteigender Linie, den wir als den anschaulichsten empfahlen. Von der unmittelbaren Gegenwart sollte ausgegangen werden, und um diese Grund- und Stammerkenntnis sollte sich in Jahresringen langsam dann ansetzen, was von unserer eigenen Geschichte und der fremder Völker zu wissen wünschenswert ist.

Es war zu erwarten, daß es nach den oben entwickelten Vorschlägen nicht an Zuschriften fehlen würde. Sie sind denn auch gekommen, aus der Front und aus der Heimat, begeistert zustimmend die einen, mehr oder minder ablehnend andere. Nur mit den anderen habe ich mich hier zu beschäftigen, und auch mit ihnen nur soweit, als sie widersprechen. Es gibt nämlich Punkte, über die jetzt bei so ziemlich allen Beteiligten Einmütigkeit herrscht. So darüber, daß der Geschichtsunterricht in unseren Schulen **deutsch gerichtet** sein müsse. Mit den Worten einer der Zuschriften: „Der Geschichtsunterricht frage nicht wie bisher: Was verdanken wir dem Ausland? Es soll fortan heißen: was haben die Völker von uns?" — Allein auf weiter Flur steht ein „Fachmann", der unerschütterlich der Ansicht bleibt, daß man den Jungen zuerst von antiken Helden erzählen müsse, weil deren Heroismus der einfachen Kinderseele verständlicher sei als das „komplizierte" Heldentum der Unseren. Ich bin wohl keiner Unterlassungssünde schuldig, wenn ich über diese Ansicht zur Tagesordnung übergehe.

*

Im ganzen sind es drei Einwände, die das Grundsätzliche in Frage stellen.

1. Die Geschichte der Gegenwart soll unendlich verwickelt sein und schwer verständlich, die der Vergangenheit dagegen klar und einfach. Jeder gute Unterricht beginnt mit dem Einfachen und leicht Faßlichen, also soll die rückschreitende Geschichtsbetrachtung erzieherisch widersinnig sein, die vorschreitende dagegen (regressiv und progressiv heißt es in den Zuschriften der Fachleute) das natürlich Gegebene.

Richtig ist bei diesem Einwand ein Satz: jeder gute Unterricht beginnt mit dem Einfachen, dem Leichtfaßlichen. Aber eben weil dem so ist, gerade darum müssen wir beginnen mit der Gegenwart. Nichts ist für das jugendliche, rein gegenständlich denkende Verständnis leichter zu erfassen, als die lebende Geschichte. Zureichende Vorstellungen von versunkenen Kulturen zu gewinnen, verlangt eine wohldisziplinierte Einbildungskraft, um so mehr, je weiter die Kultur zurückliegt. Selbstverständlich kann dem Sextaner das Zeitalter Wilhelms II. längst nicht in all seinen Beziehungen klar gemacht werden. Aber lernte er denn die Geschichte der Juden oder die der Griechen in all ihren Beziehungen kennen? Wenn irgendein oberflächlicher Laie behauptet, die Geschichte unserer Zeit sei verworren, die der Griechen und Römer einfach und harmonisch, so kann man das seiner Leitfaden-Ahnungslosigkeit zugute halten. Fachleute aber sollten doch wahrhaftig wissen, daß das wirkliche Studium eines jeden, aber auch jeden Geschichtsabschnittes unendlich mannig-

Digitized by Google

sache und verwickelte Zusammenhänge erschließt. Von keinem Abschnitt kann dem Schüler mehr geboten werden als eine nur auf das Wesentlichste beschränkte Auswahl. Unter dieser Voraussetzung aber blieb ich dabei, daß die Schwierigkeit des Erfassens nach der Vergangenheit zunimmt. Wilhelm II. liegt der Jugend im Blut. Von ihm rückwärts zu den Freiheitskriegen, zu Friedrich dem Großen, dem Großen Kurfürsten usw., das ist nicht der Weg vom schwer Vorstellbaren zum Einfachen, sondern das genaue Gegenteil.

2. Die Geschichtserzählung, behauptet der zweite Einwand, muß vorschreitend sein, weil die Kenntnis des jeweilig voraufgehenden Abschnittes zur Erklärung des nächstfolgenden unerläßlich ist. Aus demselben Grunde können jüngere Kulturen nicht verstanden werden, wenn man nicht zuvor die älteren kennen lernte, die ihnen Anregungen gaben.

Wenn dieser Einwand zu Recht besteht, dann — hat es eine „vorschreitende" Geschichtserzählung bisher überhaupt noch nicht gegeben. Bei der deutschen Geschichte, um das nächste Beispiel zu nehmen, sind die klassischen Schriftsteller nicht weiter in die Vergangenheit zurückgegangen, als die Büchereien sie sehen ließen. Wir wissen heute, daß es davor noch eine viele Jahrtausende alte deutsche Geschichte gab, von reichster Gliederung, Entwicklung und Anregungskraft. Die Geschichtsforscher vor der Zeit, da man mit dem Spaten lesen lernte, wußten nicht von ihr und fanden sich trotzdem ganz gut zurecht in den späteren Jahrhunderten. Hinter der griechischen Geschichte ferner erschließt sich allein nach den Grabungen Schliemanns und Dörpfelds eine Vergangenheit von ungeahnter Tiefe. War die Erkenntnis dieser „jeweilig voraufgehenden Abschnitte" wirklich so „unerläßlich zur Erklärung der nächstfolgenden?" Bei den Ägyptern, den Vorderasiaten, den Mittelmeerkulturen ist es dasselbe. Jeder Tag kann uns neue Horizonte öffnen. Sollen wir deswegen warten, bis die letzte Grabungsmöglichkeit erschöpft ist? Das könnte lange dauern. Nein, so gut wie der Erwachsene versteht auch das Kind Geschichte und Kulturen, auch ohne daß man es zuvor in geologische Tiefen niedersteigen läßt. Denn bis ins Geologische, darüber wollen wir „Fachmänner" uns einig werden, reicht die Geschichte der Menschheit und ihrer klar erkennbaren Kultur zurück.

3. Mit einem Unterricht, der bei den Mittelmeerkulturen einsetzt und langsam der deutschen Gegenwart zuführt, soll der Schüler in das Leben des Tages hinein erzogen werden, während er auf dem umgekehrten Wege der Gegenwart stufenweise entfremdet würde.

Von den erhobenen Einsprüchen ist dieser mir der schwerstverständliche. Selbst wenn bei der Erörterung immer fernerer Zeiten und Völker gar nicht mehr die Rede wäre von uns und unserer Art, selbst dann würde den Heranwachsenden doch das Leben des Tages umfluten. Er liest Zeitungen und Bücher, hört und sieht und unterhält sich von dem, was die Gegenwart bringt: und er sollte so weltabgewandt sein, gar keine Beziehungen zu finden zwischen dem Vergangenen und Gegen-

Digitized by Google

wärtigen? Nun aber liegt die Sache so, daß die Beziehungen zwischen der ganzen, in der Schule überhaupt zu behandelnden Geschichte und der unserer eigenen Rasse allerdings vorhanden sind, und daß diese Beziehungen keineswegs verschwiegen, sondern recht kräftig betont werden sollen. Statt daß der Schüler wie früher die Geschichte seines Volkes als eine ganz späte, von allen möglichen anderen abhängige Kultur kennen lernt, wird er nun vertraut mit ihrem viele Jahrtausende hohen Alter, er wird gewahr, was alles an mittel- und unmittelbaren Anregungen von dieser Rasse in die Ferne wirkte. Und eine solche Kenntnis sollte ihn „der Gegenwart entfremden"?

*

Genug der Widerlegungen. Ich fasse zusammen: zur Erörterung stehen die beiden denkbaren Arten, Geschichte zu lehren, die vor- und die zurückschreitende. Die vorschreitende Art, von der Vergangenheit zur Gegenwart, ist heute durch die Entwicklung der Vorgeschichtswissenschaft für den Schulgebrauch unmöglich geworden. Wir können heute nicht mehr beginnen mit irgendeinem Pharao, vor dem das Chaos war, und der mit einem in sich vollendeten Ägypten plötzlich in die Weltgeschichte einmarschiert. Begonnen werden müßte vielmehr mit jenen Erdschichten, die uns Kunde geben von der Mousterienſis- und der Aurigniacenſis-Rasse. Hierbei wären außer geologischen auch anatomische und sonstige naturwissenschaftliche Kenntnisse vorauszusetzen. Vergleichend ethnologische, volkskundliche und religionsgeschichtliche Betrachtungen schlössen sich an, wie man die vielverschlungenen Pfade von der älteren Steinzeit zur jüngeren durchwandelt. Sextanerpensum? Der Genius muß erst noch geboren werden, der diese Dinge für das Verständnis der Neunjährigen herzurichten wüßte!

Geschichte wollen wir hören, daß sie begeistert, nicht daß sie lähmt. Das aber ist bei den gegebenen Alters- und Entwicklungsstufen nur möglich bei der zweiten, der rückschreitenden Art.

„Geschichte in aufsteigender Linie": sie ist, wie ich aus den Zuschriften erfahre, weit früher schon versucht worden als mir bekannt war (auch Herman Grimm kannte, wie ich aus Gesprächen mit ihm weiß, die ersten Versuche nicht). Vorangegangen ist Christian Gotthilf Salzmann, der Begründer der berühmten Erziehungsanstalt Schnepfenthal im Herzogtum Gotha. Sein Versuch datiert vom Jahre 1785. Es folgten 1834 und 1837 Kapp („Der wissenschaftliche Schulunterricht als ein Ganzes") und Jakobi („Grundzüge einer neuen Methode für den vaterländischen Geschichtsunterricht in teutschen Schulen"). Zu erwähnen wäre noch, daß heute Geschichtslehrer oft beginnen mit den Lebensbeschreibungen der drei ersten Kaiser, wobei Wilhelm II. an den Anfang gestellt wird. Nach diesem löblichen Ansatz eines Unterrichtes in aufsteigender Linie folgt dann allerdings jäh der Absturz ins „Altertum", und damit in jene orientalisch gerichtete Geschichte, an der unser Schulwesen nun schon seit Klosterzeiten leidet.

Digitized by Google

Geschichtsunterricht.

Ein Ereignis wie dieser Weltkrieg mußte kommen, um uns auch hier wachzurütteln. Kein Zweifel, daß der deutsche Geschichtsunterricht nach dem Weltkrieg anders aussehen wird als vorher. Die Einzelheiten werden bei gutem Willen (möglichst nicht durch „Kommissionen"!) wohl zu klären sein. Sechs Ringe hatte ich vorgeschlagen zur Stoffeinteilung, das Wort „Ring" streng wörtlich zu verstehen. Wie sich bis Ende 1914 der eiserne Ring um Deutschland schloß, war die erste Schilderung. Der zweite Ring war der um Deutschland zur Napoleonzeit, weiter der zur Zeit des großen Königs, der beim Dreißigjährigen Krieg uff. Die genauere Ausführung des Planes muß erweisen, ob dieses Leitmotiv durchhält. Und es hält durch!

Den 19. April 1915.

Digitized by Google

Bismarck im Gedächtnis der Kunst.

Zum 1. April 1915.

Jedem festgefügten Lebenswerk ist es zu eigen, daß es nicht mit dem Tode seines Schöpfers abbricht. Zur Lebensgeschichte eines großen Mannes gehört auch die Geschichte seines Ruhms. Die Geschichte des Bismarckschen Ruhmes schon heute schreiben wollen, wäre verfrüht. Erst ein Jahrhundert hat sich über ihm geschlossen: das ist eine kurze Spanne Zeit für einen Mann wie ihn. „Tausende erst," sagt Herman Grimm, „die noch kommen, werden den echten Bismarck der Zukunft aufbauen helfen; so wie heute erst, im 2. oder 3. Jahrtausend nach dem Tode Cäsars und Alexanders, diese beiden inmitten der großen Weltbewegung ihre echte Gestalt anzunehmen beginnen.... In unvorausssichtlicher Zukunft erst werden die Gestalten des Kaisers und seines Kanzlers so dastehen und so einherschreiten, wie die die Welt dann beherrschenden germanischen Völker ihres Anblickes froh zu werden wünschen."

In einem nur ist heute schon ein gewisser Abschluß erreicht: Bismarck im Gedächtnis der Kunst. Das klingt unwahrscheinlich bei einem, der vor noch nicht einem Lebensalter von uns ging, ist aber doch so. Die Bilder, in denen man sich die Erinnerung an Bismarck gewärtig hält, haben sich in einer Schnelligkeit entwickelt, als ob man es eilig gehabt hätte, mindestens diesen Teil seiner Ruhmesarbeit sicher einzubringen, ehe ihm die Stürme der lebenden Geschichte etwas anhaben konnten. Das ist geglückt, und es lohnt sich wohl, rückschauend die Entwicklung zu überblicken. Wie sie von Ziel zu Ziel geschritten ist, hat sie in ihrer sicheren Klarheit dem Deutschen etwas zu sagen, was sich über den besonderen Fall hinweg zu höherer und allgemeinerer Bedeutung erhebt.

Malerei, Plastik und Baukunst haben sich in gleicher Weise eingesetzt für das Gedächtnis Bismarcks. Die Malerei hat den Anfang gemacht. Noch zu Bismarcks Lebzeiten konnte sie ihr Werk zu Ende führen, während die Baukunst am Schluß der Entwicklung erst nach seinem Tode zu voller Klarheit kam.

Den Auftakt in den Bilddarstellungen geben für die weitere Öffentlichkeit die Griffelkünstler illustrierter Blätter, nicht zu vergessen die Karikaturisten. Alle diese Blätter und Blättchen haben heute etwas stark Veraltetes, ja Abgestorbenes. Dem Leben unmittelbar sind sie scheinbar entsprungen und haben doch vom Leben selbst so gut wie nichts empfangen. Im Geist einer höheren Wahrheit sind sie allesamt verzeichnet. Ihr Fehler ist, daß sie einen Großen aus zu naher Sicht aufnehmen. Nur Persönlichkeiten von eingeschränktem Wert sind auf solche zugespitzte Art zu treffen. Die Dichter vermeiden es, ihre Hauptpersonen durch scharfe Einzelzüge zu kennzeichnen. Achill ist umrißloser als Agamemnon, der Odysseus der Ilias

Digitized by Google

bestimmter als der der Odyssee, und in der ganzen Menschenwelt Homers ist keiner mit so festen Griffelzügen hingesetzt wie Thersites. Das allzu Bestimmte fortzunehmen aus dem Gedächtnisbilde Bismarcks, mußte die erste Aufgabe sein für eine Zeit, der die ganze Bedeutung dieses Mannes aufdämmerte. Und diese Vorarbeit der Vereinfachung und Monumentalisierung (wir werden sehen, daß es eine Vorarbeit bleiben sollte) vermochte in allem Wesentlichen die Malerei zu leisten.

Die erste Arbeit war noch leicht. Die Künstler brauchten nur streng sachlich dem zu folgen, was die Natur selbst aus Bismarck mit den Jahren machte. Das Leben ist noch immer der planmäßigste Künstler, wie es so ein Antlitz schon in der Kindheit anlegt, wie es dann hier einen Zug zurücktreten läßt, dort einen anderen betont, bis es den Charakterkopf in all seiner Bestimmtheit zustandebrachte. An Bismarck-Bildern aus allen Zeiten seines reichen Lebens ist kein Mangel. Mit dem Knabenbildnis Krügers von 1826 hebt die Reihe an. Wir haben dann die Kesselsche Zeichnung des jungen Studenten, Bilder aus der Referendar-, der Gutsherrn- und der ersten Politikerzeit. In den fünfziger und sechziger Jahren häuft sich der Stoff, und manch klangvoller Name bis zu Menzel hinan (der Bismarck freilich nur skizzierte) ist unter den Künstlern. So fesselnd eine solche Reihe von Bildern in zeitlicher Anordnung auch ist, so muß man doch zugeben, daß eine entsprechende Lichtbildsammlung denselben Reiz hat. Bis in die Reichskanzlerjahre hatten die Künstler bei Bismarck dem Leben nur folgen können. Alle Heroisierungsversuche waren in Äußerlichkeiten bis zu einem Maße stecken geblieben, daß man vom Eindruck des Maskenhaften nicht loskommt.

Erst in den achtziger Jahren sollte der Malerei der große Fortschritt über das unmittelbare Leben hinaus gelingen. Geleistet hat ihn Franz v. Lenbach. Er hat die letzten Folgerungen gezogen in der großen logischen Arbeit, die das Leben selbst leistete, als es aus der Bismarckschen Erscheinung langsam die uns allen bekannte Charaktergestalt herausholte. Man hat Einzelheiten bemängelt; das zu große Auge, gewisse Züge, die sich in dieser Bestimmtheit auch beim alten Bismarck noch nicht vorgewagt hätten. Doch gerade in solchen Abweichungen zeigt Lenbach sich als der geborene Künstler, als die Dichternatur, der es gegeben ist, das Bleibende, das Ewige aus einer Gestalt herauszufinden. Zu Bismarck steht Lenbach nicht anders als Menzel zu Friedrich dem Großen. Auch die Gestalt des großen Preußenkönigs ist in der von Menzel bestimmten Art auf eine so einfache Formel gebracht, daß sie mit der Wirklichkeit sich nicht mehr deckt. Sie bleibt darum tatsächlich doch die höhere Wahrheit. Wir sind Menzel dafür dankbar, daß er Friedrich den Großen nicht in der zufälligen Art, in der der Tod ihn antraf, in das Gedächtnis der Menschen übergehen ließ. Die gleiche Dankbarkeit schulden wir auch dem Bismarckschilderer Lenbach.

Es schien ausgeschlossen, daß die Kunst jenseits von Lenbach am Erinnerungsbilde Bismarcks noch etwas ändern könne. Ist das aller Voraussicht nach auch wirklich der Fall bei der Malerei, so sollte es der schwerer gestaltenden Kunst, die

Digitized by Google

nun die Weiterarbeit aufnahm, der Plastik, schon im Jahr nach Lenbachs Tode beschieden sein, an einem weiteren Merkstein in Bismarcks Ruhmesgeschichte anzulangen. Erreicht wurde er 1905, dem Jahr der Enthüllung des Hamburger Denkmals.

Für eine zusammenfassende Betrachtung ist es kaum geboten, sich in die vorhergehende, mit den 90er Jahren anhebende Geschichte der Bismarckplastik zu vertiefen. Überraschend ist, wie wenig von den über ganz Deutschland verteilten Bildwerken (es gibt eine Sammelmappe von ihnen) vor den Forderungen monumentaler Bildnerkunst besteht. Das Beste findet sich noch unter den Büsten, bei deren kleinem Format einzelne Künstler wie Roth, Begas, Magnussen zu geschlossenen und großen Wirkungen kamen. Je mehr indessen der Umfang wuchs, um so kleiner und spielerischer war die Figur in der Regel empfunden. Sogar in anekdotenhafter Zuspitzung glaubte man Bismarckdenkmäler geben zu können und bildete den Gutsherrn im Schlapphut, die Dogge zur Seite, oder den hemdärmeligen Schmiedemeister der Reichseinheit, oder auch den Reichstagsredner, der noch dazu seine Rede vom Blatt liest.

Aber auch da, wo man sich an das — monumental doch wirklich leicht zu behandelnde — Thema vom Halberstädter Kürassier hielt, wollte es zu keiner großen Wirkung kommen. In der Unruhe und Zerrissenheit der Umrisse namentlich zeigt es sich noch wie ein Nachklang jener Zeit, die wirklich statuarisch überhaupt nicht empfand.

Es wäre unrecht, die deutschen Künstler allein verantwortlich zu machen für dieses Versagen. Die Mehrzahl der Bismarckdenkmäler ist das Ergebnis von Wettbewerben, und in den Kommissionen war entscheidend meist ein Geschmack, der weit zurückstand hinter der Entwicklung der deutschen Kunst. Nur der Einsicht einer wirklich einmal künstlerisch reifen und der sogenannten Öffentlichkeit gegenüber festen Kommission ist es auch zu danken, daß im Falle Hamburg das Richtige getroffen und ausgeführt werden konnte. In klaren Worten drückt es der Spruch aus, daß man sich für ein Bismarckdenkmal in Form eines „Rolandriesen" entschieden habe, weil mit „dieser Auffassung in trefflicher Weise die sich im Volksbewußtsein allmählich vollziehende Steigerung der Gestalt Bismarcks ins Heldenhafte" verkörpert habe.

Bismarck als Alldeutschlands steinerner Roland: so steht er nun da an unserer Einlaßpforte im Norden, so sehen ihn fortan die Schiffe der ganzen Welt, wenn sie bei uns ein- und ausgehen. Als das deutsche Gegenstück der amerikanischen Freiheitsstatue empfinden wir ihn alle, und wie er so aufragt in geschlossener Kraft, trutzig wie ein' feste Burg, ein Sinnbild auch des starren „Militarismus", um den sie uns hassen, da können wir es wohl zufrieden sein, daß die deutsche Kunst in ihrem Verlangen, das Gedächtnis Bismarcks zu ehren, an ein Werk wie das von Lederer-Schaudt gelangen konnte.

Blicken wir hinter uns. Noch keiner drei Jahrzehnte bedurfte es, um aus dem Mann mit den drei Haaren — in diesem Spottbild wurde Bismarck zuerst

Digitized by Google

wirklich volkstümlich — den Rolandriesen zu machen, in dem nun die ganze Welt sich die Erinnerung an den Menschen Bismarck lebendig hält. Die strenge Sachlichkeit etwa Anton v. Werners und Lenbachs gesteigerte Wahrheit sind Merkpunkte auf der weiten Entwicklungsbahn, die in so kurzer Zeit durchmessen wurde. War mit dem Roland nun das letzte Ziel erreicht?

Das war es, so weit man nur an Bismarcks äußere Erscheinung dachte. Zu tief jedoch ging das Wesen dieses Mannes dem deutschen Volke ein, als daß es sich genügen ließ nur mit einer Ehrung des menschlich einst Sichtbaren. Aus Antlitz und Gestalt hatte man sich gewöhnt, alles Unwesentliche zu entfernen und alles Große und Wuchtige bis zum Lapidaren zu betonen. Nun ging man weiter. Vom ganzen äußeren Menschen lernte man absehen, alles rein Bildhafte wurde abgestreift, um einzig der großen Naturkraft zu gedenken, die durch das Mittel jenes Menschen ein einiges Deutschland geschaffen hatte. Dieser in ihrer Art pantheistischen Heldenverehrung einen reinen Ausdruck zu schaffen, das ist das letzte Bestreben der zu Bismarcks Ehren tätigen Baukunst mit ihren Bismarcksäulen, -türmen und -warten.

Die Geschichte der Bismarcktürme ist nicht so jung und nicht so ganz auf einen Namen gestellt, wie man das meistens annimmt. Bis in den Beginn der 90er Jahre gehen die ersten Versuche zurück. Klar schien damals freilich nur so viel, daß ein solcher Turm auf einer Höhe stehen müsse mit einem weiten Blick in deutsches Land. Die Türme selbst (Freienwalde, Salzwedel, Göttingen seien als Beispiele genannt) waren noch zu stark romantisch empfunden, im vormärzlich schwärmerischen, ganz und gar nicht Bismarckischen Sinn; mit Zinnen und Erkern und Söllern. Selbst eine regelrecht künstliche Ruine englischen Parkstils kam in Vorschlag. Es war zu wenig Wucht in alledem, war schließlich ebenso Maske wie ein Bismarck in der Toga oder unter dem Germanenhelm. Wenige Jahre des Sichbesinnens genügten, um eine ganze Anzahl von Künstlern zu dieser Erkenntnis zu bringen. Möller wäre zu nennen, Ratzel, Bruno Schmitz. Ihre Werke, nach Phantasie und Gestaltungskraft so ungleich, sind darin doch sich einig, daß sie im Stil zurückgehen auf jene massige Schwere, die unsern vorgeschichtlichen Denkmälern innewohnt, und die das landwirtschaftliche Bild so sicher beherrscht. Wilhelm Kreis war es gegeben, die endgültige Lösung zu finden, und der größere äußere Erfolg, der ihn nach allen möglichen Gegenden Deutschlands berief, ist ein Beweis dafür, daß das beste künstlerische Schaffen und die allgemeine Volksstimmung hier sich endlich zusammenfanden.

Megalithen in der Formensprache unsrer Zeit sind die Bismarcktürme. Sie sind es nicht nur in ihrer Gestaltung, sondern auch im Geiste. Höhenfeuer flammen auf von diesen Türmen an Bismarcks Geburtstag und an anderen Weihetagen Deutschlands. In einer solchen ganz und gar bildlosen Art das Gedächtnis eines Großen zu feiern, mag den Fremden unbegreiflich sein. Wir aber wissen, daß damit erst der Ruhm Bismarcks emporstieg zu den lichten Höhen, in die das germanische Empfinden seine Helden zu erheben liebt. Sein Andenken rinnt in eins mit dem

Digitized by Google

uralten Höhen- und Feuerkult, in den Bismarckhöhen ist es ein Stück Natur, ein Stück Deutschland geworden: so weit mußte die Entwicklung reifen, ehe Deutschland, ehe die Deutschen diesen Großen sich wirklich ganz zu eigen machten.

Seit Urtagen haben die Germanen in ihrem starken Naturempfinden das Andenken ihrer Großen gern weiter entwickelt bis zu einer reinen Naturverehrung. Die Mythenforscher fragen, ob Siegfried und Brünnhild, Parsifal, Lohengrin und wie sie heißen, nicht aufzufassen seien als erzählerisch umgestaltete Naturkräfte. Es haben ohne Zweifel hinter all den Genannten, ja selbst hinter einem Wotan noch, Erdgeborene gestanden, und nur deshalb erscheinen sie mythisch, weil uns von ihrer Lebensgeschichte nichts, von der Geschichte ihres Ruhmes nur der Schluß erhalten blieb. Bei einigen anderen, Dietrich von Bern, Kaiser Karl im Untersberg bei Salzburg, Barbarossa im Kyffhäuser, sind uns Lebens- und Ruhmesgeschichte gleich gut bekannt. Bei keinem anderen aber sind alle Übergänge vom Zeitlichen zum Ewigen so eng aneinandergerückt als eben bei Bismarck. Das ist es, was einer verweilenden Betrachtung, wie Bismarck im Gedächtnis der Kunst sich wandelte, über das enger Stoffliche hinaus eine höhere und weitere Bedeutung verleiht.

Den 31. März 1915.

Digitized by Google

Steinmale.

Zur Sache der Heldenhaine.

In den Bismarcktürmen, diesen Megalithen der Gegenwart, verkörpert sich uns am sinnfälligsten die hinter uns liegende Zeit Wilhelm I. und Bismarcks. Wie sehr sie bereits hinter uns liegt, hat uns zu vollem Bewußtsein eigentlich erst der Weltkrieg gebracht. Für die Künftigen werden die Unterschiede sich wohl noch stärker abheben, und auch an einem nur für unsere Zeit sinnfälligen Bilde fehlt es dann nicht: das sind die Heldenhaine. Wenn erst der Wind durch ihre vollen Kronen zieht und das Sonnenlicht durch ein dichtes Blattwerk sickert, dann hat die Zukunft das lebensvolle Bild, in dem sich die Erinnerungen an das Zeitalter Wilhelms II. sammeln können, wie für uns heute bereits die ragenden Feuersäulen der Bismarcktürme die stolzesten Erinnerungen an sich ziehen, die uns die Zeit Wilhelms I. und Bismarcks vermachte.

Bismarckturm und Heldenhain, Fels und Wald als Sinnbilder der beiden großen einander folgenden Zeiten: wir wollen die Gegensätze immer so klar auseinanderhalten, wie die Dinge selbst es heischen. Und dennoch werden wir ganz ohne den Stein auch in unseren Hainen nicht auskommen können. Die Namen derer, die für Deutschland fielen, die ersten wie die letzten, haben ein Anrecht, dauernd allen Späteren gewärtig zu sein. Von welchen Tafeln soll man sie ablesen? Und wo im Haine sollen die Tafeln selbst untergebracht sein?

Es ist vorgeschlagen worden, an jeden einzelnen Baum ein Holztäfelchen zu heften mit dem Namen des Gefallenen. Ohne Zweifel würde das deutsche Kunstgewerbe für die Tafeln solche Formen ersinnen, daß sie sich gut und reizvoll in das Ganze schickten. Möglich wäre das aber nur unter der Voraussetzung, daß der Hain bereits zu stattlicher Höhe emporgewachsen wäre. Hundert Jahre — denn diese Zeit wäre sicher erforderlich — kann nicht gewartet werden. Hinzu kommt, daß das ungeschützte Holz im Freien zermorscht. Künftigen Geschlechtern und Geschmacksumwandlungen müßten wir es überlassen, für den Ersatz zu sorgen. Das kann nicht unsere Absicht sein, und so müssen alle hölzernen Gedenktafeln, die kleineren ebenso wie etwaige größere für Namenzusammenstellungen, von vornherein ausscheiden. Dauerhaftere Stoffe müssen herbeigeschafft werden. Von diesen aber kommt für unsere Zwecke, wie die Jahrtausende alte Erfahrung der Bestattungen und der Denkmale lehrt, nur der Stein in Betracht, und heute bereits müssen wir uns darüber klar werden, welche Formen diese Steinmale am besten annehmen.

Ein erster Vorschlag ging dahin, an den Fuß eines jeden Stammes einen unbearbeiteten Block zu setzen, dem nur der Name eingemeißelt wäre. Die Lösung scheint mir unzulänglich. Ein einzelner Baum mit einem solchen Block gäbe wohl ein stimmungsvolles Bild. Die stete Wiederholung desselben Gedankens jedoch müßte den Hain wie einen Friedhof erscheinen lassen, eine bloße Stätte des Toten-

Digitized by Google

kults, die doch nicht beabsichtigt ist. Es würde ferner, da jedem Baum ein Stein entspräche, eine gewisse Gleichberechtigung von Fels und Wald geschaffen. Gerade das aber wollen wir ja vermeiden, und so müssen wir die Steinmale irgendwie zusammenfassen und sie so anbringen, daß sie sich dem Bild des Haines unterordnen.

Bei einer Betrachtung der heiligen Haine führte ich aus: „Es ist ein feierliches Bild, unter der Krone der Kaiserlinde sich einen steinernen Altar zu denken von jenem wuchtig schlichten Formgefühl, wie es zur Umgebung paßt. Dem Altar eingemeißelt sind die Namen der Helden, an deren Gedächtnis die Eichen rauschend mahnen." In einer Zuschrift wird mir gesagt, daß diese Sätze zwei Vorschläge enthielten, die besser getrennt blieben. Der Gedanke eines steinernen Altars sei wohl richtig, aber Namen dürfen dessen Wände nicht tragen. Die Wände müßten dann glatt sein, was zu einem dolmenartigen Aufbau, der am ehesten in solche Umgebung gehöre, nicht passe, und ferner könnten Schriftzeichen auf einem tragenden Bauteil nur stilwidrig wirken. Der Einwand ist berechtigt, und so müssen wir nach einer anderen Lösung suchen.

Um einen Festplatz her sollen die Eichen sich schließen. Der Grundriß eines solchen Platzes wird fast immer der Kreis sein, der Ring, der als Sinnbild der Sonne und der Sonnenbahn ja auch der beherrschende Grundrißgedanke unserer wichtigsten vorgeschichtlichen Heiligtümer war. Ein breiter Zugang führt durch den Hain, oder, bei wenigen Bäumen, den Eichenring unmittelbar auf den Platz. Kaiserlinde und Altar stehen gegenüber, dem Umkreis nahegerückt, ungefähr so, wie bei Stonehenge die Altarplatte angeordnet ist.

Wo nun sollen die vom Altar getrennten Steinmale für die Namen ihren Platz haben? Stonehenge kann es uns sagen. Wie dort die fünf Leerthrone der Trilithen noch einmal die Rundanlage des Ganzen betonen, so bietet sich uns in den steinernen Namenstafeln ein treffliches Mittel, den Grundrißgedanken des Hains noch einmal kräftig zusammenzufassen. Fünf oder sieben Steinmale werden in den meisten Fällen für die Namen reichen. Es genügt, sie in der Form eines nach einer Seite (der Feststraße) hin offenen Kreises oder Hufeisens zu gruppieren, und die Ehrung der Gefallenen auch durch das Gedächtnis des Namens ist gesichert, ohne daß der Hain einem Leergräber-Friedhof ähnelte.

An Vorbildern für die Form ist kein Mangel. Wir finden sie in den ältesten christlichen Zeiten Nordeuropas; was man so „frühromanisch" nennt (und was mittelgermanisch heißen sollte). Sogar die Form des Eisernen Kreuzes am Kopf solch eines wuchtigen Steinmals ist dort schon vorgebildet in den so mannigfach abgewandelten Formen des uralt heidnischen „Radkreuzes", das ja letzten Endes auch für die von Schinkel gewählte Gestaltung maßgebend war. Die Erfindungskraft der bildenden Künstler soll im übrigen damit nicht festgelegt werden. Sie werden schon das Richtige treffen, und man kann gewiß sein, daß die vielfachen Abwandlungen in Nord und Süd unserer Heimat das Ihre dazu beitragen, die Weihetüme vor jedem Schematismus zu bewahren.

Den 1. Mai 1915.

Digitized by Google

Hohenzoller und Quitzow.

Zur Vorfeier des Fünfhundertjahrtags.

Alldeutschland, nicht nur die Mark oder Preußen, kann den Tag feiern, der das erste Halbjahrtausend Hohenzollernscher Herrschaft in der Mark beschließt. Wenn jener Ausländer recht hat, der Deutschland das Herz der Welt nannte, so darf es vom märkischen Gebiete heißen, hier klopfe der Herzschlag Deutschlands. Man könnte hinweisen auf die Tage des Großen Kurfürsten, als Deutschland „der Erisapfel war, der Ball, den die einander zuwarfen, die um die Monarchie spielten, der Kampfplatz, darauf man um die Meisterschaft in Europa rang“ und Brandenburg allein die deutsche Sache deutsch durchführte. Noch vieles andere wäre zu nennen aus der Hohenzollernzeit. Doch noch weit über diese hinaus war Deutschlands Herzschlag in der Mark zu fühlen. Das reicht zum mindesten zurück in die Vergangenheit, als die Semnonen hier ansässig waren, der Stamm, von dem der Römer sagte, daß er der edelste aller Germanen sei.

Noch waren die Menschen nicht so verwachsen mit ihrem Land, daß starke planetare Bewegungen sie nicht wegschwemmen konnten. Wir hören von wirbelnden Strömen in urweltlicher Landschaft, daß sie ganze Teile des Ufers loszerrten, sie mitsamt ihren Bäumen und Tieren einer schwimmenden Insel gleich stromabwärts trieben, um sie an irgendeiner fernen Krümmung erst wieder eins werden zu lassen mit dem Ufer. Das Bild mag uns deuten, wie Völker damals gingen und kamen. Große Rassenwanderungen durchfluteten die Menschheit. Zu ganzen Völkern konnten sie die Menschen von ihrer Heimat losreißen, um sie irgendwo südwärts wieder anzuschwemmen und fest werden zu lassen.

Auch die Semnonen waren einmal gekommen: am Meer hatten ihre Ahnen gehaust, in jenen stolzen Jahrhunderten der „norddeutsch-skandinavischen Kultur“, die einst (in der sogenannten Bronzezeit) der Mittel- und Schwerpunkt alles Germanischen war. Auch die Semnonen sollten wieder einmal gehen: in den Sturmfluttagen der frühmittelalterlichen Völkerwanderung packte es sie und trieb sie noch weiter nach Süden.

Die Geschichte verzeichnet, wie alles dann kam. Das verlassene Land war widerstandslos. Von Osten her brach ein Gefälle der Kraft herein und schüttete stoßweise slawische Massen über die Kernlande Deutschlands. Es war einer jener Züge nach Westen, die der Hochdruck der asiatischen Menschheit so oft in Bewegung gesetzt hat, und die, so weit wir schauen mögen, Europa immer nur Verderben brachten. Das erwachende Deutschland fühlte die Gefahr. Seine besten, seine deutschesten Kräfte entsandte es in die Mark, die abermals so werden konnte, was sie

Digitized by Google

zur Zeit der Semnonen war: das Herz Deutschlands. In den zwei Jahrhunderten anhaltinischer Herrschaft kam die germanische Bewegung auf ihren Gipfel. Eine neue, rein deutsche Entwicklung schien einzusetzen von dieser Stelle aus, als abermals Strudel und Wirren losbrachen; in der Mark, in ganz Deutschland. Auch diesmal kam die Ursache von draußen. Nicht aber als eine Völkerspringflut und nicht vom Osten, sondern als eine Gedankenwanderung, als eine Überflutung mit fremden Sitten und Anschauungen, die das Volk dem Volk entfremdete. Und diese neue, gefährliche Bewegung ging aus vom Süden und vom Westen.

Will man in einem einzigen Namen das Schlimmste zusammenfassen, an dem Mark Brandenburg damals litt, und mit dem aufzuräumen die erste Aufgabe der Hohenzollern war, so ist es der Namen der Quitzows. Wenn man sich erinnert, was alles widerklingt im Namen des stärksten Widersachers der jungen Macht, so meint man wohl eine ganz auf sich gestellte Persönlichkeit zu sehen. Und doch ist es nur eine Allgemeinerscheinung, der einzelne Vertreter einer großen, über ganz Deutschland verbreiteten Art. Nur weil er das war, vermochte er dem Lande eine solche Gefahr zu werden. Ganz wie die Quitzows war der größte Teil des deutschen Adels dem deutschen Volk entfremdet. Wie in Feindes Lande fühlten sie sich, mußten sie sich fühlen, seit sie als eine Klasse für sich ihr Denken und Trachten bestimmen ließen von einem dem Volke fremden, von außen gekommenen Geist.

Man hat gesagt, daß schon zu Karls des Großen Herrschaft diese Trennung der Volkheit in zwei Völker eingesetzt habe. Tatsächlich war für Karl das alte Rom der Mittelpunkt der Welt, und indem er eine von dort aus bestimmte Kultur nach Deutschland überleitete, handelte er entsprechend wie die Fürsten des 17. und 18. Jahrhunderts, die französisch bauten und französisch sprachen. Und doch ist ein Unterschied dabei. Karl der Große verhält sich zu Rom wie Friedrich der Große zu Frankreich. Auch die stärkste Überschätzung einer höheren Zivilisation und einer vermeintlich älteren Kultur konnte einen Karl dem eigenen Volke doch niemals so entfremden, daß er nicht dem Wohle dieses Volkes seine ganze Arbeitskraft zeitlebens unterstellte.

Es ist bekannt, wie sich das in den folgenden Jahrhunderten langsam änderte, wie das fremde Sprechen auch zum fremden Denken und zum fremden Handeln wurde. Der staatlich zu Boden gerungenen römischen Kultur gelang es noch einmal, ein Weltreich zu gründen, und das durch einen Siegeszug des Geistes, dessengleichen die Geschichte niemals sah. Westeuropa erlag zuerst, und gleichzeitig von Italien und dem romanisierten Frankenreich aus schloß sich dann vom 12. Jahrhundert an der eiserne Ring um Deutschland; eine jener Einkreisungen, wie wir sie, in den Mittelpunkt eines Weltteiles gestellt, immer wieder auf uns zukommen sahen. Die Gelehrten sprachen Latein, die Ritter Französisch, und mit der Bewunderung für das Fremde nahm ihre Verachtung zu gegen die heimische „Dörperie". Nun erst wurden solche Barbareien möglich wie die der gegen das eigene Land heerenden Adligen.

Digitized by Google

Nirgends stand es schlimmer als in der Mark. „Je näher jemand der Mark kam," erzählt der Chronist Angelus, „je gefährlicher er gereiset oder gewandert hat." War doch die Mark Brandenburg für die geistigen Auslandsvasallen ein Pfandobjekt geworden, das man ganz so in Handel geben konnte, wie französisch denkende Fürsten später die eigenen Landeskinder verschacherten. Kaum anders als gewissenlose römische Statthalter eine fremde Provinz, empfanden diese Großen die eigene Heimat. Wahrlich, nicht ein Quitzow hat die unseligen Verhältnisse hierzulande geschaffen, sondern er selbst war deren unvermeidliches Ergebnis.

Gegen diese Macht nun, die wir Quitzow nennen, erhebt sich vor fünfhundert Jahren jene andere, die Hohenzollern heißt.

„Und Christ im Himmel erbarmte sich:
Da gab er zum Trost uns männiglich
Unseren Markgraf Friederich,
Einen Fürsten lobesamen."

So heißt es bei Fontane nach einer altmärkischen Ballade. Wer war dieser Markgraf? Was war der leitende Gedanke seines Lebens, daß er eine fast schon für unüberwindlich geltende Gewalt niederzwang?

Etwas im Grunde sehr Einfaches, wie alles Große und Starke: ist Quitzow eine dem Volk entfremdete, gegen das Land gerichtete Kraft, so ist Hohenzollern eine Macht, die mit dem Volke fühlt und für das Land sich müht. Die geistige Fremdherrschaft hatte diesen Mann nicht unter sich gebracht. Trotz der romanisierten höfischen Formen, die er ohne Zweifel genau so wahrte wie alle anderen seines Standes, war er ein Deutscher geblieben: das war das einfache Geheimnis seiner Politik, und das hat ihn befähigt, das alte Semnonengebiet wieder zum Herzlande Deutschlands zu machen.

Als „Gottes schlichten Amtmann im Fürstentum" fühlte sich Friedrich. Es ist dasselbe dem Deutschen so unmittelbar verständliche, zur Andacht gesteigerte Pflichtbewußtsein und Verantwortlichkeitsgefühl, zu dem auch die Späteren sich immer wieder bekannten. „Der Fürst ist da," heißt es bei Joachim I., „damit er für die Ruhe und die Wohlfahrt aller sorge, denn er ist Gottes Diener." „Ich bin meines lieben Gottes Diener und Statthalter," sagt Johann Sigismund. Der Große Kurfürst gelobt gleich anfangs seiner Regierung, „stets dessen eingedenk zu bleiben, daß es nicht seine Sache sei, die er führe, sondern die des Volkes". „Zum Arbeiten geboren sind die Könige," erklärt der erste Friedrich Wilhelm, der sich „mit seinem Amt vor Gott verantwortlich fühlt." Friedrichs des Großen stolz-ergebenes Wort vom ersten Diener des Staates kennt alle Welt, und bei ihm ist auch immer wieder verwiesen worden auf den Gegensatz zu Ludwigs volksverachtendem „l'Etat c'est moi". Aber der Gegensatz war damals schon Jahrhunderte alt, er hat die deutsche Adelsgesinnung seit je getrennt von der der Romanisierten, und eine seiner ersten Formeln lautet „Hohenzoller und Quitzow".

Digitized by Google

Fünfhundert Jahre märkischer Hohenzollernherrschaft sind hingegangen. Wir brauchen ihren Inhalt nicht noch einmal zu erzählen. Die kerndeutsche Art, die den ersten Zollermarkgraf leitete, war auch den Nachfahren die unverrückbare Nadel, die sie ihren Weg stets wiederfinden ließ. Im 16. Jahrhundert und in allen folgenden schloß sich aufs neue von draußen der Ring, und immer aufs neue konnte er gesprengt werden von der einen Stelle aus, die Deutschlands Mittel- und Schwerpunkt blieb.

Und wieder einmal hat Quitzowscher Geist (denn Quitzower Art ist alles Piratentum) das heilige Deutschland umstellt, und gleichzeitig mit ihm drängt es vom Osten als Völkersturmflut heran. Die alten Quitzows waren doch im Grunde recht ritterliche Naturen im Vergleich mit den neuen. Ihr Wort vom „Nürnberger Tand" klingt fast wie Schmeichelei gegen das, was die Romanisierten drüben vom lebenden Hohenzollern sagen. Es kann uns nicht stören. Alldeutschland kennt die Gefahren der Stunde, aber Alldeutschland weiß sich auch eins mit dem Mann, der das Kaiserwort sprach: „Es erfüllt mich mit Stolz, in solcher Stunde der erste Diener einer solchen Nation zu sein."

Das alte „hie guet Zolre!" heißt heute „hier gut deutsch!" Das ist es, was wir uns zurufen wollen in dieser schweren Zeit.

Den 29. April 1915.

Digitized by Google

Der blaue und der weiße Stein.

Von den beiden Gesteinsarten, um die es sich handelt, pierre bleue und pierre blanche, ist der blaue von belgischer und der weiße französischer Herkunft. Als man sich unter Leopold II. entschloß, das alte Brüssel städtebaulich mehr dem Leben der Gegenwart anzupassen, gab es einen heißen Streit um die zwei Steine. Leopold war für den französisch-weißen, der Bürgermeister Buls für belgisch Blau. Der König bevorzugte den Stein aus Frankreich aus demselben Grunde, aus dem er auch französische Künstler bevorzugte. Seinen glanzen „Mont des Arts" dachte er pariserisch zu halten. Buls dagegen wollte den blauen Stein, weil der weiße das belgische Klima mit seinem Regenreichtum nicht vertrage; nach kurzer Zeit schon spiele er ins Schwarze, wie am Justizpalast zu sehen sei. Außerdem wäre er teuerer. Im Grunde waren das Nebenfragen, die eigentlichen Gegensätze gingen tiefer. Leopold dachte als Bauherr eben französisch und Bürgermeister Buls germanisch-flamisch. Wollte der König schnurgerade Straßen haben mit prächtigen Schauseiten, die zu Plätzen hinführten in prunkvoll französischer Aufmachung, so hatten es dem Bürgermeister die malerischen Winkel Altbrüssels angetan mit ihren gekrümmten Straßen und Giebeln. In dieser Tatsache gewinnt der sonst unscheinbare Gegensatz des blauen und des weißen Steines die Bedeutung eines Sinnbildes umfassendster Art.

Zwei Stadtbilder schließt Brüssel in sich ein, die Unter- und die Oberstadt. In der Oberstadt liegen die königlichen Paläste und die Besitzungen des Adels und Großkapitals, im Tale hausen Arbeit und Handel. Droben und drunten sprechen sie eine andere Sprache fürs Auge und fürs Ohr. Jedes Reisehandbuch weiß davon zu erzählen. Eine gute Zusammenfassung der Unterschiede gibt Karl Spaeth in einer Abhandlung über „Die Umgestaltung von Alt-Brüssel". Er sagt von den beiden Stadtteilen, daß sie „zu allen Zeiten einen auffallenden Gegensatz gebildet haben, indem sich in ersterer seit Gründung des städtischen Gemeinwesens die Handwerker, die Bürger niederließen, welche sich der flamischen Sprache bedienten, wogegen in der Oberstadt, dem Aufenthalte des feudalen Patriziats und der brabantischen Fürsten, die französische Sprache vorgezogen wurde. Noch heute, in einer Zeit sozialer Ausgleichung, haben diese zwei Teile von Brüssel ihre Eigenart bewahrt. Oben auf dem Plateau des Coudenberg (Kaltenberg) befindet sich die Residenz mit dem Königspalast, den Ministerien und anderen amtlichen Gebäuden, welche unter dem Einflusse von Paris im klassizistischen Stile des 18. Jahrhunderts angelegt wurden. Am Fuße des Coudenberg breitet sich die alte Cité aus, welche durch ihre charakteristischen Giebelhäuser und ihr reges Leben auf den Besucher einen eigenartigen Reiz ausübt."

Blauer und weißer Stein, Unter- und Oberstadt: ist in dem Widerstreit der beiden Parteien, die für das eine oder andere sind, nicht die ganze letzte Geschichte

Digitized by Google

Belgiens enthalten? Und ist der tatsächliche Sieg des weißen Steins, der Oberstadt und ihrer französischen Gesellschaft, nicht der Anfang all des Elends gewesen, das Belgien in sein Verhängnis brachte? Im kleinen liegen hier die Gegensätze beieinander, die im großen heute ganz Europa erschüttern. Und daß die herrschende Gewalt in Belgien die germanische Mittelschicht als politische Macht ausschalten konnte, das hat das Unheil einziehen lassen in ein ehedem blühendes Land.

Man könnte sagen, es sei ein ehrlicher Kampf zwischen zwei gleichberechtigten Kulturen gewesen, der in diesem Grenzland ausgefochten ward, und die westliche Kultur habe sich unter Leopold eben als mächtiger erwiesen. Aber das ist ein Irrtum. Es war kein rechter und kein voller Sieg, den Frankreich im geistigen Ringen über Belgien davontrug. Was Belgien durchmachte, das hat vorher das deutsche Elsaß durchgemacht und vor ihm die Rheinbundlande, die sich alle eine Zeitlang ein französisches oder französiertes Regiment gefallen lassen mußten, und die gleichwohl für die Kultur der Romanen im Tiefsten nie gewonnen wurden. Es wäre sehr wohl möglich, daß ein von Deutschland verwaltetes Belgien seiner germanischen Herrschaft noch lange Schwierigkeiten machen würde. Was aber da Widerstand leistete, das wäre nicht anders als im Elsaß die uralt germanische Sonderbündelei, nicht aber, wie sie in Frankreich sich so gerne einreden, eine in der Tiefe wurzelnde Empfindung für romanische Art.

In welchen baulichen Formen wird das neue Belgien, wenn es wieder ans Bauen denken kann, zum Auge sprechen? Wird die flamisch-germanische Mittelschicht das Wort führen und Bilder erstehen lassen, wie sie uns allen vertraut sind? Wird die französisierte Oberstadt ihre Pariser Nachahmungen noch tiefer ins Land hineintragen? Hellseher mögen sich darüber unterhalten. Klar erscheint einem kulturgeschichtlich geübten Blick bisher nur eins: sollte es jemals gelingen, das flamisch-germanische Element vollends bedeutungslos zu machen, so würde die belgische Entwicklung nichts mehr davor bewahren können, hemmungslos der verhängnisvollen Richtung von „Fortschritt und Armut" entgegenzutreiben. Bei einer solchen Wendung aber müßte es sich mit Naturnotwendigkeit erweisen, wie wenig bodenständig die französisierte Gesellschaft dort ist. Der weiße Stein verträgt tatsächlich nicht das belgische Klima, auch sinnbildlich gesprochen. Aus den Tiefen würde eine dritte Macht sich erheben: das schwarze Belgien, die rohe Unkultur der dumpfen Massen, die man wallonisch nennt, und die eine stille Völkerwanderung langsam sich ansammeln ließ.

Sie ist dem Westen Europas immer wieder einmal gefährlich geworden, die Macht aus der Tiefe, die nur germanische Kraft bisher zu bannen wußte. Die germanische Mittelschicht in Belgien wieder bestimmend werden zu lassen nach oben und nach unten hin, ihr neue Kräfte zuzuführen, daß sie sich ausdehnen kann nach beiden Seiten, das ist eine Lebensaufgabe für Belgien, wenn es wieder eine wirkliche Kulturmacht werden will.

Den 17. Mai 1915.

Digitized by Google

Die italieniſche Revolte.

Es iſt den Engländern gelungen, in die große Kette rings um Deutſchland ein neues Volk von Sklaven einzugliedern. Denn eine verſklavte, eine minderwertige Raſſe iſt es, die in Italien die ſchlimme Wendung erzwang. Ohne einen ſiegreichen Sklavenaufſtand wäre dieſer ſchädlichſte Treubruch nimmermehr möglich geweſen.

Mit prunkhaften Worten haben die Römlinge des Tages die Römer von ehedem beſchworen. Sie haben ſich deren Nachfahren genannt. Das neue Italien verſteht ſich auf Worte und auf Entſtellungen von Worten. Es liegt Sinn darin, daß einer der unbedenklichſten Sprachfalſchmünzer heute ihr nationaler Anwalt iſt. Altrom ſoll auferſtanden ſein in den wühlenden Maſſen, die ſich vom dunkelſten Italien her gegen Mitteleuropa vorzuſchieben drohen? Alt freilich iſt ſie, dieſe Macht der Tücke und Ränke. Von den erſten Königen an bis zu den letzten Cäſaren hatten alle ſchöpferiſchen Kräfte ihren ſchweren Stand gegen das Circenſes-Geſindel, gegen das Volk mit dem böſen Blick, das wohl Königsmörder ſtellen konnte und Straßenräuber, Giftmiſcher des Leibes und ſolche der Seele, nie aber einen einzigen in Wahrheit Großen. Sie haben es immerhin in vergangenen Zeiten zu einem Catilina gebracht oder auch Aretino, und ſelbſt ihre Fra Diavolas und Rinaldinis umgibt noch ein Hauch von Romantik. Heute reicht es nur gerade zu einem d'Annunzio: das kann uns, die wir das Sklavengewimmel nun zu züchtigen haben, ein gewiſſer Troſt ſein.

Es iſt nicht unſere Art, uns von ſchlimmen Ereigniſſen zu gellen Worten hinreißen zu laſſen. Kein Scheltwort iſt der Ausdruck Sklave, nur eine Beſtimmung. In beſonnener Ruhe ſtellen wir feſt, was iſt. So weit Italiens geſchriebene Geſchichte hinabreicht in das Vergangene, hat es dieſen Gegenſatz gegeben zwiſchen einer europäiſchen Oberſchicht und einer andersgearteten Menge in der Tiefe. Die drunten konnten bisweilen zu einer Flut anſchwellen, deren Kraft die Macht der Oberen gefährdete. Viele Jahrhunderte lang wurde man trotzdem immer wieder mit ihnen fertig; ſei es durch die Vernunftgründe eines Menenius Agrippa, ſei es durch die Entladung der vulkaniſchen Gewalten nach außen. Gefahr kam erſt, als in der Kaiſerzeit das Reich ins Uferloſe ging und das Raſſenkapital der reinen Europäer ſchier aufgebraucht war. Burckhardt unterſcheidet für die Zeit Conſtantins „die Einwohnerſchaft von Rom, um nicht den entweihten Namen des römiſchen Volks zu brauchen". Aber da ſetzten ja neue Züge vom Norden ein, und das „raſſenloſe Chaos" kam wieder unter einen Druck, daß es ſich nicht entladen konnte. In all den Jahrhunderten des Mittelalters und der Renaiſſance, vom erſten Romzug der Binnengermanen bis zur verglimmenden Macht der Städte iſt es dieſes Hin und

Digitized by Google

Her der beiden Gewalten, was der Geschichte Italiens eine Gliederung gibt. Eine Kultur wurde denen im Süden nur, wo die vom Norden Gekommenen die Macht behaupten und über die Kräfteverteilung verfügen konnten.

Die Völkerkunde hat es versucht, die jetzt alles andere überwuchernde kleinwüchsige Rasse Italiens mit dem schwarzen Haupthaar, der gelblichen Haut und dem schmalen Langschädel auf ihren Tafeln stammgeschichtlich einzureihen. In welchen Beziehungen steht sie zu den drei Stammrassen, der weißen, schwarzen und gelben? Es zeigt sich, daß sie eine Mischung dritten oder noch niederen Ranges ist. Rassenmischungen können wohl einmal wie eine glückliche Pfropfung ein älteres Reis veredeln; die Kulturgeschichte kennt in ihren Verzweigungen eine Fülle von Beispielen. Rassenmischungen können aber noch öfter gleich einer giftigen Lauge alles ausätzen, was an besseren Säften da war. Bei der Mischung Italien sollte sich's zum Schlimmen wenden. Was den Menschenwucherungen dort zugeführt wurde an höheren Kulturen und tüchtigem Rassenstoff, haben sie immer nur vergendet, um danach unverändert stets wieder zurückzusinken auf das gleiche hoffnungslose Tiefstmaß. Es gedeiht ihnen nichts ohne ständige Zufuhr, und mit jeglicher Zufuhr treiben sie Raubbau. Man achte auf den Südital iener, der selbst die Madonnenverehrung herunterzerren konnte zum Fetischismus: die roheste Form der Weltanschauung, der Zauberglaube steigt da wieder auf aus den niedersten Gründen der Menschheitsentwicklung.

Nun also hat das dunkelste Italien gesiegt. Das alte Geschrei „hinaus mit den Fremden!" rast wieder durch die Gassen; nur daß heute kein Ammian einsteht, daß die Fremden „ihre einzige Stütze und Hilfe" sind. Der große Sklavenaufstand, von England aus organisiert (man wird sich noch lange des niedlichen Kulturbildchens entsinnen, wie in Rom die Botschaftersgattin Lady Renell Rodd dem kriegslüsternen Pöbel Blumen und Kußhände zuwarf), dieser Sklavenaufstand hat alles überrannt, was in Italien noch mitteleuropäisch und kultiviert im reinen Sinne war. Maßlos wie alles Entfesselte, das nur in Ketten tüchtig war, berauscht es sich in unbegrenzten Wünschen. Nicht einmal mit der Brigantenpolitik der Erpressung will es sich mehr zufrieden geben. Von einem Groß-Italien schwärmt es, das nun ein Größer-Italien werden soll. Aber gibt es nicht dies Größer-Italien in Wirklichkeit schon lange? Und ist es nicht seit Geschlechtern eine der schlimmsten Gefahren Europas?

Wir haben sie sich ausbreiten sehen, die stille Völkerwanderung, die ihre schwärzlichen Massen allüberallhin verteilte. Wie giftige Ratten schlich es umher. Wo immer die Menschen sich drängen, in großen Städten oder dichten Industriegefilden, da stehlen sie sich ein; und wo sie einmal fest eingenistet sind, da wuchern sie um sich gleich einer bösen Geschwulst. Als harmlose Händler und Streckenarbeiter fangen sie an, und das Ende sind Anarchistenstreiche und alles unterwühlende Verschwörungen. Mit offenen Augen nehmen wir es wahr, und wir sollen ruhig ihr Treiben dulden, ja, sollen das tückisch erschlichene, nie offen er-

Digitized by Google

kämpfte Gebiet ihnen frei überlaſſen zur „geographiſchen Abrundung Großitaliens"! Großitalien: heute reicht es zum Trentino, morgen vielleicht nach Süddeutſchland.

Unter den Kaiſerworten, denen die große Zeit erſt lauten Widerhall gab, tönt wohl am ſtärkſten das von den Völkern Europas, die ihre heiligſten Güter wahren ſollen. Unſere Blicke wandten ſich bei ſolcher Mahnung meiſt gegen Oſten, aus deſſen uferloſen Steppen die Farbigen in breiter Front anrücken würden gegen Europa. Kein Menſch konnte ahnen, daß es einen Judas unter Europas Völkern gab, der das Farbengeſindel auf anderen Wegen hereinließ in unſer Haus. Heute wiſſen wir's, wir ſehen uns umſtellt von farbigen Engländern, farbigen Franzoſen, mongoliſchen Ruſſen. England iſt es, das die große Meute gegen uns zuſammenpfiff, dasſelbe England, das nun auch Italiens ſchlimmſte Elemente gegen uns loskoppelte. Wir können's nicht ändern, können der Welt nur beweiſen, daß die maßloſen Opfer, die der Krieg des Raſſenverrates uns brachte, die Einigkeit Deutſchlands in ſich, die Einigkeit mit ſeinem Kaiſer nur zu ſtärken vermochte, ſtatt zu lockern. Durchhalten! Die Loſung Alldeutſchlands klingt um ſo entſchloſſener und ruhiger, je ſchlimmer ſie uns drohen.

Den 25. Mai 1915; in der Zeitſchrift „Echo" am 10. Juni.

Digitized by Google

Die Gasse.

Das Wort kann einen Klang annehmen wie gute Hausmusik, es kann alles Trauliche umschließen, das unser Volk im Lärm der Welt sich wahrte. Dann aber wieder wird es ausgesprochen, so scharf und böse, daß es zischt wie eine Natter. Wir suchen nach den Bildern, die hinter so verschiedenen Vorstellungen ruhen. Sie sind klar umrissen. Die Gasse, die wir lieben, das ist Dinkelsbühl und Lübeck, Alt-Danzig und Alt-Nürnberg. Wir kennen sie als eng und winklig und oft arm an Licht, und dennoch scheint sie uns so frei und sonnig mit ihren hellen Fensteraugen unter den ragenden Giebeln. Und jene andere Gasse, die wir hassen, das sind die Londoner Slums, sind die Verbrecherwinkel großer Hafenstädte, in denen sich festnisten kann, was die Schiffe aller Welt an lichtscheuem Gesindel mit sich schleppen. Gassen im üblen Sinn, vor allem jene in Schmutz und Elend verkommenen Winkel Italiens, in denen die Straße zur Schlucht wird. Unsere nordischen Gassen sind gebaut, diese südlichen aber scheinen aus einer Lößwand oder einer lauben Kalkschicht ausgehöhlt, ausgefressen und ausgenagt von irgendeiner schlimmen Art von Ratten.

Wir hören heute häufiger als sonst das Wort Gasse, und vielleicht hat es nie so häßlich geklungen. „Politik der Gasse“: in dem fürchterlichen Ausdruck ist alles einbegriffen, was bei unseren Feinden an schlimmsten Trieben wirksam ist. Politik der Gasse, das sind die Pogrome im „heiligen“ Rußland. Politik der Gasse sind die wilden Ausschreitungen jenes englischen Gezüchts, das sich an Wehrlosen vergreift, deren Hab und Gut zum Scheiterhaufen schichtet und ihn heulend umtanzt. Politik der Gasse — wieder führt es uns zurück zu dem von den Göttern verlassenen Italien — ist mehr als alles andere das, was diesem Lande so die letzte Haltung nahm, daß ein Katilinarier von kümmerlichstem Wuchs sein Tun bestimmen konnte.

Wir wollen sehen, ob sich das Gebiet der Gasse, nur als Bauform genommen, irgendwie bestimmen läßt. Da zeigt sich denn, daß jene uns fremde Form, die gehöhlt scheint statt gebaut, außereuropäischen Ursprungs ist. Unter afrikanischen Naturvölkern gibt es Beispiele einer solchen Art des Hausens. In Südtunis etwa, wo sie Lichtschächte in den lebenden Felsen treiben und sich von dort aus ringsum in den Stein einwühlen. Ganz wenige und rohe Elemente sind der künstlerische Gewinn dieser urtümlichen Wohnart, aber sie genügen für das Höhlenhaus und die Höhlengasse auch über Tag, die der Süden dann aus der wirklichen Höhlenwohnung entwickelte. Nie hat der rein germanische Norden so wohnen mögen. Bis in das Diluvium hinab sind die zeltartig freien, wirklich gebauten, hochgerichteten Wohnungen nachweisbar, deren Urbilder dann in der Giebelgasse des Nordens nicht

Digitized by Google

weniger vernehmlich nachklingen, als die Urbilder der Höhlenwohnung in den lichtscheuen Höhlengassen.

Die großen Gezeiten der Menschengeschichte haben in ihrem Auf und Ab immer wieder einmal in den Grenzgebieten Kulturelemente des Nordens nach Süden getragen, oder umgekehrt die höheren Länder mit südlicher Rückständigkeit überschwemmt. Ist es nicht bloß eine nördliche Rassenebbe, eine südliche Rassenflut, was mit den Höhlengassen auch Höhlenrassen nordwärts brachte? Wir wollen der Frage nicht noch einmal nachgehen. Gewiß ist, daß jene Rückständigkeit gerade den Mittelmeerkulturen zuzeiten am heißesten zu schaffen machte. In der Geschichte Griechenlands und der Geschichte Roms hatten die Herrschenden in den Zeiten des Niedergangs Auseinandersetzungen auf Tod und Leben mit der Politik der Gasse.

Roh wie die Bauart der Höhlengasse ist auch ihre Politik. Der Volksredner und der Sykophant haben im Altertum alle wesentliche Arbeit hier geleistet. Das ist so geblieben durch alle Jahrhunderte, nur daß die Tätigkeit des Sykophanten heute eine feile Presse übernahm. Man erinnert sich des Ekels eines Themistokles: „Lieber in den Hades als auf die Rednerbühne!" Umsonst. Die Mächtigen an dieser Stätte, die kleinen Winkel- und Höhlenadvokaten wußten nur zu gut: „Eine goldene Ernte ist die Rednerbühne." Und vom Golde wollten sie nicht lassen.

Man sucht nach einem Unterschied zwischen einem Themistokles mit seinen Sorgen und einem Giolitti, der sich stumm zurückzieht vor der gefährlichen und wohlbezahlten Geschwätzigkeit eines d'Annunzio. Es gibt allerdings einen solchen: die Sykophantenführer einst waren doch ehrliche Hasser und offene Feinde ihrer politischen Gegnerschaft; der Sykophantenführer heute beruft sich auf das alte Rom, auf die Vornehmen der Renaissance, deren Todfeind er in Wahrheit ist. Er führt sie mit sich, wie ein Munitionsschiff harmlose Reisende, versteckt sich hinter ihnen wie ein Mörser hinter einem Kunstwerk. —

Als hier die ersten Ausschreitungen der Italiener gegen ihre deutschen Gäste bekannt wurden, warnte das Oberkommando in den Marken davor, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. „Kriege werden auf den Schlachtfeldern geführt, nicht in Kaffeehäusern und Wirtschaften oder gar, wie jetzt in England, auf der Straße." Das deutsche Volk hat sich gottlob der Lage gewachsen gezeigt. Es mag nichts wissen von der Politik der Gasse, und das umherlungernde Gelichter, das einer solchen Politik vielleicht zugänglich wäre, hat in dieser reinen, gewaltigen Zeit nicht Macht. Auch das wird die Geschichte buchen, wenn sie erst urteilen soll, auf welcher Seite man im großen Krieg für die Kultur einstand, und auf welcher für die Barbarei.

Den 2. Juni 1915.

Digitized by Google

Geſchichtsbetrachtung.

Für Menſchen, denen der weite Blick fehlt, haben wir das Wort: „Sie ſehen vor lauter Bäumen keinen Wald.“ Von der Geſchichtsbetrachtung, die ſich mit Vorliebe als allein wiſſenſchaftlich ausgibt, ließe ſich entſprechend ſagen: „Sie ſieht vor lauter Jahreszahlen kein Jahrhundert.“

Wir haben ſie erkennen gelernt, ihre Zahlenreihen und Stichworte; aus dem Schlaf heraus konnten wir einmal aufſagen, wann der zweite Kreuzzug war und wann der erſte Samniterkrieg, welche Jahreszahl zum Wormſer Konkordat gehört und welche zur Schlacht bei Plataä. Das Jahrhundert Luthers aber oder das des Theoderich als etwas in ſich Geſchloſſenes, etwas lebendig Weſenhaftes zu begreifen, das hatte man uns nicht gelehrt. Wir hätten, unvermutet vor eine ſo ſeltſame Frage geſtellt, in aller Eile die nächſten Jahreszahlen zuſammengerafft, hätten aus den Stichworten herausgeholt, was ſchnell herauszuholen war, um uns ſo von Baum zu Baum entlang zu taſten. Das ganze Jahrhundert aber, der geſchloſſene Wald, das blieb uns eine unbekannte Größe. Unſere Erziehung war ja ſo wiſſenſchaftlich, und für die genaue Wiſſenſchaft iſt das Jahrhundert als ſolches eine nebelhafte Sache, in die man nicht die Finger legen kann.

„Wenig nützt ein Talent zum Schreiben, wenn nicht vor allem ein Talent dabei iſt, einzuſehen und loyal zu unterſcheiden, was eigentlich geſchrieben werden ſoll. Bücher, meiſt dem Chaos entſtammt, denen alles, ſogar ein Verzeichnis abgeht, ſind ein peinlich Ding. Mit Kummer und Ekel durchwanderſt du dieſe Bücherviehheit; du weileſt in endloſen Bereichen des Oberflächlichen, des Nichtsſagenden: deinem wirre gemachten Sinne iſt es, als wäre Einſicht in das eigentliche Weſen ... nirgendwo zu haben.“ Das hat Carlyle angemerkt zu jenen Geſchichtsſchreibern Friedrichs des Großen, die nach dem Jahreszahlengrundſatz ſein Leben durchgeſtochert haben. Carlyle war damals in hoffnungsloſer Minderheit gegenüber der Menge der von ihm angegriffenen „Dryasdufte“, und Carlyleſcher Geiſt iſt das noch heute. Noch immer ſchleppen die mühſeligen Dryasduftnaturen unendliche Ladungen gelehrter Kenntniſſe mit ſich und kommen doch nie zu einer richtigen Erkenntnis. Ihre Beleſenheit in allen möglichen Urkunden iſt zum Erſtaunen, und ihre Unfähigkeit im Geſtalten nicht minder. Wie ſaure Milch gerinnt, ſo gerinnt ihnen der Fluß der Jahrhunderte in ein Wirrſal von Jahren und Tagen, ein unabſehbares Gemengſel zufälliger Begebenheiten. Wohl hat es Deutſchland nie an überlegenen Geiſtern gefehlt, die eine ſichere Empfindung hatten für die „ſäkulare Stimmung“ und von ihr aus erſt ins Einzelne gingen. Wir haben, um nur einige wenige herauszugreifen, Herder gehabt und Schiller, Guſtav Freytag,

Digitized by Google

Herman Grimm, Treitschke, Lamprecht. Wie kommt es, daß sie so wenig Einfluß hatten auf die Geschichtsschreiber von Amts wegen? Der Grund ist klar: ihre Schilderung zeigt, sobald man den Blick statt auf das Jahrhundert auf das einzelne Jahr einstellt, manche unscharfe Stelle, und das scheint dem an die Einzelzahl gewöhnten Geist hinreichend zu einem olympierhaft ablehnenden Urteil. Man läßt die künstlerische Darstellung gelten, die Größe der Gesichtspunkte und manches andere: Dilettanten bleiben die Berufenen für die nur von Beruf trotzdem. Dilettanten — man weiß, wie dieser Bannstrahl zünden kann! —

Die Welt steht heute den deutschen Stern im Steigen. In einem höheren Sinn als einst von Goethe kann zu uns gesprochen werden: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen." Ja, wir sind dabei gewesen, als ganz Deutschland ein Volk von Kameraden wurde, als alles Kleinliche wie Spreu aus unseren Seelen verwehte, und aus den Tiefen Kräfte, die durch endlose Geschlechter hatten schlummern müssen, frei zutage stiegen. Wir sind dabei gewesen, und wenn wir mit dem Herzen dabei waren, dann blieb uns für alle Zukunft ein Vorsatz unverlierbar: die jetzt Heranwachsenden und die nach ihnen dürfen nicht mehr außer Fühlung kommen mit dieser heilig großen Zeit. Immer wieder muß sie ihnen so erzählt werden, daß es begeisternd und alles Gute weckend in ihrer Seele widerhallt, und erst von dem sicheren Boden ihrer Gegenwart aus, den sie wie ein anderer Antäus vor jedem neuen Gang berühren, sollen sie sich die weitere Geschichte ihres Vaterlandes, die Geschichte ferner Zeiten und ferner Völker langsam erobern.

Aus diesem heißen Wunsch heraus geschah es, daß ich zu klären suchte, wie der deutschen Jugend deutsche Geschichte zu erzählen sei. Ich wiederhole: „Mit dem Geschichtsunterricht, wie er bisher gehandhabt wurde, kommen wir nach 1914 nicht mehr aus. Schon vor dem Krieg war der herkömmliche Lehrplan unbegreiflich für jeden, der mit wachen Sinnen der Entwicklung der Geschichtsforschung gefolgt war ... Und nun dieser Weltkrieg mit Deutschland im Mittelpunkt. Wie will man ihn unterbringen im alten Lehrgebäude? Soll er nur auf die großen Zifferntafeln ein paar Zahlen mehr bringen, und sollen erst die Oberprimaner von ihm hören dürfen nach einem achtjährigen Marsch durch allerlei morgen- und abendländische Vergangenheiten?"

Getreu dem Grundsatz, daß ein guter Unterricht vom leicht Faßlichen zum Schweren vorgeht, stellte sich als erste Forderung auf: mit der Geschichte der Gegenwart zu beginnen; denn sie, und nicht die Vergangenheit ist einfach bei einem rechten Sinn für Wesentliches. „Wilhelm II. liegt der Jugend im Blut. Von ihm rückwärts zu den Freiheitskriegen, zu Friedrich dem Großen, dem Großen Kurfürsten usw., das ist nicht der Weg vom schwer Vorstellbaren zum Einfachen, sondern das genaue Gegenteil." Es war das, was der Kaiser schon vor 25 Jahren empfand, als er die Jugend „von Sedan nach Marathon" führen hieß, was aber trotz einzelner Versuche sich bisher nicht durchsetzen konnte. Die Schwierigkeit lag in der Bewälti-

Digitized by Google

gung des ungeheuren Stoffes. Hier setzte meine Arbeit ein. Eine Einteilung der gesamten deutschen Geschichte in einzelne Ringe war mein Vorschlag, „das Wort Ring streng wörtlich zu verstehen".

Zu Beginn des Krieges verwies ich (in meinem Aufsatz „Germanenzeit") auf die Ähnlichkeiten zwischen jener Einkreisung Preußens, die zum Siebenjährigen Kriege führte, und der Einkreisung Deutschlands heute. Schon damals kam zur Sprache, wie seitdem immer wieder, daß dieses nur ein Beispiel sei aus jener ganzen Fülle, die hinabreicht in die letzten erkennbaren Tiefen der Vorgeschichte. Ein eiserner Ring schloß sich um Deutschland in der Napoleonzeit, und die Freiheitskriege mußten ihn sprengen. Mit einem Eisenring umschnürte uns die Gegenreformation, zog ihn eng und enger, bis der Große Kurfürst ihn zerbrach. Die Geschichte der deutschen Stadt (wie hat schließlich die Einkreisungspolitik der Hansa zugesetzt!), die des alten Kaiserreichs, das Kommen und Geschlagenwerden der Römer, das alles zeigt einem die Weite umspannenden Blick immer wieder das Bild eines Ringes, der sich schließt und der gesprengt wird. Wie eine Ballade stellt es sich dar. Es sind unendlich wechselvolle Schicksale, die das Gleichmaß der Strophen besingt, aber der stehende Kehrreim am Schluß einer jeden hält alles zusammen.

Wie eine Ballade: die Geschichte der Deutschen so erzählen, daß sie einem Liede gleich dahinströmt, das ist freilich etwas Unverzeihliches für alle Dryasdus-Naturen. Aber wenn wir recht bedenken, dann sind es Dichtungen, in gebundener Rede und ungebundener, die uns das lebendigste Wissen von der Geschichte vermitteln. In jedem großen Geschichtsschreiber — nur der ist groß, der begeistert — vom alten Herodot an, steckt auch ein großer Künstler. Doch das ist eine Sache für sich. Wichtig für uns und für heute ist, daß eine Gliederung der deutschen Geschichte in Ringen streng den Geschehnissen entspricht, und daß wir in dieser natürlichen Gliederung ein vorzügliches Mittel haben, den Heranwachsenden unsere Geschichte so zu erzählen, daß das Gelernte auch wirklich vorhält, daß es sitzt und sich nicht mehr in ihrem Gedächtnis in kurzer Frist in Nichts auflöst, wie es öde Jahreszahlen tun.

Die Einwände, die gegen die Doppelforderung eines Geschichtsunterrichtes in Ringen und in aufsteigender Linie erhoben wurden, habe ich gewissenhaft hier aufgezählt und widerlegt. Nachträglich wird noch ein weiteres Bedenken geltend gemacht, und da es von wirklich erfahrener Seite geschieht, soll auch seiner gedacht sein. Beanstandet wird, daß die hier skizzierten Stundenpläne von Sexta bis Prima ununterbrochen fortgehen; zu berücksichtigen sei, daß ein großer Bruchteil der Schüler mit Untersekunda die Schule verlasse, daß also bis dahin ein abgeschlossenes Ganze vorliegen müsse. Der Einwand ist richtig. Ich darf indessen auf die einleitenden Worte des genannten Planes verweisen: „Nur Anregung kann zunächst geboten werden. Was alles im einzelnen geändert werden mag, ist spätere Sorge. Es genügt, daß wir uns einig sind über das Grundsätzliche der Lehrart, und

Digitized by Google

ferner darüber, daß fortan in deutſchen Schulen nur eine deutſch gerichtete Geſchichte am Platze iſt.“ In den ſechs Jahren der Unter- und Mittelſtufe iſt ſehr wohl der Geſamtſtoff zu bewältigen (auch für die Volksſchulen muß ja ein gedrängter Plan gegeben werden). In den drei Oberklaſſen könnte dann noch einmal das Ganze abgewandelt werden unter beſonderer Berückſichtigung der Gegenwart.

Herrſcht über dieſe Punkte Klarheit, dann — ſind der Worte wohl genug gewechſelt. Friedrich der Große ſchrieb einſt dem Prinzen Heinrich: „Sie wiſſen, es ſind zwei Doktoren in Molière, ein Doktor Tant mieux (um ſo beſſer) und ein Doktor Tant pis (um ſo ſchlimmer): es läßt ſich nicht erwarten, daß die zwei übereinſtimmen.“ Der Ausſpruch erinnert an ein Wort des Kaiſers: es gebe zwei Arten von Menſchen; die einen ſagten beſtändig Ja — aber, die andern Ja — alſo. Uns ſcheint, von dem verdroſſenen „Tant pis“ haben wir nun hinreichend gehört: es wird Zeit zu einem entſchloſſenen Ja — alſo.

Den 12. Juni 1915.

Digitized by Google

Im Barackenlazarett.

Es liegt auf dem Tempelhofer Feld, also wo Berlin am preußischsten ausschaut. Man kennt die Gegend. Es fehlt ihr eigentlich alles, wenn einmal nichts Militärisches da ist; schon eine einsame Pappel kann dann zum Naturdenkmal werden. Als der Krieg kam, wurde eine tüchtige Ecke Feldes (84.000 Geviertmeter) abgesteckt für künftige Verwundete. Ein Barackenlazarett sollte es sein. So ein Barackenlazarett kann, wenn man sich Zeit nimmt und viel Geld hat, etwas sehr Schönes werden. Wie seine schmucken Häuschen im wohlgepflegten Grün sich lagern, verhält es sich zum herkömmlichen Krankenhaus wie ein Freilichtmuseum zur üblichen Museumskaserne. Geld war ja schließlich auch hier zu beschaffen, aber die Zeit! Sie war knapp, sehr knapp. Im August kam der Auftrag, und Anfang November mußte alles fix und fertig sein zur Aufnahme der ersten Verwundeten.

Die Aufgabe war, in einstöckigen Holzbaracken Platz zu schaffen für 1200 Liegestellen. Dafür brauchte man bei den Anforderungen des neuesten Heilwesens — und auf die bestand man natürlich unbedingt — schon vierzig langgestreckte Gebäude. Hinzukamen die zahlreichen Abteilungshäuser für die Ärzte und ihre vielverzweigte Arbeit, für das Wirtschaftswesen, das Personal, Betrieb und Verwaltung. Alles in allem eine richtige kleine Krankenstadt. Und dafür noch kein Vierteljahr zum Bauen — da hatte man wahrhaftig keine Zeit zu Unterhandlungen mit Gärtnern, mit „Außen-" und mit „Innenarchitekten". Nur der Arzt konnte seine Bestimmungen treffen, und auch er nur unter einem streng sachlichen, der Kunst gegenüber gleichgültigen Gesichtspunkt. Dieses Amtes hat der Arzt denn auch gewaltet. Nach bestimmten, gutbewährten Mustern wurden die pappgedeckten Baracken ausgeführt, eine wie die andere, je nach ihrer Aufgabe, und in Gassen und Gäßchen von vorschriftsmäßigem Abstand wurden die Baulichkeiten mit einer Genauigkeit ausgerichtet, daß die Barackenparade selbst vor dem ersten Friedrich Wilhelm wohl bestanden hätte.

Der November sah das Werk vollendet. Etwas kahl und nüchtern stand es freilich drin in der märkischen Sandbüchse das ließ sich nicht leugnen; medizinisch ohne Zweifel eine Musteranstalt, aber sonst doch nicht ganz, was man unter einem ästhetischen Anblick versteht. Wie mochte das erst werden, wenn die Verwundeten selbst ankamen! Wenn alle Stellen belegt waren und in den Gassen und Gäßchen das Kriegselend in vielerlei Gestalt sich hin- und wiederschleppte, was dann?

Nun, die Kranken sind gekommen, es haben sich ihrer immer mehr eingefunden — und von einem Tag zum andern kam in das Barackenlazarett nur immer mehr Sonne hinein. Die Kranken selbst haben, hier und da unter freundlicher

Digitized by Google

Beihilfe ihrer Ärzte und Pflegerinnen, aber in der Hauptsache doch nur aus eigenem, dieses kleine Wunder erwirkt. Kein Künstler hat sie beraten, kein Kunstschulmeister, kein Lehrbuch. Und dennoch haben sie spielend eine Sache bewältigt, die sonst von den vereinten Kräften aller möglichen Fachleute nur mit unsäglichen Anstrengungen aus dem „Stadium der Erwägungen" herauszubringen ist. Das ist etwas, was wohl des Hinsehens und Nachdenkens wert ist. „Hätte ich unser Volk noch nicht geliebt," sagte mir ein Arzt am Platze, „hier hätte ich es gelernt."

Wie eine werdende Gartenstadt liegt heute da, was vor wenigen Monaten noch ödestes Ödland war, das wäre nie möglich gewesen, wenn durch alle Höhen und Tiefen unseres Volkes nicht eine ganz bestimmte Eigenschaft durchginge: eine unverwüstliche Blumenliebe. Blumenlieb ist der richtige Deutsche, so blumenlieb wie nur irgendein unverdorben naturfrohes Kindergemüt.

Es hat sich manch einer gewundert, daß ausziehende Trupps bisweilen wie wandelnde Beete daherkommen mit all den bunten Sträußchen im Gewehrlauf, an der Brust, im Gurt, in der freien Hand. Vom Feld heimkehrende Kraftwagen sind mit Reisern und Blumen geschmückt, von manchem Transportkarren draußen melden die Bilder dasselbe. Wie gesagt, darüber waren viele erstaunt, aber es war da nichts zum Erstaunen; das Volk in Waffen tat nur ein Gleiches wie das Volk daheim und im Frieden. Man gehe durch unsere Vorstädte, wo die Ein- bis Dreizimmerwohnungen zu haben sind. Überall haben die Baumeister, weil die Leute das so wollen, kleine Balkone schwalbennestartig an die Straßenwände geklebt, und Frühling um Frühling werden die Schwalbennesterchen allzumal zu hängenden Beeten. Die Stadtbaumeister quälen sich ab mit der Frage des Wald- und Wiesengürtels, und auf seine Art hat das blumenliebe Volk das Rätsel längst gelöst, indem es den harten Anblick der steinernen Straßen aufhellte durch diese schwebenden Gärtchen. In den Laubenkolonien weiter draußen, wo der kleine Mann seine paar Radieschen und Bohnen und Kartoffeln zieht, ist es dasselbe. Auf dem kleinsten Gelände wollen sie noch ihre Blumen haben, die keinen andern Nutzen bringen, als daß sie lieblich anzusehen sind. In Amerikas wildem Westen, sagen die Reisenden, kann man die deutsche Farm schon von weitem daran erkennen, daß an den Fenstern Blumen stehn.

Dieser zutiefst im deutschen Volke wurzelnden Blumenliebe (sie reicht vom Kaiser bis zum Streckenwärter) ist es vor allem anderen zu danken, daß eine märkische Oase wurde, was leicht ein Trauerwinkel allen Menschenelends war. Blumen, Blumen, wohin wir sehen! Ein verwundeter Tischler hat sich Holz geben lassen für Fensterbretter, hat die Bretter zurechtgesägt und angenagelt und die Stakетchen dann hübsch grün gestrichen, die Spitzen weiß. Das zieht sich nun von Fenster zu Fenster, von einer Baracke zur anderen, und überall ranken sich Blumen auf- oder abwärts, prangen im Sonnenlicht mit ihren tausend Farben, locken Schmetterlinge herbei und summende Insekten, die auch ihre Stimme haben im klingenden Gewirr dieser Stätte gern ertragener Schmerzen. Den Wänden

Digitized by Google

entlang säumen ferner den Boden vielfarbige Rabatten. Was der deutsche Bauerngarten an drolligen Einfällen und an Zierpflanzen kennt, das blüht wieder auf in launig verschnörkelten Beeten, in Sonnenblumen, Rosen, Vergißmeinnicht und was sonst sich seines Blumenlebens freuen mag. Einige Florafreunde von ganz besonderem Ehrgeiz haben es mit den Palmen, ja sogar eine reichhaltige Kakteenanlage ist da. Aber es stört nicht trotz der fremden Formen, und nicht einmal einige gipserne Herrlichkeit, die wohl an die Marmorwunder tiefer Parke anklingen soll, nicht einmal sie scheint fehl am Ort.

Wir treten ein in eine beliebige Baracke. Die tiefe Flucht eines Saales zu 30 Betten, je 15 hüben und drüben, kunstgerecht zu gliedern, ist eine Aufgabe, bei der schon mancher Architekt versagt hat. Hier haben sie's auf ihre Weise gut geschafft. Etwas tanzbodenmäßig oder laubenfestartig einfach sind sie ja in ihren künstlerischen Mitteln. Tut nichts. Auch Tanzboden und Laubenfest haben ihre künstlerischen Erfahrungen und Überlieferungen, und die es angeht, fühlen sich wohl gerade so. Eine Einrichtung im Zukunftsstil ließe sie kühl bis ans Herz hinan: soll man sie ihnen also mit Gewalt aufdrängen? Die Offiziere verbitten es sich, daß man ihren Soldaten Marschlieder verleidet, weil sie dem Geschmack des Herrn Musikprofessors nicht entsprechen. Was der Soldat gern singt und was ihm über die Mühseligkeiten eines Gewaltmarsches forthilft, das ist richtig, auch wenn alle Generalmusikdirektoren der Welt das Gegenteil behaupten. Und so auch behält die Tanzboden- und Laubenfesteinrichtung, in der die Verwundeten sich behaglich fühlen, Recht gegen sämtliche Rafaelvereine und Holbeingenossenschaften.

Aber es gibt hier Besseres zu beobachten als Kunst oder Nichtkunst in der Einrichtung. Aus einer Ecke des Saales klingt Musik. Zwischen zwei Betten hat sich da eine Liliputkapelle aufgebaut; mit ganz einfachen Mitteln, die Ziehharmonika hat das große Wort. Die Lieder und Tänze, die sie spielen, sind altbekannt. Aber in der Instrumentierung klingt manches so neu und eigenartig, daß man als alter Musiker doch einmal näher herangeht. Richard Strauß, das sollten Sie sehen! Mit Besenstielen und Kupferdrähten, Pfannen und Konservenbüchsen bringen es die Leute zu nie dagewesenen Klangwirkungen. Einer hat sich ein ohne Weiteres patentfähiges Allerweltschlagzeug gebaut, das zugleich große und kleine Trommel, Pauke und Becken ist. Ein hölzerner Schraubenstock namentlich, bei Wirbeln anzuwenden, ist großartig gedacht.

Daß es auch in einem Krankenhaus, sofern die Menschen dort nur seelisch gesund sind, frei und heiter zugehen kann, ist eine alte Sache. Genesende brauchen eine solche Stimmung, um gegen die Krankheit aufzukommen, wie die Eskimos gerade dann auf gute Laune halten, wenn die Natur ihnen am schlimmsten zusetzt. Daran ist also nichts Besonderes. Doch da ist noch etwas anderes: die Wirkung der Musik, jeder Art von Musik auf diese seelisch ungebrochenen jungen Leute.

Hat der Leser einmal bei einer Musikaufführung (gleichgültig ob im Symphoniekonzert oder im Biergarten) genauer hingesehen, wie die Klänge den

Digitized by Google

Gesichtsausdruck der Menschen ändern können? Der Leser sollte das doch nicht versäumen. Wenn ihm die Musik rein gar nichts mehr zu sagen hat: der Gesichtsausdruck vieler Hörer sagt ihm immer etwas. Wie der Schlaf oder der Tod bei einem Antlitz alles Unwesentliche auslöschen, alles Wahre und Einfache aber aus ihm herausholen, so ist es auch bei einem Menschen, der sich der Wirkung der Musik hingibt. Es ist keine Lüge mehr in seinen Zügen, man kann ihn erkennen. Das war ein guter Menschenkenner, von dem ich einst im Gespräch über einen strittigen Gelehrten die Worte hörte: „Ich glaube an ihn, seitdem ich ihn bei der Musik beobachtet habe."

Mit Erfahrungen solcher Art geht hin in ein Krankenkonzert, beobachtet unsere Verwundeten unter dem Eindruck der Musik — es gibt kein anderes Wort dafür als dies: es ist ergreifend.

Soviel ist auch schon andern aufgefallen, daß die vom Felde Kommenden, die wirklich dabei waren, sich zum Verwundern still und friedlich geben im Vergleich zu den D. U.-Helden der Heimat. Die Tartarin-Schilderungen, die man in der ersten Zeit des Krieges in so vielen Blättern las, waren zum Erschrecken laut und martialisch, denn sie waren von Leuten geschrieben, die den Krieg nicht selbst gesehen hatten. Doch dann kamen die eigentlichen Feldpostbriefe von der Front unmittelbar, und diese Briefe waren so still und so versonnen, daß man endlich, endlich wieder Fühlung hatte mit dem alten deutschen Wesen, an dem wir selbst zuvor genesen mußten, bevor wir es der weiten Welt mitteilen konnten. Die bange Frage blieb uns, ob diese stille, tiefe Art, durch den Krieg uns wiedergewonnen, auch Kraft genug bewähren könne, das ganze Volk zu durchdringen. Wenn wir schon heute darauf mit einem Ja der Zuversicht antworten dürfen, so gründet es in dem, was wir aus den Gesichtern der Verwundeten ablesen, sobald Musik ihr Innerstes hervorkehrt.

Schaut um euch her in solchem andachtstillen Kreis! Die Gesichter alle sind so verschieden von Ausdruck und von Art wie unser weites deutsches Land. Und dennoch, wie verwandt erscheint das alles unter der Wirkung der Klänge! Da sind Gesichter von Achtzehnjährigen und solche von Leuten mit grauem Haar, Friesen und Bayern, Ostpreußen und Rheinländer. Und alle diese Menschen schauen vor sich hin mit einem und demselben Blick. Es ist der Blick aufs weite Meer, der Blick in den gestirnten Himmel, oder auch in die Tiefe des eigenen Gewissens. Der laute Krieg hat sie alle so still gemacht. Sie träumen nicht von lärmenden Schlachten und einem brüllenden Heroentum, sondern von einem ganz leisen künftigen Glück, das sie sich wiederaufbauen wollen und in das sie ihre Wunden mit hinüberbringen werden wie schlichte Kriegsandenken. Das deutsche Wesen ist uns wiedergekehrt, hier können wir es sehen von Angesicht zu Angesicht. Ja, der Arzt hat hundertmal recht mit seinem Wort: „Hätte ich unser Volk noch nicht geliebt, hier hätte ich es gelernt."

Den 18. Juni 1915.

Digitized by Google

Der Landschaftsatlas.

Soll man die besten Bilder nennen, die der Krieg bisher hat werden lassen, so darf man keinesfalls vergessen die — Reliefkarten. Was unter einer Reliefkarte oder (wir haben uns ja vorgenommen fortan deutsch zu sprechen) einer Landschaftskarte zu verstehen ist, weiß jedes Kind. Die strenge Wissenschaft und die vornehme Kunst werden beide nichts wissen wollen von diesen Blättern, weil sie weder richtige Landschaften sind noch richtige Karten. Wir Laien aber und Dilettanten und Träumer achten weniger auf das, was ihnen von beidem fehlt, als was sie von beidem haben. Und da kommt es uns vor, als ob die Landschaftskarten gerade in ihrer zwiefachen, halb künstlerisch, halb wissenschaftlichen Art ein gegenständliches Denken anregen von einer Kraft und einer Anschaulichkeit, wie es weder die schönste Landschaft noch die beste Karte für sich allein vermag.

Mit welcher Eindringlichkeit versenken sich die Leute in ausgehängte Landschaftskarten, etwa der Vogesen! Dem geübten Kartenleser sind die Blätter nur kümmerlicher Notbehelf. Der Durchschnittsmensch aber, der die Generalstabskarte kaum zusammenbuchstabiert, kann hier etwas lernen, und er lernt es auf eine unterhaltsame Art. Er sieht Schluchten und Pässe wie im Guckkasten vor sich, sieht im Tale Städte und Dörfer mit Türmen und Dächern, sieht Wälder höhenwärts steigen und Ströme zur Ebene rauschen. Ein ganzes Füllhorn landschaftlicher Bilder ergießt sich vor seinen Blicken, und eine richtige Karte hält alles zusammen. Vorstellungen werden in ihm wach von der Klarheit eines Gesichtes. Hier hat er endlich einen verläßlichen Begriff von den Stätten, an denen seine Lieben am Feinde stehn; dieses halb künstlerische, halb wissenschaftliche Blatt spricht zu ihm unmittelbar, während er die Generalstabskarte sich erst übersetzen müßte. Und so die Landschaftskarten von den Dardanellen mit vorgehenden Panzern drüben, Strandbatterien und Küstenwerken hüben, die Landschaftskarten von den Karpathen, von den Masurischen Seen, den belgischen Kanälen. Im Kleinsten wie im Größten bewähren sich diese merkwürdigen Blätter. Vom Zeppelin aus wird uns ein einzelnes Stadtbild gezeigt, Paris mit seinen Brücken oder Lüttich mit seinen Forts, und mit der gleichen Sicherheit beherrscht die Landschaftskarte das Riesengebiet der gesamten West- oder der gesamten Ostfront.

Für einen, dem der Sinn danach stände, böte sich da eine schöne Gelegenheit, in einer weitausholenden Geschichte der Landschaftskarte eine Menge gelehrten Wissens hinzulegen. Ein Vergleich wäre ganz besonders ergiebig. Im 17. Jahrhundert, als der Dreißigjährige Krieg über Europa ein Großreinemachen brachte (Deutschland war damals die allgemeine Schuttablagerung), wurde eine bestimmte Art von Blättern Mode, die ein Gegenstück zu unseren Landschaftskarten sind. Ich

Digitized by Google

meine die kupfergestochenen Schlachten- und Paradebilder, die auch — halb Kunst und halb Geschichte — von überlegenen Kunsthistorikern ebensowenig beachtet werden wie von den angehenden Strategen der Kriegsschule, und die dennoch jedem, der das Jahrhundert des Dreißigjährigen Krieges sich zu wirklicher Anschauung bringen will, ungemein viel sagen. Sogar ein gewisser Zusammenhang zwischen dem Einst und dem Jetzt ist festzustellen. Bei jenen Kupferstichen war der Augenpunkt genau so hoch genommen, daß er das damals noch kleine Schlachtgebiet in einem überschauen konnte. Für uns, die wir den Krieg in Vielhundertkilometerfronten führen, ja in Schlachtenlinien von halber Weltteilgröße ausschwärmen, mußte der Augenpunkt um so viel höher steigen, daß sich ganz natürlich die Landschaftskarte daraus ergab.

Das alles ließe sich schön weiterspinnen, und man könnte sich dabei so recht aus dem Vollen heraus gelehrt und unterrichtet zeigen. Aber mir steht der Sinn nach etwas anderem. Auf die Gefahr hin, für den unhöflichsten Menschen der Welt gehalten zu werden, muß ich schon wieder einmal die lieben Leser langweilen mit einem reichlich oft gehörten Wort: Geschichtsunterricht.

Wie wir unseren Jungen und Mädeln die deutsche Geschichte künftig erzählen sollen, von der Gegenwart aus in Ringen sich „verbreitend über die Welt", das haben wir nun inne. Aber so eine Weltgeschichte darf nicht wie ein mittelalterliches Gemälde nur ein Figurenbild sein ohne landschaftliche Umgebung. Auch der Ort der Handlung muß fest ins Auge genommen werden. Ein Erdkundeunterricht, der neuen Geschichtsdarstellung entsprechend, muß die Erzählung begleiten. Da ist denn die Frage: welche Art Atlas sollen wir in den Unterklassen, wo das Kartenlesen noch eine mühsame Sache ist, den Kindern in die Hände geben?

Wenn wir die rechte Lehre ziehen aus dem, was wir jetzt sehen, dann meine ich: zum neuen Geschichtsunterricht paßt für die Unterklassen einzig und allein der Landschaftsatlas. Der Landschaftsatlas, das wäre ein Buch für die Neun- bis Zwölfjährigen! Und für die Junggebliebenen höheren Alters dazu! Ein Bilderbuch ohne eigentliche Bilder, in dem es eine Lust ist, zu lernen, in dem die ganze Welt dem Kind zum Riesenspielzeug wird. Hier kann es sich ergehen nach Herzenslust, kann mit den Augen Wanderungen machen und weitweite Reisen, und niemals wird es eine Fahrt ins Ungewisse, denn sein Landschaftsatlas kennt alle Höhen und Tiefen, alle Meere und Wüsten.

Es ist, was ich da will, nichts so ganz Neues oder doch nichts ganz Unvorbereitetes. Heute schon wird den Kindern in den meistverbreiteten Schulatlanten „zur Einführung in das Kartenverständnis" auf ein oder mehreren Tafeln gegenübergestellt der Grundriß der Karte und der Aufriß einer landschaftlichen Darstellung. Man gebe diese Übersetzungen ins Landschaftliche in der großzügig erweiterten Art, die uns die Landschaftskarte weist, und man hat alle Richtlinien für einen brauchbaren und unmittelbar verständlichen Landschaftsatlas. Ich will versuchen, ohne lange Einleitung den Inhalt blattweise anzudeuten:

Digitized by Google

Blatt 1: Der nördliche Sternhimmel. Die Erde ſchwebend im Weltenraum, umgeben von Bildern unſeres Sternenhimmels: es iſt eine herrliche Aufgabe, das darzuſtellen, und ſicher haben wir die Künſtler, die es auch können. Ein ſolches Bild würde haften in der kindlichen Vorſtellung, zu allem Folgenden wäre es ein Auftakt, ſo groß und weit, wie der „Prolog im Himmel" im Goetheſchen „Fauſt". Die Erde in ſtarker Vergrößerung, als nah im Vordergrund gedacht, müßte natürlich dabei ſein. Wenn dann das Kind einmal zum Sternenhimmel ſelbſt aufblickt, dann braucht ihm keiner erſt lange zu erklären, es weiß es aus ſich: „auch deine Erde iſt ein Stern". Die höchſten und hehrſten Betrachtungen eines Herder, ja eines Kopernikus und Kepler, würden dem Kinde eingehen vor ſo einer einfachen Farbentafel, die ihm ſein Heimatgeſtirn als Stern unter Sternen zeigt.

Blatt 2 bis 7: Großdeutſchland. Eine Überſichtskarte umſchreibt zunächſt den uns über alles lieben Platz an der Sonne „von der Maas bis an die Memel, von der Etſch bis an den Belt". Es folgen beſondere Karten für Öſterreich und die Schweiz und dann auf drei doppelſeitigen Blättern die gewaltige Dreieinheit von Ober-, Mittel- und Niederdeutſchland. Riehls klaſſiſche Dreiteilung der deutſchen Erdkunde, die ich oben erwähnte, war bisher nur geographiſch ſchon Vorgeſchulten klarzumachen. Vor der bildſtarken Landſchaftskarte würde ſie auch dem Kinde, das ſtets nach Anſchauung verlangt, ſofort zugänglich ſein. Wie gut ſich dann alle geſchichtlichen Ereigniſſe, von der Gegenwart an bis zu den Völkerwanderungen — auch den vorgeſchichtlichen — im Landſchaftsatlas verörtlichen laſſen, bedarf keiner Ausführung. Und noch etwas anderes läßt ſich erläutern. Es wird neuerdings darauf hingewieſen, wie eigentlich ganz Deutſchland am Meere liegt, wie vom hohen Dachfirſt Mitteleuropas, den Alpen, alles Leben mit den Strömen dem Meer entgegendrängt, das uns ſo gut zugewieſen wurde wie nur irgendeinem Volk der Erde! Auch das war dem Verſtändnis bis jetzt nicht nahe zu bringen ohne die Vorausſetzung gewiſſer Kenntniſſe, und auch das läßt die Landſchaftskarte unmittelbare Anſchauung werden.

Blatt 8 bis 15: Europas außerdeutſche Länder. Rußland, Skandinavien, England, Frankreich, die Pyrenäen-Halbinſel, Italien, Karpathenländer, Balkan, kurz: der ganze Kreis der lieben Nachbarn, die zur Zeit mit mehr oder minder freundlichem Blick zu uns herſchauen. Es fehlt nicht an Vorarbeiten, wie ſo ein ganzes Land aus der Planetenſchau zu geben iſt. Bezeichnenderweiſe ſind es die Reiſeſtellen, die mit ſolchen anſchaulich bunten Bilderkarten ihre Kundſchaft werben. Die Erfahrung muß ſie doch wohl gelehrt haben, daß derlei den Zeitgenoſſen lebhaftere Gedanken von der Ferne beibringt, als die gewiſſenhafteſte Karte üblichen Geographenſtils (die kleinen Reiſeſtellen geben übrigens hierin, um das im Vorbeigehen zu erwähnen, den großen nichts nach: ich kenne keine hübſchere Darſtellung des Havelgebietes von Wilhelmsturm bis Potsdam, als die von der Kreisſchiffahrt Teltow veröffentlichte). Als ein Beiſpiel, wie packend und erdkundlich durchaus zureichend ganze Länder mit den Mitteln der Landſchaftskarte ſich

Digitized by Google

wiedergeben lassen, seien erwähnt die Aufnahmen Dänemarks, Südnorwegens und des Polargebietes in dem Werbebuch „Nordlandfahrten 1914" der Hamburg-Amerika-Linie.

Blatt 16 bis 20: die fünf Weltteile. Hier scheint die Sache ganz uferlos zu werden, das aber tut sie keineswegs. Über meinem Schreibtisch hängt, als ein Reiseandenken vom fernen Süd, eine Landschaftskarte ganz Afrikas. Der Weltteil ist perspektivisch verkürzt, wie man ihn über Europa schwebend wahrnehmen könnte. In breiter Abschlußkurve wölbt sich ein Ausschnitt des Horizontes. Rötliche Morgensonne liegt auf dem Meere und säumt die Küsten; mit kräftigen Schatten sind die Gebirge herausgeholt. Nicht ohne eine gewisse geniale Frechheit werden im dunkelsten Afrika Gebirgszüge bis ins einzelne geschildert, die nur der Seher kennen mag. Das brauchte man gewiß nicht nachzumachen. Wesentlich ist, daß ein Beispiel wie dieses erweist: auch der Weltteil ist als Landschaftskarte möglich, und mit dem weiten Blick des Seemanns lernt das Kind, das ja auch einmal kolonialpolitisch großzügig denken soll, den ganzen Weltteil umspannen. —

Das wäre so etwa das Wichtigste für eine kleine Ausgabe des Landschaftsatlas. Ergänzungen werden sich als wünschenswert herausstellen und können dann auf Anhangsblättern untergebracht werden. In erster Linie geboten scheinen einige kleinere Wirtschaftskarten. Wie auch so etwas bildmäßig volkstümlich gebracht werden kann, zeigte gelegentlich die „Berliner Illustrierte" in einer „graphischen Darstellung der Bodenbenutzung Deutschlands". Das Getreidegebiet war als ein Ährenfeld gegeben, durch das der Schnitter geht, auf dem Weideland wartete ein Hirte seiner Herden, ein Springbrunnen plätscherte im Gartenland, auf dem Wiesengebiet karrte eine Magd den Heuschnitt, im Nordosten sammelte eine Bäuerin Kartoffeln usf. Auf eine ähnlich fabulierende Art wäre leicht zu erzählen, was in den verschiedenen Ausländern und was in unseren Kolonien zu bekommen ist. Aber diese Bilder, verhältnismäßig nebensächlich wie sie sind, könnten immer zu je zwei oder auch vier auf eine Tafel kommen. Die Hauptsache bleiben die angedeuteten zwanzig Blätter in guter künstlerischer Ausführung. Bei großen Ausgaben wären dann diese zwanzig Farbentafeln durch Sonderkarten in einfachem Schwarz-Weißdruck beliebig zu erweitern.

Noch einmal sei betont, um jedem Mißverständnis zu begegnen, daß der Landschaftsatlas beim Unterricht nur in den Unterklassen dienen soll. Sind erst die Schüler als Pfadfinder oder Jungdeutschlandbündler draußen gewesen und haben sich einige Gewandtheit erworben im „Kroki zeichnen", im Geländeaufnehmen, dann werden sie auch schwere Karten fließend lesen. Daß ihnen aber auch solche Karten dann nichts theoretisch Langweiliges mehr sind, daß jede kargste Andeutung gut bildhaft auf sie wirkt, dafür sorgt die gute Schule, die ihnen der Landschaftsatlas als Grundlage des ersten Geschichtsunterrichts mit auf den Weg gab.

Den 1. Juli 1915.

*

Digitized by Google

Anmerkung. Zu diesem Vorschlag bemerkte der bekannte Geograph Prof. Dr. Karl Dove in einer Veröffentlichung vom 11. August:

Landschaftskarten und Wissenschaft.

Mit großer Freude las ich den Vorschlag von W. Pastor den erdkundlichen Unterricht durch die Art von Landschaftskarten zu beleben, an deren Gebrauch der Krieg die weitesten Kreise gewöhnt hat. Ich möchte annehmen, daß seine Besorgnis, die strenge Wissenschaft werde von solchen Darstellungen nichts wissen wollen, unbegründet ist. Sie sollen ja nicht die wissenschaftliche Karte ersetzen, sondern das Bild beleben, das sich das Volk von Landschaften und Ländern macht. Zudem ist gerade in der wissenschaftlichen geographischen Darstellung die Abrundung, die leider so vielen Schulbüchern bis vor kurzem gefehlt hat, immer mehr zu ihrem Rechte gekommen. Was sind denn aber die von ihm vorgeschlagenen Karten für den Unterricht anderes als eine sehr nützliche Abrundung der unter Hervorhebung der Hauptzüge bis ins Einzelne gehenden Zeichnung unserer wissenschaftlichen Karten? Diese stellen ja auch nicht alle Züge des wirklichen Landschaftsbildes in immer weitergehender Verjüngung dar, sondern verändern die das Gelände wiedergebenden Zeichen mit jedem Anderswerden des Maßstabes.

Ich möchte daran erinnern, daß die schönste Landschaftskarte der Welt, die in Innsbruck befindliche, in natürlichem Gestein ausgeführte und von gangbaren Wegen durchgezogene Karte von Tirol, deren höchste Gipfel beinahe Manneshöhe erreichen, nicht ohne gewisse Freiheiten in der Wiedergabe des Geländes angefertigt werden konnte. So mußten die untersten Böschungen der größeren Täler senkrecht abgeschnitten werden, da man anders nicht in diesen hin und hergehen könnte.

Der wissenschaftlichen Erdkunde, die ja auch dem praktischen Leben dienen will, muß alles willkommen sein, was den Sinn für die von ihr behandelten Dinge vertieft. Denn sie bedarf noch mehr als viele andere Wissenschaften des verständnisvollen Eingehens auf ihre Arbeit. Kann dem durch den Vorschlag von W. Pastor gedient werden, was ich nicht bezweifle, so muß er ihr ebenso willkommen sein, wie irgendeine strengere Art der Länderdarstellung. Sind wir doch glücklicherweise so weit, daß in der Wiedergabe der Eigenart von Landschaften und Ländern in Worten längst die künstlerisch abgewogene Schilderung neben die Aufführung streng naturwissenschaftlicher Einzeltatsachen getreten ist. Ein Werk, das im besten Sinne des Wortes wissenschaftlich ist, das dreibändige Handbuch der Klimatologie von J. v. Hann, wirkt auch auf den Fachmann fast ebensosehr wie durch die Verarbeitung der wichtigsten Beobachtungsergebnisse durch die Wiedergabe einer Fülle von meisterhaft ausgewählten Schilderungen, die uns den Eindruck der Witterungserscheinungen in allen Teilen der Erde viel deutlicher und schneller vermitteln als noch so ausführliche Zahlenangaben.

Wenn der Krieg, wie auf so manchen anderen Gebieten, die Anschaulichkeit wissenschaftlich gewonnener Ergebnisse auch in der Erdkunde verbessern hilft, so

Digitized by Google

soll uns Geographen von Fach jedes Mittel willkommen sein, welches zu diesem Ziele führt. Daß das von W. Pastor vorgeschlagene bei einzelnen Gelehrtennaturen älteren Stiles Widerspruch finden wird, bezweifle ich gar nicht. Glücklicherweise spielen diese heute in unserer Wissenschaft nicht mehr die Rolle wie noch vor einem Jahrzehnt, als man noch die durchdachte Schilderung einer Landschaft öfters als eines Fachmannes eigentlich unwürdig bezeichnen hörte.

Digitized by Google

Die Überwindung des Meeres.

Es gibt Niederlagen, die Siege sind, und die Seeschlacht bei den Falklandinseln war ein deutscher Sieg. Mit Bewunderung hatte die Welt schon vordem von den Männern gehört, die mit einem Liede auf den Lippen in den Wellentod sanken. Hier geschah noch ein Höheres. Matrosen, die gerettet werden konnten, stießen das dargebotene Ruder von sich; der freie Tod war ihnen lieber als ein Leben von Feindes Gnaden. Die alte Offenbarung des Sterbens und doch Lebens war wieder einmal Tat geworden, und im unheimlichsten der Elemente bewährte sich ihre überwindende Kraft. Meer, wo ist dein Schrecken! Das Meer zu beherrschen war Englands höchster Stolz gewesen. Rule Britannia. Hier aber hatten Menschen das Meer überwunden in einem noch ganz andern und höheren Sinn. Das war wohl etwas, das man anstaunen konnte. Und wenn erst wieder Friede auf Erden ist, mag das Staunen noch zum Grübeln werden und zu dem Eingeständnis: es ist eine bessere Art, die sich so geben kann, und ihr nachzukommen, muß das Trachten aller Besten sein.

Überwindung des Meeres — das ganze Lied der Menschheit faßt das eine Wort. Die Sage hat eine Gestalt ersonnen wie den Prometheus, der das Feuer bändigte. Die Bändigung des Feuers ist ein Nichts gegen die Bändigung der Bestie Ozean. Für sie aber hat die Sage niemals einen Helden erdacht, denn so vieler Völker und so vieler Kulturen unermüdliche Arbeit hat die Bändigung des Meeres verschlungen, daß es unmöglich war, sie einem einzigen, wenn auch noch so sagengewaltigen Wesen zuzutrauen. Ja, die Zeit der Sagen kannte die Beherrschung des Meeres überhaupt noch nicht. Den Alten insbesondere blieb es jederzeit bewußt, daß ein wirklicher Sieg ihnen hier niemals beschieden war. Wohl hat ein Sophokles geschwärmt:

„Mächtiger, stolzer Menschengeist,
Auch das Mächtigste beugt sich dir!
Durch die schäumende Meerflut
Schaffst du Bahn und es schreckt dich nicht
Der Sturm, der Donner der Wogen,
Der deinen Kiel umbraust."

Das aber war dichterischer Überschwang. Das wirkliche Volksbewußtsein kam nicht hinaus über das Grauen vor dem Meere, das Grauen vor einer noch unbezwungenen Macht. Das wüste Gesicht der Gorgo, die gefräßig alles verschlingt, bleibt das eigentliche Sinnbild dafür, wie die Alten das Meer empfanden. Der Herr des Meeres, Poseidon, war kein gütiger Gott. Er ist der „Erderschütterer", der Stürme entfesselt und die Erde beben läßt. Zerstörung ist sein Werk, nicht

Digitized by Google

Bauen. Eine spätere, dem Meere entfremdete Zeit erst dichtete freundlichere Züge in ihn hinein. Die noch dem Meere zugewandten Kulturen kannten ihn nur als den Vernichter, der Felsen zerschmettert und wilde Tiere losläßt über wehrlose Fluren.

Im Süden wie im Norden ist es das gleiche. Gorgo ist Ran, die Herrin des Seetodes, und Poseidon ist Ägir. Auch den Ägir hat eine spätere Zeit ja umgewandelt in ein friedfertig leutseliges Wesen, einen Patriarchen der Meere. So vertraut aber war er nicht denen, die noch unruhevoll von Küste zu Küste schweiften. Ihnen war er ein Jötun, der Riese des Seesturms, und als solchen hat ihn der Volksaberglauben noch immer nicht ganz vergessen. „Bis auf den heutigen Tag", sagt Carlyle bei Erwähnung des Sturmgeistes Agyr, „nennen auf dem Flusse Trent die Fährleute von Nottigham es Eager, wenn der Fluß bei einem gewissen Punkt der Flut zurückstaut in einem ebbenden Wirbel, der ihnen sehr gefährlich ist. Dann rufen sie einander zu: Achtung, der Eager kommt! Das eine Wort hat sich erhalten, wie der Gipfel einer untergegangenen Welt." Die englische Sprache führt es noch immer in der Bezeichnung Eagre für Springflut und eagre für ungestüm.

*

Dem Meeresgrauen folgt die Meeresherrschaft. Es ist keine grade und lückenlose Entwicklung, die vom einen zum andern leitet. Ein- Abfetzen vielmehr und Wiederaufnehmen in immer neuen Versuchen, oft durch längste Pausen geschieden. So wenig die Sage das alles zusammenfassen konnte in einer Gestalt, so wenig verdichtete sichs für die Männer der Schrift. Man muß schon, um das Ganze zu überschauen, anderes lesen als Bücher. Die Muschelhaufen erzählen davon, die in ihren Abfällen auch die Reste von Hochseefischen bergen und damit schon eine gewisse Seetüchtigkeit bei dem noch frühsteinzeitlichen Europäer bekunden. Wie ein Rauschen aus dem verlorenen Epos unserer Vorzeit ist es weiter, wenn wir den mächtigen Steinmalen von Küste zu Küste folgen, Altären und Weihetümern, die gewiß auch einiges zu sagen haben von der fortschreitenden Bezwingung der Meere. Auch an die Südseemuscheln wäre zu erinnern, die sich in nordischen Gesichtsurnen beigelegt finden, und an so manches andere.

Bestimmter aber, umfassender als alles das ist doch, was die Geschichte des Schiffbaus in ihrer Zeichensprache hergibt. Wie die Schiffe immer dichter das Meer besiedeln, immer sicherer ihres Weges ziehen, das ist die eigentliche Geschichte der Meeresbezwingung. Mit den Schiffen erscheint auf der See gleichsam eine neue Art. Sie ist reich an Gattungen und Spielarten, und ihre Entwicklungsgeschichte vom Einbaum bis zum Tauchboot erzählt es bis ins einzelne, wie es dem Menschen gelang, das Meer sich gefügig zu machen.

Die Naturgelehrten sagen, daß es die gegebenen Bedingungen der Umwelt seien, die an einer neu auftauchenden Art modeln und modeln, bis sie mit all ihren Besonderheiten fertig und in sich geschlossen dasteht. Will man das gelten lassen,

Digitized by Google

so trifft es auch zu auf die Meeresart der Schiffe. Der kundige Blick weiß wohl zu bestimmen, welche Art Gewässer oder Strand es ist, die jede besondere Schiffsart bedingte. Wir haben gewisse Süßwasserarten, temperamentlos träge Schiffswesen, die nur auf stillen Binnenseen werden konnten; wir haben ferner Brackgewässerarten und solche des Wattenmeeres, klar unterschieden wieder von den geschmeidig sich tummelnden Hochseebooten mit scharfem, tiefgreifendem Kiel. Die Form der Natur und die Form des Schiffes passen ineinander wie Prägung und Gegenprägung.

Noch ist es gewagt, den ganzen Reichtum dieser Spielarten in eine große Kette aufzulösen, ein geordnetes Nacheinander, wo eines aus dem andern wird. Das schlimmste ist, daß wie im Naturreich die so beredten Übergangsarten fast alle spurlos untergingen. Wie sind dem Schiffe (das ist nur eine Frage unter vielen) die Flossen der Ruder gewachsen? Wir dürfen vermuten, daß in der Schwanzflosse des Steuers das neue Organ des Ruders zuerst sich bildete, wie ja noch immer der Seemann sein Steuer das Ruder nennt. Verläßliche Kunde aber haben wir nicht, und neuen Funden, neuen Gedankenverbindungen muß es anheimgestellt bleiben, hier größere Klarheit zu schaffen.

Sicher ist dieses: das offene Meer gewinnen konnte man nicht mit dem plumpen Werkzeug des gehöhlten Einbaums. In jener früheren Zeit, die uns die nordische Rasse schon seetüchtig zeigt, war die Kunst des Plankenbootes noch nicht erreicht. Doch etwas anderes hatte man schon, wie die neuere Forschung dargetan hat. Das war das genähte Boot. Nur sein Gerippe, Kiel und Spanten waren aus festem Holz, umkleidet waren die hölzernen Streben mit geschmeidigeren Stoffen, die sich aneinandernähen ließen. Tierhäute mögen es zuerst gewesen sein. Noch haben wir in einigen Naturvolkbeispielen Nachklänge an diese uralten Fahrzeuge. Sie taugten außer für die Binnenwässer auch für die küstennahe Schiffahrt. Nicht freilich für das hohe Meer. Wann endlich ward dieses gewonnen?

Wir sind in der Lage, hier auf eine Übergangsform weisen zu können vom genähten Fell- zum genagelten Plankenboot, das ganz aus Holz besteht. Das ist das Birkenschiff, dessen Welchteile breite, aneinandergenähte Birkenrindstreifen bilden. Der Zusammenhang zwischen dem altgermanischen berko und barku für Birke und Borke mit dem späteren barca und Barke ist nicht zu bestreiten. Die Birke, ein „nördlicher Charakterbaum", als das erlösende Mittel zur Fahrt übers Meer — ist es nicht eine stolze, befreiende Aussicht, die sich da auftut?

Von hier geht sie in grader Linie aus, die Geschichte der Meeresbezwingung, und der germanische Norden ist es, der allein eine steke Entwicklung innehalten konnte. Alle anderen Kulturen kamen und gingen, frühreif und frühwelk. Nur die nordische Rasse blieb stet und zäh, und gerade in ihrer Langsamkeit war sie einzig befähigt, ein solches Riesenwerk wie die Bändigung des Meeres zu Ende zu führen.

*

Digitized by Google

Von der Meeresbezwingung geleitet die Stunde uns nun hinüber zum letzten, der Meeresüberwindung. Wir haben heute alles beisammen, was die Sicherheit der Meeresfahrt verbürgt. Alle Tiefen sind abgelotet, alle Windstärken an Zahlen gelegt, zu fahrplanmäßiger Genauigkeit konnte der Verkehr geregelt werden, und in dem Organismus des neuen Überseeschiffs arbeiten zahllose Organe mit einer Sicherheit ineinander, wie nur in irgendeiner festgewordenen höheren Art. Zum gefügigen Lasttier haben wir die Woge gezähmt.

Kann es etwas über diese Vollkommenheit hinaus noch geben? In der Tat, es gibt ein Vollendeteres, und jene beiden Worte „Rule Britannia!" und „Meer, wo ist dein Schrecken!" zeigen den Abstand vom Heute zum Dereinst. Die Menschen haben das Meer durch viele Jahrtausende gefürchtet, die Menschen haben sich dann als seine Herren gefühlt, nun aber werden sie es lernen, jenseits von Furcht und Herrschergelüsten das Meer noch anders zu empfinden als nur leidend oder handelnd.

Noch einmal muß ich hier das Kaiserwort wiederholen: „Wer jemals einsam auf hoher See auf der Schiffsbrücke stehend, nur Gottes Sternenhimmel über sich, Einkehr in sich selbst gehalten hat, der wird den Wert einer solchen Fahrt nicht verkennen." Die Stimmung dieses Wortes, das frei ist von Furcht und frei vom Hochmut, das ist es, was ich Meeresüberwindung nenne, ist das, was uns das Meer erst ganz zu eigen macht.

Mit dem Meere ist es wie mit einer anderen Naturmacht: dem Wald. Auch den haben zahllose Geschlechter erst nur gefürchtet, haben ihn dann nur genutzt, bis sie zu der reinen Stimmung emporgeläutert waren, die aus dem deutschen Waldempfinden spricht: „Waldesrauschen, wunderbar hast du mir das Herz getroffen": wo gibt es in der uferlosen Meereslyrik wohl ein Wort, das diesem gleicht? Wie die Kinder im Märchen durch den Wald, so gingen die Gedanken unserer Dichter durch Wetter und Wind. Über das schreckhafte Gorgo-Empfinden der Alten, die nur in Spukgesichten das Meer sich wesenhaft denken konnten, darüber freilich sind sie hinaus. Es liegt Sagenstimmung darin, wie sie von den versunkenen Städten auf dem Meeresboden träumen, und in ein mildes Licht gebettet sind die Gefilde der Seligen, die sie draußen weit im Meere wähnen. Wer aber fühlte das Meeresrauschen so vertraut und innig wie das Rauschen des Waldes, um so größer und freier, je voller es ging?

Das hatte den Menschen gefehlt, die sich nur im Übermut der Meeresherrschaft reckten. Und daß wir noch hingelangen mögen zu einer weiteren und höheren Empfindung des Meeres, zu einem „Meeresrauschen, wunderbar", dafür bürgt die Haltung derer, die für uns den Tod der Wellen starben. Sie sind für Edleres geblieben als ein anmaßendes Gefühl der Macht, sie leiten uns hin zu neuen Ufern und zu einem neuen Tag.

Den 13. Juli 1915.

Digitized by Google

Der deutſche Blick.

Was das iſt? Wir wiſſen es, wenn wir an das Auge Friedrichs denken oder Bismarcks, Goethes oder Luthers. Es iſt Sonne in ſolchen Augenpaaren, und es ſteht gut um die Menſchen, wenn ſie von ihnen ſich belehren laſſen, wie man die Welt anſehen ſoll.

Wie viele Möglichkeiten gibt es nicht, zu ſehen! Da iſt der Blick der ſchlitzäugigen Mongolen. Es iſt ein Blick, der ewig auf der Lauer liegt, um plötzlich zuzuſtoßen wie ein Dolchſtich. Oder der Blick des Hindu, der nicht von dieſer Welt iſt, der ewig unterwegs ſcheint zum Nirwana. Dann wieder ſchauen wir in offene Kinderaugen. Wie anders blicken ſie doch als der Mann im Kampf des Lebens! Menſchenalter und Raſſen, Stände und Völker, ja ſelbſt die Berufe haben ihre eigene Art zu ſehen. Wie ſoll man ſich auskennen in dieſer Fülle der Erſcheinungen? Und wie verhält ſich zu allen andern der beſondere deutſche Blick?

Der Überwindung des Meeres ging voraus die Meeresherrſchaft, und der Meeresherrſchaft das Meeresgrauen. Wenn es eine Geſchichte des Blickes gäbe, dann würde ſie ſich wohl ganz ähnlich gliedern, und ſicher gäbe es nichts über den deutſchen Blick hinaus. Er iſt mehr als der Blick nur des Herrn, wie dieſer mehr iſt als der Blick jener niederen Kulturen, die ſich hienieden erſt zurechtſuchen mußten. Dieſe drei Abſtufungen der Furcht, der Herrſchaft und der Freiheit müſſen wir auseinanderhalten können, um zu begreifen, wie die Menſchen menſchlich ſehen lernten.

Nur verworrene Nachklänge ſind uns geblieben aus der gottlob verſunkenen Welt der ſcheuen Menſchenſeele. In der ſchreckhaften Ornamentik zurückgebliebener oder zurückgegangener Naturvölker deutet ſich noch etwas an vom Geiſte dieſer verängſteten Menſchen und ihrer Art zu ſehen. Sie haben etwas ſeltſam Verwandtes, all die verſchiedenen Ornamentierungen und Stiliſierungen, ob wir ſie bei Sudannegern beobachten oder Auſtraliern, auf Südſeeinſeln oder im Feuerland. Wie die Fratzen ſich drängen in einem wimmelnden Über- und Unter- und Durcheinander, gemahnt das Geſamtbild (wenn wir es harmlos nehmen!) an die verfilzte Handſchrift ganz unklar denkender Menſchen. Es läßt ſich gar vielerlei herausleſen aus dieſen Dingen. Was uns hier einzig feſſelt, iſt die Art des Blickes, auf den das Ganze ſchließen läßt. Er iſt unſtet und haſtig, ſtets nur auf Abwehr bedacht oder tückiſchen Überfall. Augen mit ſolchem Blicke ſchauen nicht und ſinnen nicht: ſie ſpähen. Auch in vergleichsweiſe hohen Kulturen zeigt ſich noch etwas davon. Aber dann gibt es Kunde von einer verſklavten Unterſchicht, die nicht wegkommt von ihrem alten Zauberglauben, und die in ihrer geiſtigen Gebundenheit behaftet blieb mit den Blicken der Haft und des niederen Raubtiergeſindels.

Nehmen wir gleich das Gegenſtück vom anderen Ende dieſer niederen Entwicklungsſtufe, das, was ich den Blick des Hindu nenne. Es iſt nichts Schiefes

Digitized by Google

mehr in ihm. Aber geht oder wandelt er darum auch gerade Wege? Ist er wirklich nur eitel Sanftmut, nur Lotosblume und Mondschein? Man kann billig zweifeln beim Gedenken an das Idealbild, das die höchste dieser Kulturen sich schuf: den Buddha. In der ganzen Götter- und Dämonenwelt der Menschenheit gibt es nichts Unheimlicheres als den stumm kauernden Buddha, auf den der Gläubige hinstarrt bis zum Schwinden des Bewußtseins. Das Auge des Buddha, das Auge des Hindu ist eine Gefahr für den, der sich in ihm verliert. Die Kraft ist nicht von ihnen gewichen, es ist nur eine andere, schlimmere Art von Kraft. Ihre stillen Blicke saugen wie jene Molluskenwesen, die dem Taucher grauenhafter scheinen als der jäh zupackende Hai.

Hinaus aus der stickigen Welt der Furcht und Schrecken! Die strengen Augen befehlsgewohnter Naturen schauen auf uns her. Es sind unerbittlich harte Blicke, die wir da auszuhalten haben, und dennoch ist es bei der Erinnerung an jene niedere Welt, als ob man aus dem gefährlichen Gestrüpp eines verwachsenen Urwaldes herauskräte in einen weiten Hochwald, in dem es sich frei schreiten läßt. Eine höhere Art des Sehens wurde gewonnen auf dieser zweiten Entwicklungsstufe, der des Herrenblicks.

An bestimmten Beispielen möchten wir uns klären, um was es sich handelt. Die Geschichte kennt ihrer wahrlich in Fülle. Der stolze Blick der Pharaonen ist uns vertraut, als habe er einst forschend auf uns selbst geruht. Wir kennen das Auge Cäsars und das Alexanders, die Condottieren aus Italiens großer Zeit und die Feldherren des 17. Jahrhunderts. Auch der überlegene Herrenblick ist wie das verschüchterte Auge des Sklaven etwas, das über alle Völker hinauszugehen scheint. Ein freier Beduinenfürst oder ein Indianerhäuptling würden Aug in Auge wohl bestanden haben vor jedem Mächtigen der Erde. Am verständlichsten noch sind uns die engeren Arten des Herrenblickes, die sich Romanen und Angelsachsen in den letzten Jahrhunderten herausgebildet haben. Der Grandseigneur und der Lord, jener mit dem lässigen Blick zur Seite, dieser gleichgültig abwärts gerichtet, wir kennen sie wohl, und wir müßten schon stark voreingenommen sein vom Haß der Schlechtweggekommenen, wenn wir nicht zugeben wollten, daß es in ihrer Art treffliche und wohlgelungene Züchtungsergebnisse sind, die so in die Welt hinausblicken konnten. —

Und nun zur dritten, erhabensten Stufe: dem Blick der Freiheit. Wie wir bei der Meeresempfindung uns besannen, ob es ein Höheres gäbe als das Bewußtsein der Meeresherrschaft, so auch fragen wir uns hier, ob dem menschlichen Auge ein freierer Blick werden könne als der des Herren. Es gibt ein Höheres. Wie damals, so erschließt sich auch hier eine weitere Aussicht im deutschen Wesen, das sichtbar wird im deutschen Blick.

Auf einige unserer Großen wies ich hin, aus deren Augen der deutsche Blick in besonderer Reinheit strahlt. Zahllose Kleinere ließen sich noch nennen. Doch es ist nicht einmal nötig, bei einzelnen Gesichtern zu weilen. Denken wir an das Volks-

Digitized by Google

lied, an Beethovens langsame Sätze, einen Chor aus der „Braut von Messina", ein Eichendorffisches Waldgedicht, eine Erzählung Wilhelm Raabes: ein ganz bestimmter Blick leuchtet aus dem allen, und wir können sagen, daß so nur der Deutsche blickt.

Was ist das nun, was den Blick der besten Deutschen auszeichnet vor allen anderen? Es ist ganz kurz dies eine: alle die anderen halten Zwiesprache nur unter sich, der Deutsche allein hält Zwiesprache auch mit der Natur. Vom Malocchio des kleinen Italieners an bis zum gebietenden Herrenauge, dem das odi profanum eingeschrieben steht, gibt es der Wandlungen Hunderte und aber Hunderte, und doch bleibt es ständig dasselbige darin, daß es nicht hinausgeht über ein Verhandeln vom Menschen zum Menschen. Es kann lauernd sein oder befehlend, bittend oder gewährend: es bleibt doch stets eine Sache der Menschen unter sich, es sind Figurenbilder ohne Hintergrund. Beim deutschen Blick erst scheinen die Menschen eingestellt in Gottes weite Natur. Daß er sie dort wahrnehmen kann, nicht als einen Gegensatz, sondern als ein Dazugehöriges, als Teil der einen Kraft, das erst verleiht seinem Blick die große Klarheit und die schlichte Einfachheit, die dieser reinsten Art des Sehens eignet.

Wir wollen uns nichts vormachen. Der deutsche Blick ist ganz gewiß nicht etwas, das jedem Deutschen erb- und eigentümlich wäre, ja er ist nicht einmal etwas dem ganzen Volk für alle Zeiten Unverlierbares. Vom einzelnen wie von ganzen Geschlechtern will er immer wieder erst erworben sein. Bei einer Sammelausstellung von Bildnissen Friedrichs des Großen wies ich darauf hin, wie diesem Mächtigen das strahlende Auge, das wir an ihm lieben, erst geworden ist. Der junge Luther, der junge Goethe und Bismarck haben sich den deutschen Blick nach vielen Irrungen und Wirrungen erst angeeignet. Auch das Auge des alten Kaisers kam zu seiner ganzen Macht erst, als er eben der alte Kaiser war. Und was die Verlierbarkeit anlangt, so mag es die Erinnerung an die blinzelnde Malerei des Vorauguſt uns künden, was wir im Begriffe waren, preiszugeben. Der Krieg erst hat uns wachgerüttelt und uns das unverdorbene Sehen wieder beigebracht. Sorgen wir dafür, daß seine erzieherische Arbeit nun auch in der Zeit des Friedens wirksam bleibe! Mit dem freien Blick des Deutschen müssen wir ins Land der Zukunft schauen können, wenn es uns zum Segen werden soll.

Den 26. Juli 1915.

Digitized by Google

Nach einem Jahr.

Es ist, wenn wir die Dinge im Großen überblicken, als wäre vor Jahresfrist aus dem Ozean der Völker eine Insel höher gestiegen. Nur wenig erhob sie sich vorher über dem Meeresspiegel; allerlei Gewässer spülte herüber, eine Sturmflut konnte gefährlich werden. Und eine Sturmflut kam. Die Wasser schwollen, aus allen Völkermeeren rollten sie heran gegen die eine verlassene, abgeschnittene Insel. War sie nicht rettungslos verloren? Da war es, daß das Wunderbare kam, das sich nun jährt. Unsichtbare Gewalten aus der Tiefe trieben die Insel höher. Jeglicher Überschwemmungsplage war sie bald entstiegen. Die Wasser rannen ab, Neuland wuchs der Insel zu. In weiter Ferne von der alten Küste tobt die Brandung heute, aber es ist ein Wüten gegen basaltene Felsen.

Noch ist das große Naturspiel nicht zu Ende. Die Randgebiete der Insel sind noch schwimmendes Land, und niemand weiß mit Sicherheit zu sagen, welche Grenzen ihr zugemessen sein mögen, wenn erst das große Beben der Erde und der See vorüber ist. Gewißheit aber ist nach diesem ersten Jahr der Prüfung: flach und wehrlos liegt Deutschland im Völkermeer jetzt nicht mehr da. Planetare Mächte haben ihm Steilküsten gegeben mit sturmfesten Wänden. Das werden sie einsehen müssen und auf ihren Karten wohl vermerken, sie alle, die mit Deutschland fortan im Guten oder Schlimmen sich zu schaffen machen.

Wir haben gelesen, was der Kaiser nach dem ersten Jahre seinem Volk zu sagen hatte. „Durch das Bewußtsein des aufgedrungenen Kampfes ward das Wunder vollbracht: der politische Meinungsstreit verstummte, alte Gegner fingen an sich zu verstehen und zu achten, der Geist treuer Gemeinschaft erfüllte alle Volksgenossen. . . . Innere Stärke und einheitlicher nationaler Wille im Geiste der Schöpfer des Reiches verbürgen den Sieg. Die Deiche, die sie in der Voraussicht errichteten, daß wir noch einmal zu verteidigen hätten, was wir 1870 errangen, haben der größten Sturmflut der Weltgeschichte getrotzt. . . . Ich hege die frohe Zuversicht, daß das deutsche Volk, die im Kriege erlebten Läuterungen treu bewahrend, auf erprobten alten und auf vertrauensvoll betretenen neuen Bahnen weiter in Bildung und Gesittung rüstig vorwärtsschreiten wird."

Der Kaiser spricht von dem „großen Erleben", das uns „ehrfürchtig und im Herzen fest" gemacht hat. Wie ein elementares Ereignis traf es vor einem Jahr alle Welt. Ein Stern erster Ordnung, der plötzlich gesichtet würde, könnte von den Astronomen nicht mit größerer Erregung beobachtet werden, als von den Völkern damals das erwachende Deutschland, das einig in sich und eins mit seinem Kaiser der schweren Zeit entgegenging. Ein Volk von Kameraden war aufgestanden, wo

Digitized by Google

jeder auch an seinen Nächsten denkt und alle zusammen sich unter einem Willen wissen, der über sie hinaus ist. Das hatte man von dem reich gewordenen, der Ichsucht mehr und mehr verfallenen Deutschland nicht erwartet. Die Saat jenes sonderbaren „Weisen" schien aufgegangen, der mit dem Wahlruf „mir geht nichts über mich" einer unbedingten Ichsucht das Wort geredet hatte.

Sie wird immer denkwürdig bleiben, die Wandlung vom Fichteschen Ich, das sich willig dem Göttlichen erschloß, zum kleinlichen Ich Max Stirners, das sich von der Gottheit, der Mensch- und Volkheit lossagte, um ein Leben nur für sich zu führen. Wie Stirner dachten im Vorauguſt zahllose Deutsche. Die Kleinlichkeit des verkrämerten Englands war über sie gekommen, wo jeder einzelne eine „Insel für sich" ist. Mit steigender Besorgnis sah jeder, der überhaupt beobachten konnte, das Gift der Ichsucht um sich fressen. Waren dem Volk noch gesunde Kräfte genug geblieben, um in der Stunde der Gefahr fertig zu werden mit diesem England in Deutschland? Sie waren es, und gerade damit hob das große Erleben an, daß dieses Fremde fortgewirbelt wurde wie Staub. Und wenn ein Deutscher nicht weiter denken und empfinden könnte als bis zum Staat, so weiß er doch, daß dieses Wesen über ihn hinaus ist und daß dessen Sache der eigenen voraufgeht.

Noch ist die Stunde nicht gereift zu einer Rückschau im einzelnen. Ein Punkt nur, den der Kaiser besonders betont, muß berücksichtigt werden. Der Kaiser erklärt: „Vor Gott und der Geschichte ist Mein Gewissen rein: Ich habe den Krieg nicht gewollt." Deutschland weiß es, aber auch die anderen könnten es jetzt wissen. Gerade in diesen Tagen sind ja wieder einmal stumme Archive zum Reden gebracht worden. Sie erzählen ausführlich, mit welcher Planmäßigkeit seit einem Jahrzehnt dieser, gerade dieser Krieg von England aus vorbereitet wurde und mit welcher schamlosen Falschheit man Deutschland und seinem Kaiser schon damals die eigene Verschuldung zuzuschieben suchte. Für das geschichtliche Urteil aller Länder bleibt der Kaiser der Friedenskaiser, trotz dieses Krieges, den die Mordbrenner an allen Seiten gleichzeitig angelegt haben.

Das wäre das eine, was auch das Ausland angeht. Ein anderes aber geht nur uns Deutsche allein an. Die Ausländer werden Satz um Satz die Kundgebung auf ihren Inhalt prüfen. Fremde Schriftsteller, die des Deutschen hinreichend mächtig sind, werden wohl auch den schlichten, sachlichen Stil anerkennen, der einfach und gerade ist wie die Sprache des deutschen Heeres, der Sagaftil der Gegenwart. Wir aber verstehen außer dem Inhalt und der Form auch den Ton, den Klang und die Stimmung der kaiserlichen Worte. Und da können wir Deutsche ohne Unterschied des Stammes, des Ranges und der Partei nur sagen, daß dieses Gedenkwort uns zum Herzen geht. Vor Monaten erklärte der Kaiser, daß er stolz darauf sei, in solcher Zeit der erste Diener einer solchen Nation zu sein. Das deutsche Volk hingegen weiß die gütige Fügung des Himmels zu ermessen, die ihr in solcher Zeit einen solchen Mann zum Führer gab.

Den 2. August 1915.

Digitized by Google

Der Schlagbaum.

Ein Kapitelchen „Geſchichte in aufſteigender Linie".[1])

Ein Jahrhundert deutſcher Geſchichte verſinkt vor unſern Blicken. Die Jahrzehnte gleiten ab wie Schalen, immer andere Bilder enthüllend. Unſer geiſtiges Auge weilt, indes die Zeit ſich ſo verjüngt, auf der deutſchen Landſchaft. Es ſieht ſie anders werden mit den fallenden Jahren, und immer wieder anders. Wie eine Reiſe iſt es in immer fernere, immer ſagenhaftere Lande.

Das erſte, was ſich auflöſt in Nichts, ſind die äußerſten Ringe der Städte, in denen die Heere der Arbeit lagern. Nun löſen die Heere ſich auf, ihre Maſſen verteilen ſich weit übers Land, und je mehr ihrer gehen, um ſo zahlreicher zerfließen im Nebel des Geweſenen all die hochgeſchichteten Werke, die unſern Stolz ausmachten und die uns wacker mitgeholfen haben, ein Weltvolk zu werden. Zu ganzen Waldungen. Waldungen aus Stein, ſahen wir an den heißeſten Stätten der Arbeit ragende Schlote gedrängt. Nun erlöſchen die Feuer, die ſteinernen Wälder werden licht. Friedliche Fluren decken an ihrer Statt das Land, und der wirkliche Wald rückt wieder an.

Jetzt erſt, da alles hinſank, was von ihrer Kraft ſich nährte, begreifen wir ſo recht, was dieſe Werke alles ſpeiſten. Die großen Städte ſchrumpfen zuſammen, die Häuſer legen Stockwerk um Stockwerk ab, ihre Fenſter verkümmern. Ein glühender Schimmer überwölbte die Stadt bei der Nacht. Er verglimmt. Allmorgendlich ſtrömte dem Innern eine Ringflut emſiger Menſchen entgegen, allabendlich folgte die Ebbe. Flut und Ebbe ſind nicht mehr. Alles wird plötzlich ſo klein, ſo eng, ſo ſtill.

Nun gehen auch die letzten großen Werkbetriebe ein. Wir ſchauen hinein in eine Zeit, die den Dampf als Arbeitstier nicht kannte. Ein Ungeheueres iſt damit vollendet: das Geäder der Eiſenbahnen iſt herausgenommen aus der Landkarte Deutſchlands. Wucherndes Gras, wieder auferſtandene Wälder verwiſchen die letzten Spuren auch dort. Die „gute, alte Zeit" iſt wieder da. Stiller wird es über Alldeutſchland, dem Allegro iſt ein Andante gefolgt. Breite Landſtraßen nehmen auf, was vom Verkehr noch übrig blieb.

Die Landſtraße! Noch iſt es eine Fülle reichen Lebens, was auf ihrer Bahn dahinzieht und daher. Die Frachtwagen mit ihren weißen Blähen, von vier rüſtigen Pferden gezogen, ſind ein ſtattlicher Anblick. Gemeſſen gehn ſie ihres Weges, und

[1]) Es wird mir vorgeworfen, daß eine „Geſchichte in aufſteigender Linie" wohl als Programm, nicht aber als Buch gegeben werden könne. Für ſolche Vorwürfe gibt es nur eine Widerlegung: die Tat. Für heute als kleine Vorkoſtprobe das Einleitungsvorſpiel eines der Hauptabſchnitte. W. P.

Digitized by Google

nicht ohne Würde biegt der Fuhrknecht im blauen Kittel (den Dreispitz auf dem Kopf, die Pfeife im Mund) zur Seite, wenn das Horn des „Schwagers" vom gelben Postwagen herab ihn dazu mahnt. Der Schwager ist auf der Rangliste der Landstraße eine Persönlichkeit von Gewicht. Aber so gewichtig ist er doch nicht, daß nicht auch er zur Seite müßte, wenn eine hastende Extrapost oder die Karosse eines Herrn wie eine rollende Staubwolke vorüberwirbelt. Bescheidene Einspänner reisender Kaufleute mischen sich in das Bild. Und zur Seite all dieses kommenden und gehenden Lebens schlendert auf schmalem Randsteig die letzte Klasse des Landstraßenlebens: die zu Fuß. Für die zu Wagen sind sie vielleicht eine einzige untergeordnete Masse. Und doch gibt es Stufen auch hier. Der wandernde Bruder Studio dünkt sich erhaben über den reisenden Handwerksburschen, der selber wieder ein Aristokrat ist im Vergleich zum strömenden Vagabunden.

Vorüber auch das. Wieder zeigt uns der rückwärts schnellende Zeitfilm eine andere Gattung von Bildern. Das Geäder der Eisenbahnen mußte verschwunden sein, ehe wir das Deutschland der Landstraßen wirklich sehen konnten. Nun schmilzt gar das Netzwerk aller festgebauten Straßen hin, um Feld und Wald und Wiese zu werden.

Verwundert sinnen wir nach. Sind die Landstraßen unserer Heimat wirklich etwas so Junges, daß sie nur wenige Jahrzehnte vor der Eisenbahn erst die Landschaft mitbestimmen konnten? Sie sind es. Mehr noch als das. Mit dem nämlichen Mißtrauen wie die noch junge Eisenbahn wurde auch einst die junge Landstraße, die uns heute so selbstverständlich und so unentbehrlich scheint, vom Volke beargwöhnt. In bestimmten Teilen des Nordens namentlich hat man sie noch auf lange hinaus wie eitel Teufelswerk gehaßt, hat sie verdächtigt, daß sie nur die Laster der Welt ins Land hineintrage. Doch auch im übrigen Deutschland mußten schlimme Ereignisse kommen, um der Satanserfindung der Landstraße gewaltsam Raum zu schaffen.

Ein Deutschland auch ohne feste Landstraßen liegt also vor uns. Nun tritt es zutage, welch ein gewaltiger Fortschritt die festen Landstraßen ihrer Zeit gewesen sind. In der großen Artgeschichte der vom Menschen geschaffenen Wege sind sie die ersten Warmblüter, die bis zu einem hohen Grade unabhängig wurden vom Wechsel der Jahreszeiten, indes die Wechselblüter vor ihnen jegliche Laune der Witterung mitmachen mußten. Vom Gelände ringsum, dessen geringstem Hindernis sie schlängelnd ausweichen sind sie kaum noch unterschieden; sie sind Sand oder Lehm oder Halbmoor wie dieses. Und wenn der Verkehr zu geeigneter Zeit ja ein wenig feststampfen konnte, so genügen nur wenige Tage schlechten Wetters, sie wieder zurückgleiten zu lassen in ihre Urnatur.

Und wieder wird es stiller über Deutschland. Das Geläut der Wagenpferde, die Hornweisen der Schwager, die Lieder derer auf der Walze erklingen seltener. Häufiger schon vernimmt man das Getrappel einsamer Reiter, die noch am besten fertig werden mit den Überraschungen der Wege. Aber auch das ist im unbebauten

Digitized by Google

Lande nur ein Zwischenspiel. Die Natur hat das Wort. Lauter brausen die Winde und rauschen die Wälder, wo die Stimmen der Menschen so zaghaft wurden.

Wie ist es nur möglich, daß der Verkehr in wenigen Jahrzehnten so gar bescheiden werden konnte? Wir sehen uns die Postwagen an und die anderen Gefährte damaliger Zeit. Sie sind meist recht übel, sind oft nur rollende Höhlen, in die sich niemand hineinzwängt, der es nicht muß. Aber mit viel Schlimmerem noch haben die Menschen sich schon beholfen, wenn sie wirklich vorwärts wollten. Was also ist es?

Etwas sehr Harmloses scheinbar, das uns hundert niedliche Bilder als reine Idylle schildern und das doch alle Menschen mit weitem Blick und regem Wollen als eine wahrhafte Landplage empfanden: der Schlagbaum oder auch der Streckenwart, der ihn vertrat. An jedem Stadttor, jeder Brücke lauerte er. Die freien Flüsse selbst teilte er ein in ein ganzes System vertrakter Hindernisse. Er ist es, der den Verkehr asthmatisch werden ließ und unlustig im großen.

Und nicht nur den Verkehr. Das ganze Deutschland um 1800 hat er zerbröckeln lassen, daß es in jedem Betracht als das volle Gegenteil dessen erscheint, das uns beschieden wurde. Wollen wir ein Sinnbild haben für das kleine und kleinliche, verdrossene und zerfallene Deutschland, das wehrlos damals inmitten Europas lag, so gibt es kein besseres Sinnbild als dieses — den Schlagbaum. Alle Stämme, alle Stände, alle Parteien Deutschlands umgeschmolzen in ein Volk: das ist unser Erlebnis heute. Wie das Deutschland der Schlagbaumzeit sich allmählich hineingefunden hat in diese neue Welt, das sind hundert Jahre deutscher Geschichte, die wie ein großes Kunstwerk sich aufbauen vor dem schauenden Blick.

Den 10. August 1915.

Digitized by Google

Sieches Land.

Das arme Ostpreußen ist, so Gott will, jetzt sicher vor dem Russenschreck. Was Land und Leute auszustehen hatten, wissen wir. Die Greuel des Dreißigjährigen Krieges erschienen zusammengepfercht auf wenige Monate. Ein wiedererstandener Callot brauchte nicht erst zu suchen nach Gegenständlichem für seine Schreckensschilderungen. Aber es scheint, daß für Deutschland mindestens kein neuer Callot wiederkehren soll. In Wort und Bild wird uns Ostpreußens Not gezeigt. Ist es nicht auffallend, wie wenig in alle den Darstellungen die Rede ist vom einzelnen und seinem Unglück? Nicht bei verwüsteten Menschenleben verweilt man, ob man gleich ihr Elend tief empfindet. Von der verwüsteten Heimat aber, von dem siech gewordenen Land wollen die Gedanken nicht fort. Zerwühlte Straßen und niedergebrannte Höfe, zersplitterte Bäume, weite Fluren, die zum Gerippe wurden, zu einem Totenkopf mit leeren Augenhöhlen: das sind die Bilder, in denen uns Ostpreußens Not zu Herzen geht.

Man möchte meinen, das sei eben der weite Blick, den der Weltkrieg uns allen aufzwingt, vor dem nichts Einzelnes besteht, und die Empfindung sei bei Freund und Feind die gleiche. Dem ist aber nicht so. Wie schildern die Franzosen das Leid, das der Krieg ihnen antat, und wie die Belgier? Sie geben wohl auch bisweilen Schilderungen, die aus der Höhe sichten, und namentlich die alten Kirchen, die wir aus eitel Zerstörungssucht unter Feuer genommen haben sollen, werden dann als stummberedte Märtyrer verherrlicht. Die Antwort können wir uns sparen. Einer der Ihren, Auguste Rodin, hat ihnen schon gesagt, wie wenig diese Werke der Vergangenheit ihrer abgeklärten Gegenwart noch gestern waren, wie erheuchelt also die lauten Klagen sind. Von Deutschland ging der Gedanke des Heimatschutzes aus, den das Ausland nun rasch nachholen möchte. Insbesondere sind die alten Kathedralen weder als Bauwerk noch als Kultstätte ein Ausdruck des jetzt in Frankreich lebenden Volkes.

Sie fühlen es selbst und halten sich darum nicht lange bei Schilderungen im Großen auf. Wie aber werden sie wortreich, wenn sie auf das Leid des einzelnen zu sprechen kommen! Und da die Wirklichkeit der deutschen Kriegführung ihren Hetzdarstellungen zu wenig bietet, so decken sie den Bedarf durch freie Erfindung. Wir kennen die Schauermären von den abgeschnittenen Kinderfüßchen im Tornister der Ulanen, den verstümmelten Pflegerinnen, ans Scheunentor genagelten Alten usw. Gegen die Lügen an sich sind wir längst stumpf geworden, aber in welcher Richtung draußen gelogen wird, das bleibt beachtenswert. Und da bemerken wir, daß Callots Geist, der uns in Deutschland fremd geworden ist, in verzerrter Form bei unsern

Digitized by Google

Gegnern wieder auflebt. Sie empfinden die Schrecken des Krieges wie die Vergangenheit im Leid der einzelnen, während Deutschland über das einzelne hinaus auch hier den Blick aufs Ganze richtet.

Der Wandel, der sich da vorbereitet, zeichnet sich vielleicht am schärfsten ab in der Entwicklung des deutschen Kriegsbildes. Die ersten Schilderungen, veröffentlicht von Bilderblättern, die es eilig hatten, wirkten wie Nachklänge von 1870, ja von noch früheren Kriegen. In dichten Massen prallten die „Fähnlein" aufeinander, um einzelne, besonders grimme Kriegsgesellen verknäulten sich die Menschen, und der Knoten wurde durchhauen, wo der beste Schlagetot stand. Diese Art Darstellung hat sich schnell überlebt, in ihrer Mehrheit wirken die Blätter bereits wie Tartarinerzählungen. Wie wir alle jetzt wissen, zeigt das gesamte Schlachtfeld der Gegenwart ein völlig anderes Gesicht. Der Krieg ist feldgrau geworden, er spielt sich zum großen Teile ab auf einer leeren Fläche, selbst die Geschütze und der Troß gehen Truganpassungen ein mit der Landschaft.

Den Krieg mit der Tarnkappe, das unsichtbare Schlachtfeld: wie sollte das je ein Künstler schildern können? Das war die Frage derer, die nach Bildlichem verlangten. Mit Bestimmtheit wurde vorausgesetzt, daß die Kunst unmittelbare Anregungen vom Kriege nicht empfangen werde. Auch das kam anders. Wir haben die Detmannschen Bilder gesehen und manche andere, und wir wissen, daß auch dieser Krieg seinen eigenen künstlerischen Ausdruck fand, seit er es lernte, über alles Einzelleid hinaus uns das Leiden eines siech gewordenen Landes mitfühlen zu lassen.

Als der Krieg kam, ging all' unser Sinnen und Trachten auf im Sinnen und Trachten des Volkes. Der einzelne wurde wieder Volk. Und als der Krieg uns Schweres brachte, da löste unser Leid sich auf im Leid der Heimat. Die heimische Erde, das stumme Land wieder als etwas Persönliches, etwas Belebtes und Beseeltes zu empfinden, das ist auch eine der großen Klärungen des Krieges, und sie führt uns noch weit über das bloße Volksempfinden hinaus einem Höheren entgegen. Die Andacht zur Mutter Natur, die uns wieder lebendig geworden ist in dem Mitfühlen siechen Landes, das ist ein Schritt näher zur Gottheit selbst.

Zu einem unserer größten Denker, zu G. Th. Fechner, kehrt die Erinnerung zurück. „Das Auge des Menschen", sagt er einmal, „hört nicht, was das Ohr, das Ohr des Menschen sieht nicht, was das Auge; ein jedes schließt sich ab in seiner Sphäre und tritt dem anderen selbständig gegenüber; keines weiß etwas vom anderen, keines vom ganzen Geist des Menschen. Doch über Aug' und Ohr schwebt ein höherer Geist, der zugleich um die Empfindungen von Aug' und Ohren weiß. So hört und sieht und fühlt und denkt ein Mensch nicht, was der andere, ein jeder schließt sich ab in seiner Sphäre und tritt dem anderen selbständig gegenüber; keiner weiß unmittelbar etwas von des anderen Geist, noch von einem höheren Geist, doch schwebt ein solcher über allen Menschen, der um all ihr Empfinden, Fühlen, Denken, Wollen, Wissen zugleich weiß; der Menschengeist schwebt über niederen Sinnen,

Digitized by Google

der Geist der Erde über Menschengeistern, der Geist Gottes über den Geistern aller Gestirne."

Wir hatten uns abgeschlossen einer vom anderen, in seiner Sphäre jeder — wir haben einander gefunden, im Volk erst, dann in der Heimat. Das große Außersich-sein-können, das die Menschen erst der Gottheit nähert, das kannte die Mehrheit der Deutschen vordem nur in Stunden der Erregung. Auch die Begeisterung bei Kriegsausbruch, die uns „außer uns" brachte im Volksbewußtsein, war noch solch eine Stunde höchster Erregung. Nun hat die heilige Liebe zum siechen Land uns auch das Außeruns gegeben in Stunden nachdenklicher Ruhe. Wir wollen dieses im Leid erworbene Erkennen nicht wieder preisgeben, wir wollen es festhalten auch dann noch, wenn aus dem siechen Land wieder ein helles und blühendes wurde.

Den 19. August 1915.

Digitized by Google

Die Steppe.

Wenn Deutſchland zu Recht das Land der Wälder heißt, dann darf man auch von Rußland ſprechen als dem Land der Steppen. Wohl trägt der ruſſiſche Boden weite Wälder, aber ſie ſind jung. Ein Jahrtauſend, vielleicht auch anderthalb zählen die Eichenwälder Mittelrußlands, mehr nicht. Vordem herrſchte die Steppe auch dort, die baumloſe Steppe Südrußlands, die heute dasſelbe Antlitz zeigt wie in den Tagen Herodots. Ohne Störung vermochte ſie ihre artbildende Kraft auszuüben auf die Menſchen, die in ihr hauſten. Sie hat die tiefſten, die unverwiſchbarſten Inſtinkte in ihrer Seele abgelagert, die Grundſchicht, die alles andere trägt. Was die Steppe wirkt, im Guten wie im Schlimmen, das zeigt der Ruſſe noch als Bauer und als Städter. Das ſollte man niemals vergeſſen, wenn man dem alten „ſlawiſchen Rätſel“ nachgrübelt, dem mit Sprachforſchung und vergleichender Geſchichte allein nicht beizukommen iſt.

Steppe: das Wort iſt dem ruſſiſchen Stjep nachgebildet. Die deutſche Sprache hat in das Wort etwas Hartes und Dürres gebracht; im Ruſſiſchen klingt es weich, faſt zärtlich. Es mag etwas Malendes drin ſein. Des öfteren wurde ausgeſprochen, wie der Blick über die Unendlichkeit der Steppe den Menſchen weich und empfindſam ſtimme. Verlaſſenheit weht ihm entgegen. Das ruſſiſche Volkslied hat dem beredten Ausdruck gegeben, und die ruſſiſchen Volksſänger wiſſen die Lieder in ihrer ſanften Melancholie gut vorzutragen. Von blinden Sängern hören wir, den Kobzars, die an den Kreuzwegen der Steppe hocken und zu ſeltſamen Tonzeugen ihre uralten Weiſen ſingen. Es mag ein Klang durch ſolche Lieder gehen, wie beim Vortrag jenes Volksſängers, von dem Turgenjeff im „Tagebuch eines Jägers“ ſagt, es ſei geweſen, als ob die einſame Steppe ſelbſt ihre ewige Klage hinausgeſungen habe.

Lieder lügen nicht. Die Schwermut des ruſſiſchen Volksliedes iſt ſo echt wie die immer wieder hervorbrechende Rührſeligkeit des Ruſſen, die alle Welt umarmen möchte. Aber ſie zeigt nur die eine Seite des Weſens, das die Steppe den Ihren verleiht. Wie man im Auge Buddhas immer nur das Jenſeitige, Hingebungsvolle ſah, den Blick ins Nirwana, nicht aber die lauernde Gefahr, das Saugende, Vampyriſche, ſo vergißt man über der ruſſiſchen Melancholie nur zu gern die ruſſiſche Wildheit. Die Steppe vereinſamt die Menſchen, die ſich ihr anvertrauen, ſie ſondert ſie ſchonungslos ab von denen draußen. Aber die Steppe verrudelt auch wieder ihre Horden in ſich, und in dieſer Verrudelung entwickelt ſie alle die Triebe einer hemmungsloſen Wildheit, die, einmal entfeſſelt, ganze Länder heimſuchen können mit den Schrecken einer Urweltkataſtrophe.

Digitized by Google

Die Wissenschaft der neuen Zeit wird sich gewöhnen müssen, die Geschichte der Menschen einzustellen in die Lebensgeschichte der Erde. Wenn erst eine zureichende Geschichte Rußlands in der Zeit des Menschen unter diesem Gesichtspunkt gegeben werden kann, dann wird es eine Geschichte der Steppe sein. Die Kraft der Steppe, sich die Menschen anzuarten, wird dann klar zutage liegen. Im Wesen der Steppe selbst aber wird sich der nämliche Doppelcharakter enthüllen wie bei den von ihr gebildeten Menschen. Man wird es gewahren, welch eine furchtbare Wildheit auch in der Steppe lauert, und wie unbändig diese Naturmacht sich namentlich in ihrer Jugend — sie führt zurück in Eiszeittage — durchzusetzen wußte.

*

Nur bei einem kleinen Ausschnitt aus der langen Lebensgeschichte der Steppe möchte ich weilen.

Die Welt sieht heute das Volk der Wälder angehen gegen das Volk der Steppe. Der Wald rückt an in unseren Truppen. Das ist uns allen wohl verständlich. Wie ein Märchen aber hört es sich an, daß es einmal eine Zeit gab, in der Steppe und Wald unmittelbar miteinander einen Kampf ums Dasein führten. Aber das Märchen ist Wahrheit, und der Kampf damals war gewiß nicht minder unerbittlich als der heute durch das Mittel des Waldes- und des Steppenvolkes ausgefochten wird.

Mit unendlichen Mühsalen hatte die Steppe sich den vom Eis befreiten Boden erobern müssen. Dann aber wußte sie ihn auch zu halten. Die vordringenden Wälder suchten das Gebiet ihr streitig zu machen: es ging nicht ohne härtestes Ringen. Einzelne Waldstreifen tasteten sich steppeneinwärts wie vorgeschobene Freiwilligenposten. Doch die Steppe zerfraß ihre Wurzeln, und über die niedergesunkenen, zermorschten Stämme schlossen sich wieder ihre Wucherungen.

Noch am sichersten war der Wald auf den Bergen. Nur selten und nur schwer gelang es der Flachlandart der Steppe, einmal eine Höhe zu nehmen. So konnten dort oben die Wälder ihre Scharen sammeln wie in gesicherten Burgen und sie tüchtig machen zum Eroberungszug ins Tal und in die Ebene. Von den Bergen, den Höhen der Karpathen, des Schwarzwalds, der Vogesen und all den anderen, sind auch unsere Wälder einmal gekommen. Von dort her stiegen sie nieder, sich ihre neue Heimat zu erobern.

Es hat nicht an schweren Rückschlägen gefehlt. Wir sehen das wirkliche Meer in immer erneutem Ansturm große Inselgebiete zerteilen in Gewirre von Inselchen, die ihm dann ganz verfallen sind. Mit ähnlichen Mitteln zersprengte das Steppenmeer immer von neuem die geschlossen vordringenden Waldmassen, um ihres Einbruchs Herr zu werden. Bis endlich die Entscheidung kam, die Deutschland zum Land der Wälder machte, indessen Rußland Steppe blieb.

Das ist der große Kampf von Wald und Steppe, den diese beiden Mächte unter sich austrugen, noch ehe die Menschen viel zu sagen hatten auf Erden. Lautlos,

Digitized by Google

doch mit einer grimmen Zähigkeit, einer verbissenen Wut wurde er durchgeführt, wie alle Kämpfe in der Welt der Pflanzen, und wie die Kämpfe in den ewig stillen Meerestiefen.

*

Und es kam die Zeit, da die Menschen und die andern Arten teil hatten an den Auseinandersetzungen der Natur. Bäume, Tiere, Menschen nisteten sich ein in die Einsamkeit der Steppe. Waren sie wirklich so von allem Anfang an der Steppe Herr, wie das so oft gedacht wird? Aber nicht sie konnten auf ungezählte Jahrtausende hinaus das Gesicht der Steppe ändern, sondern mußten sich ihm fügen bis ins Innerste. Die blattlosen Saxaulbäume Turans, die Dattelpalme der Araber, die Kakteen der Mahowewüste sind wie Renegaten des Pflanzenreichs, die wahrlich ihrer neuen Heimat sich mehr fügten, als daß sie sie nach sich gestalteten. Neue Organe wuchsen der Steppe in solchen Arten, mit denen sie nur um so heftiger sich wehren konnte gegen die immer schwereren Daseinsbedingungen in einer ihr fremder werdenden Welt.

Wie von den Pflanzen heischte die Steppe Gehorsam auch von den tierischen Arten, die ihr anheimfielen. Was da kreucht und fleucht auf und über der Steppe und in ihren Boden sich einwühlt, das ist eine so strenge Aussonderung der Arten und bis ins letzte eine so folgerechte Anartung an das Wesen der Steppe, daß man wahrlich nicht von einem Siegeszuge sprechen kann.

Auch noch beim Menschen nicht. Wir sehen sie vorüberziehen alle die Steppenvölker, als ruhelose Nomaden, als wüste Horden, Kalmücken, Hunnen, Baschkiren, endlose Züge: gehören sie mehr der Geschichte der Menschheit an, oder mehr der Geschichte der Steppen? Gewiß bleibt, daß sie in ihrem Steppenleben der vorwärts schreitenden Menschheit fremd geworden sind, und daß sie mühselig erst wieder das dort Erworbene ablegen mußten, wenn sie, wie die Patriarchenvölker, den Menschen wieder etwas werden wollten.

Nur Räubervölker züchtet die Steppe, Räuber die zu Zeiten, am stillen Abendfeuer, in der Ruhe des Zeltes empfindsam werden konnten, die aber, wenn der Tag sie rief, all ihre Weichheit von sich taten und wieder der rohe, verheerende Naturschreck wurden, als den die Steppe sie brauchte.

*

Das ist das Geheimnis, und das ist das Verhängnis Rußlands, daß seine Geschichte immer wieder zurücksinkt in die Geschichte der Steppe. Von Ost und Nord und Süd fluteten unablässig dem Steppenlande Menschen zu. Kerngermanen, Wikinger gar haben das heutige Rußland gegründet. Wo sind sie geblieben? Sie sind Steppe geworden, und als Steppe wurden sie die stete Gefahr der höheren Westkultur, die ihrer sich erwehren muß wie einst der Mongolen.

Es ist Tragik in diesem ihrem Schicksal. Ein Ende dämmert der Steppe herauf. Es ist nicht der Wald mehr, der ihr am stärksten zusetzt. Die Acker rücken an, von

Digitized by Google

allen Seiten, sie fressen sich ein in ihre Tiefen, und wir sind sicher, daß der letzte Sieg der Sieg des Ackers ist. Sie hassen ihn, die „freien" Steppenvölker. „Gottes Engel," meint ihre Weisheit, „hält nicht Rast in einem Hause, dessen Dach den Pflug erduldet." Aber der Pflug ist stärker als der Mordstahl. Schon bedrängt der Weizenbauer die australischen Steppen, der Buer die Südafrikas, Getreidefelder nehmen die Pampas Argentiniens, die indianischen Prärien. Zu Ende geht es mit der Steppe, die einer versinkenden Weltzeit angehört.

Auch die russischen Steppen müssen es noch fühlen, sie sind gezeichnet, es ist nicht Raum für sie in der helleren Zukunft, zu der das schauende Auge schon heute hinüberblickt. Zieht sie einstens herauf, so müssen auch die von der Steppe gezüchteten Instinkte verkümmern. Ist es aber erst so weit, dann wird auch Rußland wieder einer besseren Menschheit gehören, und Osteuropa wird, was zur Stunde noch Westasien ist.

Den 2. September 1915.

Digitized by Google

Das Aquarell.

Auch eine Kriegsausstellung.

Das Aquarell hat einmal der Kunstgeschichte einen großen Dienst geleistet. Es war gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Die Kunst der Romanen unter Frankreichs Führerschaft beherrschte alle Welt, und die Maler plagten sich in den Museen ab, um die Natur ja nicht unbefangen, sondern französisch oder italienisch oder spanisch zu sehen. Ein schwerer Galerieton kam dabei in ihre Bilder. Selbst wo sie die freie Landschaft schilderten, war es, als sei sie durch die unklaren Fenster eines lange nicht gelüfteten Raumes gesichtet.

Damals geschah es, daß man das Aquarell entdeckte (oder wiederentdeckte, denn dagewesen war es schon in altchristlichen Pergamenten), und daß man im Aquarell ein Mittel fand, den dumpfen Druck des Gewesenen endlich los zu werden.

Von England ging der Umschwung aus. Rein äußerliche Gründe gaben den Anstoß. Die reiselustigen Lords und Ladys wollten Ansichten haben von den Merkwürdigkeiten in und außer Landes, die ihnen unterwegs begegnet waren. Die Aufträge waren nicht immer so leicht auszuführen. Das Reisen war eine umständliche Sache, und die Maler konnten auf der Fahrt zu den oft sehr entlegenen, ihnen in Auftrag gegebenen Sehenswürdigkeiten nicht viel Gepäck mitschleppen. Sie suchten, und sie fanden, daß es am besten zu schaffen war mit dem Aquarell. Hier brauchte man nicht viel umständliches Werkzeug, auch auf schwierigen Fußreisen konnte man alles mit sich führen, an Ort und Stelle ging die Arbeit leicht von der Hand, die Farben trockneten schnell, kurz, das Aquarell war die gegebene Technik für den Maler auf Reisen.

Das alles waren Äußerlichkeiten. Hätte das Aquarell nicht außerdem auch seine starken inneren Vorzüge gehabt, so würde man wohl, was die Künstler unterwegs aufnahmen, nur als Vorlage geduldet haben für später auszuführende Gemälde in Öl. Aber man hatte wieder einmal ein Amerika entdeckt, wo man nur ein Indien gesucht hatte. In den lichten und freien Tönen des Aquarells lebte eine Frische und Unmittelbarkeit, wie sie mit der herkömmlichen Öltechnik überhaupt nicht zu erreichen war. Dieselbe Landschaft in Öl und dann in Aquarell, das war ein Gegensatz, wie Faust im Studierzimmer und Faust beim Spaziergang vor dem Tor. Von der Studierzimmerromantik hatte man endlich genug. Man wollte freie Luft atmen, wollte die Natur von Aug zu Auge sehen, nicht durch die angelaufenen Fenster alter Meister. So kam es, daß das Aquarell sich hielt und daß es mittel- und unmittelbar immer stärkere Wirkungen ausübte auf das künstlerische Schaffen.

Digitized by Google

Eine kurze Anmerkung kunstgeschichtlicher Art ist hier geboten. Die Engländer haben bei dem geschilderten Umschwung Großes gewirkt, das ist kein Zweifel. Aber taten sie wirklich alles allein? Es waren da in der Darmstädter Jahrhundertausstellung ein paar Stammbuchblätter zu sehen, gut deutsche Arbeiten, von England ganz unabhängig (vielleicht sogar früher), die in ihrer bescheidenen Art dem Auge schon alle Vorzüge des Aquarells darbieten. Auch in der Folge haben wir Aquarellisten wie Schwind, die deutsch, nur deutsch sind und die der geriebenste „Beeinflussungstheoretiker" nicht in englische Gefolgschaft zwingen kann. Es lohnte sich wohl, die Stammbücher und ähnliches einmal planmäßig zu durchsuchen. Vielleicht erweist es sich, daß dies- und jenseits des Kanals gesondert und in voller Unabhängigkeit die nämliche Entdeckung gemacht wurde, die eine neue Zeit verlangte.

Dem sei nun, wie ihm wolle. Gewiß bleibt, daß das Aquarell zuerst wieder Luft in die stickig gewordene Malerei gebracht hat. Wenn es wahr ist, daß die beste Malerei der letzten Geschlechter sich als ein einziger, ununterbrochener „Marsch zur Sonne" darstellt, so nimmt dieser Marsch seinen Anfang nicht erst bei den Pariser Ungefährmalern oder den Freilichtmenschen, sondern bei den Aquarellisten des 18. Jahrhunderts.

Das ist das eine. Das andere aber ist, daß die Aquarellisten ihr Bestes leisteten, wenn sie eine Reise taten; gleichviel, ob im Postwagen oder mit dem Zweirad, ob auf stolzen Rossen oder mit dem Wanderstab. Von dieser Freude des Unterwegsseins ist immer etwas übergegangen in ihre Werke, die mit der Natur so gut auf Du und Du stehen. Man ist niemals ein besserer Beobachter als unterwegs. Das bewährte sich auch diesmal, da man es wieder lernte, die Natur im Urtext zu lesen, statt in fremdsprachiger Übersetzung. —

Der Freude am Reisen und dem Willen, sich lebendig zu erhalten, was man auf den verschlungenen Pfaden seines Daseins Merkenswertes fand, verdankt auch die Sammlung ihr Leben, von der wir eine stattliche Auswahl im Berliner Kunstgewerbemuseum genießen konnten. Friedrich Wilhelm IV. wollte Bilder haben von den Gegenden, die ihm auf seinen Reisen liebgeworden waren. In Sachsen, Bayern und Österreich namentlich gab es Punkte, die er immer wieder gern aufsuchte, und die ihm nun auch daheim im Bilde gegenwärtig sein sollten. Er wollte ferner auch im Zimmer sehen können, was er aus der märkischen Landschaft mit seinen Bauten gemacht hatte, und wie es aussah in den malerischen Winkeln Alt-Berlins und Alt-Potsdams.

Als einer, der auf seinen Reisen das Sehen gelernt hatte, erkannte Friedrich Wilhelm im Aquarell das geeignetste Mittel für solche Zwecke. So gab er denn unermüdlich aquarellierte Blätter in Auftrag, an bekannte und längst bewährte Künstler, aber ebenso gern auch an minder bekannte, die ihm zur Förderung empfohlen waren (es ist manch unbedeutender darunter, doch nicht einer, der nicht sein schwieriges Handwerk sicher beherrschte). Eine stolze und umfangreiche Sammlung

Digitized by Google

kam so zustande, weit über dreitausend Blätter. Aus diesem reichen Schatz hat der Verwalter der kgl. Hausbibliothek, Dr. Bogdan Krieger, die schöne Ausstellung herausgeholt, die den Lichthof des Kunstgewerbemuseums füllte.

„Wandern, o wandern!" — die alte deutsche Sehnsucht wird wieder einmal in uns rege. Von Berlin und Potsdam geht es aus. Wir haben Zutritt in die Schloßgemächer und fühlen die Freude und die Liebe nach, mit der es sich der königliche Hausherr dort behaglich machte. Weiter geht es durch die Residenzen, durch die Mark, durch alle deutschen Gaue, in denen die Romantik Friedrich Wilhelms so viel entdeckte und so manches schuf, und schließlich noch weiter gen Süd. Vielerlei Gegenden und vielerlei Künstler, und doch alles geeint durch etwas Gemeinsames. In den lichten Farben ist es wie Lerchenschlag und sonnenhelle Frühe. Eine Natur dehnt sich hin, die man mit ausgeschlossenen Augen in sich aufnimmt, und die zum Weiterwandern lockt; eine Natur, nicht für die Grillenfänger und Kopfhänger, wohl aber für alle, die Freude haben am Leben und die sich ihre Freude nicht verderben lassen wollen.

Und das ist es, was uns das Recht gibt, eine solche Ausstellung „auch eine Kriegsausstellung" zu nennen. Not und Tod sind um uns her gelagert, und schwere Sorgen lauern in der Zukunft. Sollen wir drüber zu Schwarzsehern werden? Und sollen die Künstler uns das Herz noch schwerer machen mit weltschmerzlich traurigen Bildern? Nein, dreimal nein! Es wäre Gift für das Volk. Wenn etwas uns taugt, jetzt und in Zukunft, dann ist es eine frische und freie Lebensbejahung, ein beherztes Trotzallem. Je schwärzer und düsterer es um uns wird, um so klarer und lichter müssen wir die Welt uns zu sehen gewöhnen. Daß wir das aber lernen, dazu sind die Meister des alten Aquarells nicht die schlechtesten Lehrer.

Den 21. September 1915.

Digitized by Google

Amerika.

Unter allen Rätseln dieser Sphinx von Zeit führt das amerikanische vielleicht am tiefsten. Kaum ein anderes läßt uns, indem wir ihm nachsinnen, so klar die ganze Zeit erkennen. Es gibt nichts Höchstes und nichts Gemeinstes in unserer Kultur, was da nicht anklänge. Die schaffenden Kräfte wie die verneinenden scheinen gesteigert ins Riesenhafte, und beide können sich einen zu einer traumhaft verworrenen Mischung. Vor einem Jahr stach drüben ein Schiff in See, auf der Flagge einen weißen Stern und ein Wort Christi. Das Schiff war beladen mit Weihnachtsgeschenken für die in Not geratenen Familien aller kriegführenden Mächte. Zu gleicher Zeit begannen in den amerikanischen Geschoßfabriken die Werke lauter zu hämmern denn je. Es galt Waffen zu schmieden, die das Maß des Elends in Europa ins Unermeßliche steigern mußten. Dieses Schiff des Friedens, das seine frommen Lieder singt zu einer teuflisch rohen Begleitung, Liebesgaben und Todeswaffen zugleich, das ist das ganze Amerika.

Unsere Gedanken zielen zu kurz, wenn sie bei solchen Dingen nichts sehen als Heuchelei und dem Amerikaner nur die Geldsucht glauben. Um zwei Pole dreht sich auch diese Welt. Mit der Frömmigkeit, dem Willen zu christlicher Liebe ist es der neuen Rasse drüben gewiß so ernst wie mit dem Geldverdienen. Jenes Schiff und jener Waffenlärm, Gebete und Flüche zu einer Melodie vereint: erst in der Mischung haben wir das ganze Sinnbild. Denken wir doch an das Verhalten einzelner. Es ist menschliche Größe in der selbstverständlichen Art, mit der die Reichgewordenen der neuen Welt zahllose Millionen hingeben für das Wohl der Armen. Aber fragen wir dann, wie die Millionen eigentlich zusammenkamen, so sehen wir sie dem nämlichen Volk, für das der Reichgewordene so besorgt ist, auf eine uns unfaßbar harte Art erpreßt. Ist das verspätete Wohltun nur schlechtes Gewissen? Danach sehen die offenen Gesichter dieser Herrn nicht aus. Oder eben Heuchelei? Die haben sie nicht nötig und würden sie sich auch so viel nicht kosten lassen. Es bleibt schon bei jenem tollen Fugato von Weihnachtsschiff und Munitionsfabrik. Beides hat Platz in der amerikanischen Seele, beides ist wahr und aufrichtig.

Wie aber konnte beides je zusammenkommen?

Das alte Lied: in jedem einzelnen drängt sich die Geschichte seines Stammes noch einmal kurz zusammen. Wie das ganze Amerika geworden ist, das gibt uns die Erklärung, wie das Volk von heute und wie der einzelne so Widersprechendes in sich ertragen kann.

Wir sehen die Wirrnisse zu Anbeginn. Die endlosen Züge der Amerikagänger fluten von Europa herüber. Verlorene Söhne, Desperados, Abenteurer.

Digitized by Google

Gewiß nicht alle waren so, die in den Häfen drüben einliefen, um weiter westwärts auszuschwärmen. Es ist selbst möglich, daß die ruhig steten Naturen kleiner Bauern immer in Mehrheit waren. Aber die verwegenste Kraft hatten doch die Glücksritter und Lebensspieler einzusetzen, und das wurde bestimmend für den Charakter des Ganzen.

In Reinkultur findet sich der Amerikaner der ersten Zeit, in der die immer wieder durchschlagende Grundfarbe aufgetragen wurde, kaum mehr in den geordneten Staaten. Man muß ihn heute in den Randgebieten suchen, dem sogenannten Wildwest. Wo man noch Gold gräbt in verlorenen Außenposten, wo der Staat kaum Macht hat, wo jeder auf sich selbst gestellt ist im Kampf mit den Leidenschaften des Nächsten und mit einer ungebändigten Natur, da ist er noch ein Mensch von Fleisch und Blut, der Amerikaner der Gründerzeit, der für das geordnete Staatenwesen eine rein geistige Macht geworden ist, ein Gespenst im Ibsensinn, das unausrottbar fortwirkt im ganzen Volk und in der Seele des einzelnen Mannes bis hinan zum Milliardär.

Romane und Novellen ohne Zahl, Tagebücher und Briefe erzählen es immer wieder, wie es ausschaut im Innern solch einer Wildwestnatur. Die Not des Ausgestoßenseins, der bittere Zwang, sich selbst zu helfen in jeglicher Gefahr, hat sie verroht, daß sie keine Gnade kennen, wo ein Widerstand ihnen den Weg kreuzt. Dann aber wieder, in schwarzen Nächten, beim Klang vertrauter Lieder, in schwerer Einsamkeit zieht Erinnerung durch ihre Seele; Erinnerung an das, was Alteuropa ihnen mitgab trotzallem. Wie Heimweh muß es sein. Und dieses Heimweh, das kindlichste Milde in der nämlichen Seele paart mit wildester Roheit, das ist mit seinem Ineinander das Rätsel Amerika, ist Bethlehem als Munitionsfabrik, ist der Reichtum des Mordes, der wohltun möchte.

Wir wissen von Brackgebieten zwischen Meer und Land. Von hüben strömt, von drüben flutet Gewässer anderer Art in eins. Die Seele des Amerikaners ist solch ein Brackgebiet. Wildwest und Alteuropa fluten in ihr durcheinander.

Brackgebiete können fest geworden sein und die gleiche Mischung stets behalten. Es kann aber auch ein Ringen sein mit noch unentschiedenem Ausgang. Gespannten Sinnes folgen wir dann: wird, was die Ströme mit sich führen und in stiller Arbeit ablagern, sich stärker erweisen? Wird es fruchtbares Land vor sich hertreiben, daß die Küste sich weiter hinausdehnt? Oder ist die größere Kraft bei den Fluten? Will es das Schicksal, daß die Küste Stellung um Stellung jäh überrannt wird?

Amerikakundige bezweifeln es nicht, daß das Brackgebiet der amerikanischen Seele nicht festgewordener, sondern unfester Art ist. Man kann nicht dem Dollar dienen und dem Geist zugleich; eines der beiden muß schließlich des andern Herr werden. Und da ist die große, große Gefahr, daß drüben die unreine Flut obsiegt über die stilleren Wasser — daß die leise Melodie Europa übergellt wird von chaotischem Lärm.

Digitized by Google

Das ist, so könnte man folgern, Amerikas Sache. Aber das wäre sehr leichtsinnig gefolgert. Mit solchem Bescheide sich zufrieden geben, das wäre — um einen Vergleich des Kaisers zu gebrauchen —, als wollte man schadenfroh zusehen, weil es nur beim Nachbar brennt. Flammen können herüberschlagen, und daß die Gefahr Amerika gar sehr auch die Gefahr Europa ist, das kann nur verkennen, wer diese ganze Zeit verkennt.

Da haben wir England im Vollbewußtsein seiner Kultur und gleichzeitig seinem feilen Krämergeist. Es ist sehr leicht, ihm unbedingt alle Tiefe zu bestreiten und nur den cant für wahr zu halten. Ein Volk, das es zu einem Shakespeare brachte, einem Milton, Dickens und hunderten gerader Charaktere und Weiser, ein solches Volk ist europäisch im edelsten Sinne angelegt. Und wenn jetzt tatsächlich das Gemeine siegte, der rohe Abenteurer, dem das eigentliche Europa nur noch ein Erinnern ist, dann geschah es eben, weil Amerika herüberschlug, weil sich ein Brachgebiet bilden konnte, wo ehedem nur reine Säfte waren.

Und wie steht es um uns selbst? Hatten nicht auch wir, als wir so schnell zu Macht und Reichtum kamen, ein Amerika bei uns und in uns? Mußte nicht erst dieser Krieg uns genesen lassen von einem immer tiefer sich einfressenden Leiden? Man hat uns eingekreist, es ist wahr. Aber die Kreise waren weiter gezogen von außen und griffen schon tiefer in uns ein, als wir alle wußten. Und darum bleibt es dabei, daß dieses Amerika uns alle angeht, und daß seine Gefahr auch die unsere ist.

Den 8. Oktober 1915.

Digitized by Google

Der Hohenzollerntag.

Heute vor fünfhundert Jahren, an einem milden Herbsttag hielt der erste der Hohenzollerndynastie in Kölln-Berlin seinen feierlichen Einzug. Vom Teltower Tor kam er her. Es war keine kleine Sache für das Volk der Doppelstadt, den Mann einzuholen, der nun schon vier Jahre lang im Mund der Leute war. Ein Rätsel von Charakter. „Na frede stundt all syn beger", sangen die Dichter, und „by steit nach guden freden". Und dieser friedliebende Fürst hatte Furcht und Schrecken um sich her verbreitet. Als Landeshauptmann hatte er, der nun der Landesfürst war, die festesten Burgen gestürmt, die stolzesten Ritter bezwungen. In seiner Macht stand es, die Siege auszukosten nach Willkür. Aber er wollte das nicht. Von ordentlichen Gerichten ließ es sich bestätigen, was er durchzusetzen für recht hielt. Ein solcher Charakter war wohl nach der Not der Zeit, und so war es gewiß nicht bloße Neugier, was die hellen Scharen am Teltower Tor, vor der Gertraudtskapelle und weiter bis zum Hohen Haus gebannt hielt.

Und der Nürnberger Burggraf zog ein. Hoch zu Roß, zur Seite die Bischöfe von Lebus und Brandenburg. Märkische und fränkische Ritter folgten in goldverziertem Harnisch. Johann v. Waldow, Propst von Berlin und Landschreiber der Mark, begrüßte den neuen Herrn namens der Städte. Zwei Tage später, an einem Sonntage, war feierlicher Gottesdienst. Ihm folgte die Huldigung der Stände. Von der Georgen- (der heutigen König-) und der Stralauer Straße her nahte sich der Zug des Rates, der Gewerke und der Bürgerschaft dem Hohen Hause entgegen. Droben verlas dann Johann v. Waldow den Eid, und die andern sprachen nach: „Wir huldigen und schwören Herrn Friedrich und seinen Erben, Markgrafen zu Brandenburg, eine rechte Erbhuldigung, als einem rechten Erbherrn getreu, gewahr- und gehorsam zu sein, als uns Gott helfe und seine Heiligen!"

Dem Historiker, im Angedenken dieser Tage, steht es frei, eine Reihe funkelnder Bilder heraufzubeschwören. Er kann den Festzug Gruppe um Gruppe vorbeigleiten lassen, kann sich in die glänzende Versammlung mischen, die das Hohe Haus durchwogte, kann dabei verweilen bei der Gegensätzlichkeit der knappen fränkischen und er weiten märkischen Tracht und bei den vielerlei Gedanken, die hier und dort die Seele erfüllten und die ein Wille dann zusammenbrachte. Auf alles das sei hier verzichtet. Solche Bilder sind für uns aus allzu naher Sicht genommen. Nicht beim Teltower Tor ist unser Platz, nicht am Kirchhof um Sankt Gertraudt, nicht im Hohen Haus. Das ganze Bild der Doppelstadt wollen wir sehen, Kölln und Berlin, wie es dalag in seiner weiten Umgebung.

Digitized by Google

Der Hohenzollerntag.

Ein schönes mittelalterliches Stadtbild mit Giebeln und Türmen, Graben und Wehr sehen wir da eingebettet in eine vorgeschichtliche Landschaft aus Moor und Sand und Heide. Wie eine Insel liegt es da, eine kleine verlorene Insel in einer ihm fremden und feindlichen Natur. Und Inseln ähnlicher Art waren alle übrigen Städte der Mark, alle Dörfer und alle Weiler. Wir kennen ihre Geschichte, wissen, wie diese Siedelungen einst angelegt waren, in die verwahrloste Landschaft des Ostens deutsche Ordnung zu bringen, der germanischen Kultur ein Neuland zu schaffen. Und auch davon wissen wir, wie in Burg und Stadt und Dorf dann mehr und mehr der alte, gute Geist erstarb, und wie das recht eigentlich die Ursache wurde, daß das alte wilde Land wieder zusammenzuschlagen drohte über die Inseln und Inselchen deutscher Kultur.

Vom Quitzower Geist und was er verschuldete, war schon die Rede. Der Adel war volksfremd geworden, verantwortungsfremd, das machte ihn reif zum Gericht. Doch nicht er allein trug die Schuld. Auch das Bürgertum verlor seine Richtung, auch da wurden fremde, zersetzende Kräfte wirksam. Ihre Herkunft und Art muß erkennen, wer ganz begreifen will, was eigentlich an jenem denkwürdigen Oktobertag seinen Einzug hielt in die Städte dies- und jenseits der langen Brücke.

*

Im Ohr klingt uns ein altes Lied: „Gen Oistland wollen wy riden". Es ist eine ernste, männliche Weise. Wie ein gewappneter Ritter auf stolzem Rosse kommt sie daher, der Geist des Deutschritterordens wird in ihr Klang. Wir wüßten kein edleres Bild, uns gewärtig zu halten, wie das beste, das kernigste Deutschland einst aufstand, und wie es auszog zu seinem heiligen Zug gen Osten.

Das Bild ist kein Trugbild. Wahrer Rittergeist, redlichster Wille führte den Zug einst an. Doch was ihm folgte auf endlosen Bahnen, das wahrlich war nicht alles gleich vornehmer Art. Gemeinere Triebe belebten die Massen. Von allem Beginn an waren so die nach Osten sich wälzenden Menschenmengen uneins in sich, Das mußte, wenn sie erst im neugewonnenen Land zu Ruhe und zu festem Anbau kamen, ausgetragen werden; das Edle mußte sich Gehorsam schaffen oder das Gemeine, Deutschland oder — das andere.

Ein deutsches Amerika hat man das damalige Ostelbien genannt. Es wäre falsch, wenn man nichts als Amerika in unserer frühen Ostausdehnung sehen wollte. Aber falsch ist es auch, nur eitel Reinheit und Edelmut gelten zu lassen. Wie bei den Kreuzzügen religiöse Inbrunst und weltliche Abenteuerlust innig gesellt waren, so auch gingen hier zwei grundverschiedene Elemente eine Verbindung ein; die sich dann schwer nur und mit viel Brausen und Zischen löste in einer Geschichte von Jahrhunderten. Wir haben zu lange nur das Gute gesehen und müssen den Blick nun offen halten auch für seinen Widerpart.

Ein regelrechtes Unternehmertum, vergleichbar allerdings dem jungamerikanischen Agentenwesen, hat mitgeholfen bei der Werbung der gen Osten Ziehenden.

Digitized by Google

Die Unternehmer oder locatores schlossen mit Fürsten oder Bischöfen oder Klöstern recht wie Kaufleute ab. Nichts Menschliches war ihnen fremd. Und vollends weltkundig mochten sie sich bewähren beim Ausheben der Massen, die das noch unangebaute Land mit Menschen sättigen sollten.

Ein ungeheures Aufgebot war zu stellen: die Werbemittel konnten da nicht immer reinsten Geistes bleiben. Wenn solche Agenten etwa im Westfälischen oder dem sonstigen Niederdeutschland auszogen auf den Siedlerfang, dann sprachen sie nicht von den schönen Kirchen, die im Osten erstünden, von frommen Gemeinden und gottgegebenen Fürsten, sondern von dem Glanz der Städte, wo man so schnell zu Reichtum kam, und wie es sogar in der Mark, ja besonders dort „vrolyk to lewen" sei.

Das ist es, was auch die junge Doppelstadt an der Spree mit seinem Geist erfüllte, und was sich, je mehr die slawische Gefahr ins Ferne rückte, um so dreister Platz zu machen suchte. In den Burgen ein der deutschen Art entfremdeter Adel, in den Städten ein Bürgertum, das bloßer Genußsucht immer mehr sich hingab: das beides hat vereint das Chaos werden lassen, das in den Ostgebieten, und nirgends stärker als in der Mark, alles wieder in Frage stellte.

Die alten Stadturkunden sind voll von Verordnungen gegen einen immer sinnloser sich gebärdenden Geist der Bevölkerung. Der Reichtum überschlägt sich in Prunksucht, die Feste entarten zu Gelagen, die sich nicht genug tun können in Völlerei, und die selbst, wenn das Tor sich hinter ihnen schloß, noch die nächtige Straße erfüllen mit ihrem Lärm. Es ist unnötig, an Einzelheiten zu erinnern, wie etwa die „Narrenkiste" vor dem bernauischen Bierkeller. „In Berlin wird alles ruppig": der heute fast harmlos gewordene Satz hatte damals noch ganz andere Bedeutung, und Berlin war ein Sinnbild für die ganze Mark.

*

Wir sahen die Welt, in die der Nürnberger Burggraf vor fünfhundert Jahren einzog. Sollen wir den Geist nun schildern, der in Friedrich wirkte, und der damals die schwere Arbeit des Wiederzurechtrückens auf sich nahm?

Über Friedrichs Bedeutung sind die Geschichtsschreiber jeglicher Richtung sich einig. Und auch das wissen alle, daß der eine Mann, einzig auf sich gestellt, nichts von Dauer hätte schaffen können. Eine Überlieferung mußte in der Herrscherfamilie von Geschlecht zu Geschlecht gehen, eines mußte dem andern in die Hände arbeiten, wenn die fremden, undeutschen Gewalten im Volke nicht wieder Macht gewinnen sollten.

Es ist kein Grund für uns, den Blick über die Höhenzüge dieser fünfhundert Jahre zu scheuen. In vorausgustlichen Tagen war es wohl hier und da üblich, an Einzelheiten zu mäkeln. Heute haben wir den Blick für das Wesentliche, und da sprechen selbst überzeugte Demokraten es aus: „Es gibt ganz sicherlich kein Herrscherhaus, in dessen Vergangenheit nicht auch da, wo menschlich nicht die Größe zu treffen

Digitized by Google

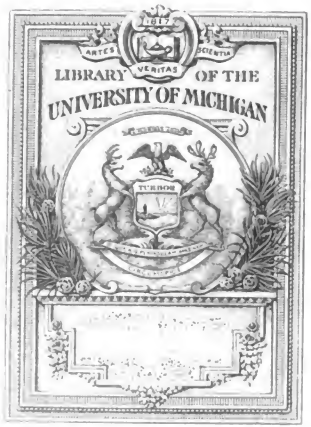
ist, so viel anständige Tüchtigkeit immer wieder uns entgegentritt. Die Reihe der Hohenzollern weist keinen einzigen auf, dessen man sich schlechtweg zu schämen hätte."

Keinen, dessen man sich schämen müßte, aber manchen, dessen man stolz sein darf vor allen Völkern und allen geschichtlichen Zeiten. Ein kerndeutsches Geschlecht hat die besten deutschen Eigenschaften der ihm Anvertrauten geweckt, und beide haben einander immer wieder geholfen in schwerer Zeit. Nur so war es denkbar, daß Berlin und die Mark das Herzstück Deutschlands wurden, und daß von hier aus allem Lande die Besinnung kam und die Kraft, die es gelassen mit einer ganzen Welt aufnimmt.

Den 18. Oktober 1915.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03066 3093



Digitized by Google